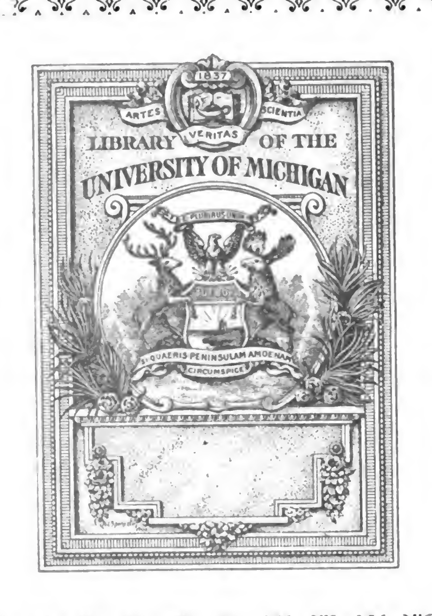
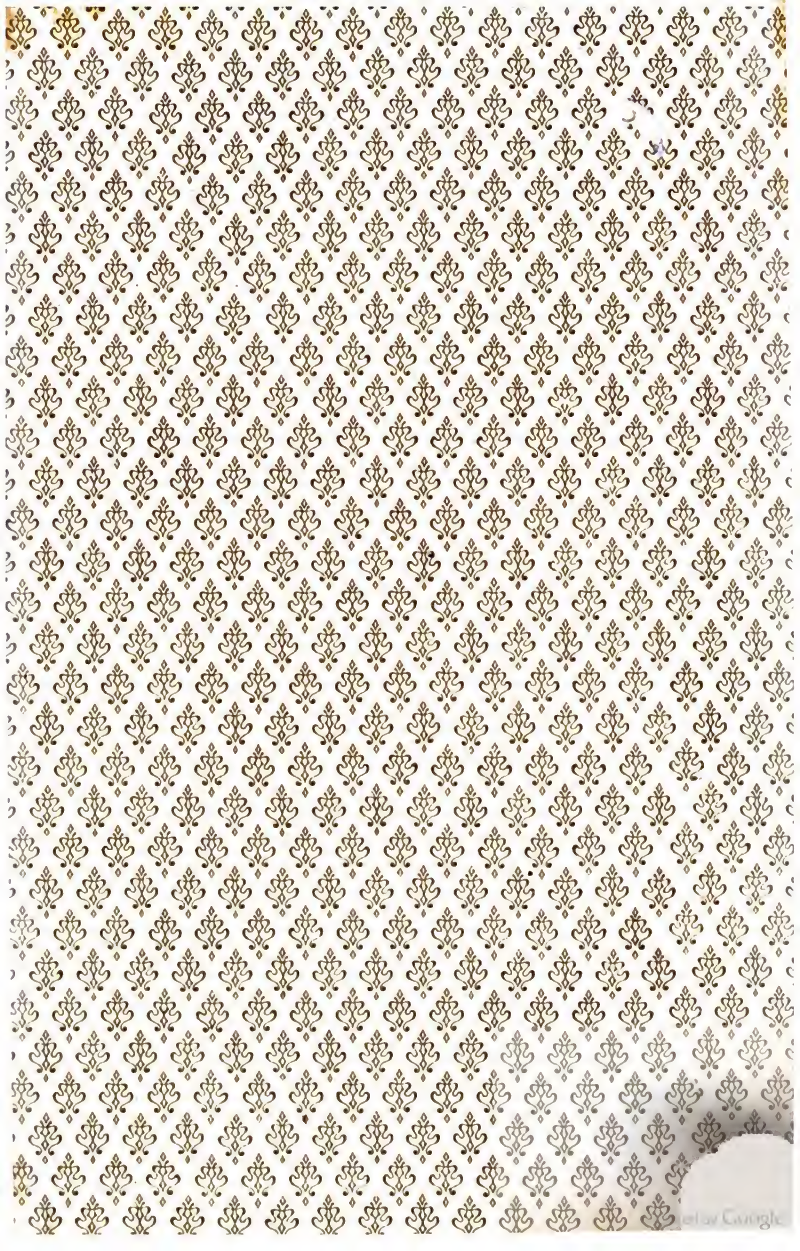
Geschichte des deutschen zeitungswes... bd. Das 16, 17, und 18, ...

Ludwig Salomon


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Geschichte

des

Deutschen Zeitungswesens

von den ersten Anfängen
bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches

von

Ludwig Salomon.

Erster Band.
Das 16., 17. und 18. Jahrhundert.



1900.
Oldenburg und Leipzig.
Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
A. Schwartz.

Vorwort.

Mit der vorliegenden Darstellung wird zum erstenmale eine vollständige Geschichte der Entwicklung des deutschen Zeitungswesens dargeboten.

Auf den ersten Blick wird es wunder nehmen, daß ein solches Buch so lange auf sich hat warten lassen, sind doch die Zeitungen für unser Kulturleben seit mehreren Jahrhunderten schon von großartiger Bedeutung; zudem neigt unsere Zeit zu historischen Forschungen. Welche Unmasse von Litteraturgeschichten giebt es nicht!

Wenn man dann aber dem Thema näher tritt, das ungeheuere, schier endlose Trümmerfeld überblickt, das die Zeitungslitteratur bildet, wenn man bei seinen Nachforschungen erfahren muß, daß zahllose journalistische Unternehmungen, bisweilen sogar die Arbeiten mehrerer Generationen, ganz spurlos versunken sind, wenn man sieht, daß die Zeitungen einer ganzen Epoche, die des dreißigjährigen Krieges, durch einen emsigen Forscher sozusagen erst wieder neu entdeckt werden mußten, und wenn man außerdem noch die ungeheuere Masse von nichtigen und flüchtigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Zeitungswesens überschaut, die beständig den Weg des Forschers hemmt, so kann man sich eines gewissen Grauens nicht erwehren. Beklommen hat sich denn auch wohl mancher, der dieses Feld der Litteraturgeschichte einmal betrat, wieder von ihm abgewendet; er ist zurückgeschreckt vor einem Gebiete, auf dem sich der Schutt der Jahrhunderte an vielen Stellen schon undurchdringbar gehäuft hat.

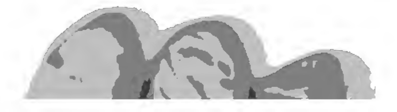
Und dennoch wird sich keiner, der es jemals unternahm, zu dem so mannigfaltigen und so weitverzweigten geistigen Leben, das aus diesen vergilbten und vermoderten Blättern spricht, hinabzusteigen, jemals wieder von dem Zauber der geheimnisvollen Mächte, die hier wirkten und unter den verschiedensten Formen in die Erscheinung traten, ganz los machen können. Denn eine ganz neue Seite unseres Kulturlebens eröffnet sich hier, und die großartige Bedeutung der Presse tritt immer überzeugender hervor. Alles, was seit dem Zeitalter der Reformation das deutsche Volk bewegt hat, spiegelt sich scharf und bis ins einzelne hinein in den Zeitungen wieder. Aus der

schlichten Meldung, die anfangs nur einfach mitteilt, spricht nach und nach der Wunsch, die Befürchtung, dann die Absicht, zu überzeugen, und schließlich der Wille, der verlangt, die öffentliche Meinung, die da zwingt, und in umfassender Weise kommen nun in den Zeitungen alle die geistigen Mächte zum Ausdruck, die auf die Entwicklung der Kultur bestimmend einwirken.

Den ersten Gedanken, das Emporwachsen des Zeitungswesens zu schildern, hatte Johann Samuel Ersch, der verdienstvolle Mitherausgeber der „Allgemeinen Encyklopädie der Künste und Wissenschaften", allein sein Plan gelangte nicht zur Ausführung. Darauf versuchte J. von Schwarzkopf zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in verschiedenen kleinen Bändchen Nachrichten über die deutschen Zeitungen zu sammeln, aber er kam über den Dilettantismus nicht hinaus. Kritiklos nahm er über das ältere Zeitungswesen allerlei Angaben auf, die offenbar falsch sind, und auch bei den Blättern seiner Zeit ist er nicht zuverlässig. Sodann ruhte die Geschichte des deutschen Zeitungswesens wieder vollständig, bis der Litterarhistoriker Robert Prutz an die Aufgabe herantrat. Er brachte den historischen Sinn, ein reiches Wissen und eine frische Begeisterung für seine Arbeit mit; er war auch der erste, der die wirkliche Bedeutung des Zeitungswesens erkannte. „Der Journalismus stellt sich als das Selbstgespräch dar, das die Zeit über sich selber führt", schrieb er. „Er ist die tägliche Selbstkritik, welcher die Zeit ihren eigenen Inhalt unterwirft, das Tagebuch gleichsam, in welches sie ihre laufende Geschichte in unmittelbaren, augenblicklichen Notizen einträgt. Es versteht sich von selbst, daß die Stimmungen wechseln, daß Widersprüche sich häufen und Wahres und Falsches ineinanderläuft; aber immerhin, das Wahre wie das Falsche, hat einmal seine, wenn auch nur teilweise, nur scheinbare Berechtigung gehabt; es ist immerhin ein Erlebtes und, in seiner Irrtümlichkeit selbst, ein Moment unserer Bildung, mithin auch ein Moment unserer Geschichte".

Das Prutzsche Werk gedieh aber nicht über den ersten Teil hinaus, der 1845 in Hannover erschien; es reicht nur bis zu Thomasius und verliert sich dort schon in eine Breite, die ahnen läßt, daß der Verfasser aus dem Geleise geraten ist.

Mittlerweile sind dann verschiedene wertvolle Studien, wie die von Graßhoff (über die geschriebenen Zeitungen), Stieve (über die Relationen), Opel (über die Zeitungen des 30jährigen Krieges), Milberg (über die moralischen Wochenschriften), Zenker (über die Wiener Journalistik) und eine Anzahl Monographieen, z. B. von der „Leipziger Zeitung", der „Allgemeinen Zeitung", der „Magdeburgischen Zeitung", der „Schlesischen Zeitung", der „Kölnischen Zeitung", dem „Hannoverschen Courier", dem „Schwäbischen Merkur", dem „Kladderadatsch", sowie eine große Menge von Abhandlungen über die verschiedensten Seiten des Journalismus erschienen. Dadurch ist besonders über die Anfänge des Zeitungswesens ein ganz neues Licht ver-



breitet worden, und daher hat sich nunmehr auch die Prutzsche Darstellung als außerordentlich lückenhaft erwiesen.

So erachtete ich denn den Zeitpunkt für gekommen, diese mancherlei neuen Bausteine zusammenzufassen und mit den Ergebnissen meiner eigenen Studien zu einem Ganzen zu vereinigen. Inwieweit mir das gelungen ist, mag der Leser selbst entscheiden. Bemerkt sei nur, daß ich von Anfang an bestrebt war, ein lesbares Werk zu schaffen. Vor allem lag es mir daran, den ungeheuern Stoff klar zu gruppieren; es war dies für mich eine der schwersten Aufgaben. Sodann war ich stets bemüht, die Menge der zu betrachtenden Zeitungen möglichst zu beschränken, damit nicht die Übersicht durch Minderwertiges erschwert werde und das Buch nicht zu sehr anwachse. Aus diesem Grunde ging ich auch nicht über die Zeitungen Deutschlands und Österreichs hinaus, so sehr es auch locken konnte, die schweizerische, deutsch-russische und deutsch-amerikanische Presse in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Auch bei den biographischen Mitteilungen habe ich mich in ganz bestimmter Weise beschränkt. Bei weltbekannten Männern, wie Goethe, Wieland, Schiller, Schlegel etc., glaubte ich von der Anführung von Lebensdaten vollständig absehen zu sollen; bei den weniger Bekannten hielt ich mich in möglichst engen Grenzen.

Der zunächst hier vorliegende Band führt vom Beginn des Zeitungswesens bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, der zweite wird die Periode von der Fremdherrschaft bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zur Darstellung bringen. Möchte es mir vergönnt sein, diesen Schlußband recht bald vorlegen und damit ein Werk zum Abschluß bringen zu können, mit dem ich mich bereits gegen zwanzig Jahre beschäftigt habe.

Elberfeld, im Juli 1899.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die Anfänge des deutschen Zeitungswesens.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Die Presse im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.

Dritter Abschnitt.

Die Presse im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Erstes Kapitel.

Der Ursprung des deutschen Zeitungswesens.

1. Einleitung. Die brieflichen Zeitungen des sechzehnten Jahrhunderts. Die gedruckten „Neuen Zeitungen".

In der üppigen Fülle von neuen Lebenserscheinungen, welche auf dem frisch gelockerten Boden des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts emporsprießt, macht sich auch der erste zarte Keim des deutschen Zeitungswesens bemerkbar, aber die allgemeinen Verhältnisse sind seinem Gedeihen noch wenig günstig; lange Zeit kränkelt er mühselig dahin, erst im achtzehnten Jahrhunderte kann er zu weiterer Entfaltung gelangen, und erst im neunzehnten ist er im stande, kräftig Wurzel zu schlagen und zu einem mächtigen Baume sich auszubreiten.

Ein schwerer Druck hatte im Mittelalter alles geistige Leben danieder gehalten; im festen Kirchenzwang, im engen Zunftkreise und im hohen Ringe der Stadtmauer, der jeden Ausblick verwehrte, war man über ein selbstgenügsames, strenggegliedertes Kleinleben selten hinausgekommen. Jede Stadt bildete eine Welt für sich, die mit ihren Interessen nicht weit über ihre Grenzen hinausging, und jeder Mensch in derselben war ein eng an die Gemeinde, die Zunft, die Familie angeschlossenes Glied, das sich als Einzelwesen nur wenig selbständig bewegen konnte. Da trat in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, veranlaßt durch die Wiederbelebung des Altertums, den Niedergang der beiden Hauptmächte des Mittelalters, des Kaisertums und des Papsttums, die Entdeckung der neuen Welt und die Vermehrung des Wohlstandes, eine großartige Wandelung ein. Weite Perspek-

tiven eröffneten sich, das Individuum drängte hinaus aus dem engen Rahmen, jeder suchte sich auf sich selbst zu stellen, die alten Fesseln wurden gesprengt; eine außerordentliche Regsamkeit begann, so daß Ulrich von Hutten begeistert schrieb: „Die Studien blühen, die Geister sind wach; o Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben!“

Der kühnste Mann dieser Zeit, welcher sich am rücksichtslosesten von allen Hemmnissen befreite, war Martin Luther; durch ihn erhielt daher auch die neue Kulturperiode ihre Signatur. Er bildet den Kernpunkt des Zeitalters der Reformation.

Die allgemeine Zersetzung und Umbildung aller sozialen Verhältnisse mußte aber zunächst eine große Unsicherheit im innern und äußern Leben der Menschen hervorrufen, und da war es denn ganz natürlich, daß alle diejenigen, welche die alten Schranken um sich niederrissen, eine gewisse Fühlung unter sich herzustellen bemüht waren. Auch die Notwendigkeit, von der Weiterentwickelung des Kulturprozesses fort und fort Kunde zu erhalten, erheischte einen Austausch von Ideen und Nachrichten, und so griff man zu derjenigen Art der Mitteilung, die am nächsten lag, zum Briefe.

Schon bald, nachdem die neue Weltanschauung sich siegreich Bahn gebrochen, entfaltete sich zwischen den verschiedenen Kulturzentren der damaligen Zeit ein außerordentlich reger Briefwechsel, wie er vordem nie bestanden hatte; jeder Mann von Bildung wurde ein eifriger Korrespondent und setzte zudem einen Ruhm darein, mit allen hervorragenden Geistern seiner Zeit in Verbindung zu stehen. Infolgedessen wuchs die Zahl der Briefe rasch, und in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als das öffentliche Leben am heißesten pulste, war sie Legion. Der größte Teil dieser Briefe fiel natürlich alsbald der Vernichtung anheim, trotzdem sind auch noch viele Tausende erhalten geblieben, später in den großen Bibliotheken von Leipzig, Berlin, Wolfenbüttel, Königsberg, Wien &c. aufgestapelt worden und bieten uns nun heute einen genauen Einblick in ihren Charakter.

Die weitaus größte Zahl dieser Briefe verlor unter diesen Umständen schon in kurzer Zeit ihre Intimität. Um seine Mit-

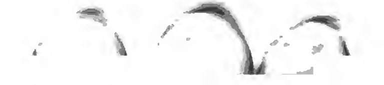
teilungen gleich größeren Kreisen zukommen zu lassen, richtete der Briefschreiber sein Schreiben gar bald nicht mehr nur an einen Einzelnen, sondern in der Hauptsache gleich an eine größere Anzahl von Gesinnungsgenossen. Zu diesem Zwecke teilte er den Brief in zwei Teile, einen vertraulichen, in welchem er den Adressaten seinen Gruß entbot und ihm diejenigen Mitteilungen machte, welche privater Natur waren, und in einen für die Öffentlichkeit bestimmten, in welchem er über alle Neuigkeiten referierte, die ihm zugegangen waren. Dieser zweite Teil ward meist lose in den ersten hineingelegt und begann alsbald, nachdem er in die Hände des eigentlichen Adressaten gelangt war, in dessen Freundes- und Bekanntenkreise zu zirkuliren, ging von diesem auch oft in einen zweiten, dritten und vierten Leserkreis über, besonders wenn er wichtigere oder ausführlichere Nachrichten enthielt, bis er schließlich abgenutzt bei Seite geworfen, oder auch von einem sorgsamen Archivbeamten in ein Nebenfach zurückgelegt wurde, wo ihn dann die Nachwelt, oft in ganzen Stößen, gefunden hat. Zum Unterschiede von den eigentlichen Briefen nannte man diese Blätter „Avise“, „Beylagen“, „Pagellen“, „Zeddel“, „Nova“, am liebsten aber Zeitungen, denn mit diesem Worte, das ursprünglich nur einfach Neuigkeit, neue Nachricht, neue Mär bedeutet hatte, bezeichnete man bereits im sechzehnten Jahrhunderte mit Vorliebe politische Neuigkeiten, so daß der Begriff Zeitung schon damals die kollektive Bedeutung einer zusammenfassenden Darstellung verschiedener politischer Einzelnachrichten erhielt, die ihm nun heute in noch weit umfassenderem und prägnanterem Sinne eigen ist.*)

Die Form, in welcher die Schreiber dieser „Zeitungen“ ihre Neuigkeiten berichteten, war fast immer nur die rein relatorische; ohne Kunst und auch ohne viel Kritik wurden die einzelnen Nachrichten aneinandergereiht, die historischen Thatsachen in gedrängter Kürze aufgezählt. Von einem politischen Urtheil ist in diesen Mittheilungen nirgends etwas zu finden, nur klingt in den aus den

*) R. Graßhoff, Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts. Leipzig. 1877. S. 51 u. ff. u. G. Steinhausen, Gesch. d. deutschen Briefes. 2 Bde. Berlin 1889—91. Bd. 1, S. 66 u. 125 u. ff.

protestantischen Kreisen stammenden Blättern eine allgemeine protestantische Grundstimmung durch, und dabei entringt sich dann auch hier und da einer bekümmerten Brust der Wunsch nach ruhigem Gedeihen der Kirche, der Wissenschaft und der staatlichen Angelegenheiten. Zum Ausdrucksmittel diente hauptsächlich diejenige Sprache, welche damals jedem Manne von Bildung geläufig sein mußte, die lateinische. Alle Gelehrte, alle Staatsmänner korrespondierten in der lateinischen Sprache, einzelne, wie Melanchthon, auch zuzeiten in griechischer, einige besonders Vorsichtige, wie Johann Crotus, der geniale Verfasser der epistolae obscurorum virorum, Zwingli und Johann v. Lasco, bedienten sich auch einer Art Geheimschrift; daneben schrieb man aber auch sehr viel in deutscher Sprache, besonders in den „Neuen Zeitungen“ an die Fürsten.

Den Inhalt der „Neuen Zeitungen“ bildeten alle Nachrichten und Neuigkeiten, welche die Zeit bewegten und interessierten. Das waren in erster Linie die Berichte über das Vordringen des Erbfeindes der Christenheit, der Türken. Fortwährend befand sich ganz Deutschland in Angst und Sorge über die Gefahr, welche von dort her drohte, und so giebt es denn kaum eine „Neue Zeitung“, in der nicht des Türken Erwähnung gethan wird. Ein zweites wichtiges Thema war lange Zeit das Tridentiner Konzil, auf welchem eine allgemeine Reformation der gesammten christlichen Kirche herbeigeführt werden sollte, und durch das daher die ganze gebildete Welt in die größte Spannung versetzt wurde. Jeder Beschluß wurde sorgfältig gemeldet, jede Personalveränderung genau registriert. Ein weiterer Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war Kaiser Karl V. Schon die fremdartige Erscheinung des Mannes veranlaßte immer und immer wieder zu Berichten über ihn; sodann gaben seine vielen Kriegszüge fortwährend Stoff zu Mitteilungen. Dabei lief sehr viel Falsches mit unter, das dann in den nächsten „Zeitungen“ richtig gestellt oder widerrufen wurde. Nicht selten wußte der Korrespondent über allen Gerüchten garnicht mehr, wo das Oberhaupt des Reiches geblieben, ob es nach Brabant, oder nach Spanien gezogen, oder ob es wohl gar gestorben war. Das Gerücht vom



Tode des Kaisers tauchte wiederholt auf und erhielt sich dann immer längere Zeit. Neben den Feldzügen Karls fanden natürlich auch die Kriege und Fehden der übrigen hohen Herren die gebührende Beachtung, so die Züge des Herzogs Heinrich von Braunschweig und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, die Packschen und die Grumbachschen Händel, und außerdem die Verfolgungen und Hinrichtungen von Protestanten in England, Belgien und Frankreich. Besonders waren es naturgemäß die protestantischen Korrespondenten, welche über diese Greuel ausführlich Bericht erstatteten.*) Endlich bildeten noch einen sehr beliebten Zeitungsstoff die sogenannten „politischen Weissagungen", die etwa mit den heutigen Prophezeihungen eines Schäfer Thomas zu vergleichen sind**), und die Berichte über „Naturwunder", über Mißgeburten, Blutregen, Kometen, Gesichte am Himmel, Erdbeben, welche allgemein, besonders die Kometen, als Vorbedeutungen galten.

Streitfragen wurden in diesen Briefen nicht berührt, auch Belehrungen oder dogmatische Darlegungen fanden in ihnen keinen Raum. Für diese hatte man die Predigt, die öffentliche Disputation und die gedruckte Flugschrift. Von alle dem machte man ausgiebigen Gebrauch, besonders aber von der Flugschrift. In den mittleren Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts erschien eine solche Unmasse von diesen Blättern, daß A. Kuczynski in einem „Verzeichnis einer Sammlung von Flugschriften Luthers und seiner Zeitgenossen" (Lpzg. 1870) gegen 3000 aufzählen kann. Sie waren meistens betitelt „Unterweisungen", „Ermahnungen", „Unterrichtungen" rc., oder auch gleich mit einer direkten Adresse versehen, wie „An den Christlichen Adel deutscher Nation", „An den Bapst Leo den Zehenden" rc.

Im großen und ganzen war der Charakter der „Neuen Zeitungen" bei allen Korrespondenten derselbe, der Abdruck einer einzigen genügt daher, um den allgemeinen Typus erkennen zu

*) Bretschneider, Corpus Reformatorum, Halle 1834—48. Tom. VIII: Die Briefe Melanchthons vom 13. u. 23. März 1556.

**) Corp. Ref. Tom. VII, Brief Melanchthons v. 18. Oct. 1552.

lassen. Wir wählen eine solche von Melanchthon an den König Christian III. von Dänemark vom 5. Oct. 1550 (Corp. Reform., Tom. VII). Der eigentliche Brief enthält nur einige wenige höfliche Zeilen, mit denen die „Zeitung" überreicht wird; diese aber lautet:

Von Brabant.

Die hispanica inquisitio wird grausamlich fürgenommen, sind etlich Personen getödtet. Frater Maria ist zu Augsburg gewesen und hat um Linderung der Edict angesucht, ist nicht lang dablieben. Was ausgericht, weiß ich noch nit.

Vom Reichstag

wird ernstlich geboten, den Bischöfen und Äbten ihre Güter und Jurisdictionen einzuräumen und will K. Majestät, daß das Interim soll in's Werk gesetzt werden.

Von Italia, Gallia und Hispania.

In Italo und Gallo ist Fried; Hispania hat ein groß Armata von sechzig Galeeren wider Aphrica gesandt. Man practicirt den Heirath zwischen des Königs von Frankreich Schwester und dem Herzog von Saphoy.

Von Sachsen.

Von Brunswig ist Herzog Heinrich von Brunswig abgezogen. Gewarten beide Theil kaiserlicher Handlungen. Aber hernach ist Herzog Georg von Meckelburg mit dreihundert Reutern und 2000 Knechten in dem Stift Meideburg gezogen, hat da etlich Flecken, die die Stadt inne gehabt, geplündert, und haben die Bürger von Meideburg und das Landvolk Rettung thun wollen, sind bei 1500 Mann umkommen; damit viel Bürger. Jetzund liegen die Knecht noch im Stift und ist die Rede, man wolle die Belägerung der Stadt fürnehmen.

Und ist Rüstung in allen Landen umher.

Man sagt auch, K. M. habe von dem Rath zu Noriberg begehrt, daß sie die Festung dem Prinzen eingeben wollen und Geschütz.

Von Hungarn.

In Hungarn ist Fried, ohne daß in Siebenbürgen der Münch und Paterwitz eine Unruh angefangen von wegen der tutela, und ist der Münch zum König Ferdinando gezogen; dagegen schreibt man, Paterwitz hab Hülf von den Türken.

Vom König Ferdinando.

Der König Ferdinandus hat auch in Tyrol eine Inquisition vorgenommen, daraus viel Unruh khomet.

Waren diese „Zeitungen“ von ganz besonderem Interesse, enthielten sie die Schilderungen einer großen Schlacht, die Nachricht von dem Tode eines berühmten Mannes, die Beschreibung eines gewaltigen Naturereignisses, so wurden von ihnen, um sie auch größeren Kreisen schnell zugänglich zu machen, durch arme Studenten, welche sich damit einen kleinen Erwerb zu verschaffen wußten, verschiedene Abschriften hergestellt,*) und hielt man die Nachricht für ganz außerordentlich wichtig, so gab man die Briefe auch in Druck. Melanchthon sowohl wie Luther erwähnen wiederholt in ihren Korrespondenzen, daß sie interessante Berichte von Freunden als fliegendes Blatt drucken ließen.**) In den meisten Fällen erhielt dasselbe dann auch die Bezeichnung „Zeitung“ oder „Neue Zeitung“, bisweilen kam aber der Gedanke, daß man hier eine Neuigkeit berichten wolle, auch in anderer Weise zum Ausdruck.

In ihrem Äußern sind diese Wittenberger Blätter sich alle sehr ähnlich; sie bestehen aus grobem Papier, haben sämtlich das Quartformat und sind auf der Titelseite meist mit einer Bordüre oder einem Holzschnitt verziert, sehr oft, wenn die Nachrichten von der „Römischen Kayserlichen Mäjestät“ handeln, mit einem Reichsadler. Die Titel selbst sind bisweilen kurz und bündig wie der nachstehende:

Newe Zeitung von den Widertauffern zu Münster. Wittenberg, Joseph Klug 1535,

---

*) Archiv f. Gesch. d. d. Buchh., Bd. VIII, Lpzg. 1883: Kirchhoff, Zur ältesten Gesch. d. Leipz. Zeitungswesens, S. 51, und Graßhoff, S. 55.

**) Corp. Ref., Tom. II: Brief Melanchthons vom 22. Juli 1533 u. Luthers Briefe 2c., herausgeg. v. de Wette, Berl. 1825—28: Bd. 5, S. 209, 435 2c.

weit öfter jedoch von einer großen, umständlichen Ausführlichkeit, wie z. B. die folgenden:

Ware Historia Wie newlich zu Newburg an der Tonaw ein Spanier, genannt Alphonsus Diasius, oder Decius, seinen leiblichen Bruder Johannem allein auß haß wider einige, ewige Christliche lehr, wie Cain den Abel, grausamlich ermördet habe. Geschriben von Herrn Philippo Melanthon. 1546.

Zeittung, Von einem großen vnd schrecklichen Erdbidem, so sich den XIIII. Januarij, dieses gegenwertigen xlvj. jahres, im Jüdischen lande, zugetragen, dadurch zu Jerusalem vnd in vielen vmliegenden Stedten, merklicher schade geschehen, Vnd etliche namhaffte Stedte vntergangen. Auch von großen vngewönlichen Winden, die in der berümpten Insel, Cypro, in einer Stad Famagusta genant, großen schaden gethan. Geschriben an etliche furnemste Personen, zu Venedig, Vnd folgents aus Italienischer sprache verdeudscht, vnd jetzt im Druck ausgangen. Wittemberg. MDXLVI.

Später stellten dann wohl viele Drucker aus eigenem Antriebe solche „Neuen Zeitungen“ her, besonders als die Türkengefahr wuchs und man jeder neuen Nachricht mit Spannung entgegensah. Es erschienen nun solche Blätter in den Offizinen von Nürnberg, Köln, Frankfurt, Straßburg, Basel, und im letzten Drittel des Jahrhunderts ganz außerordentlich zahlreich in den Druckereien Wiens, wo die Buchdrucker Raphael Hofhalter, Michael Zimmermann, Stephan Creutzer, Leonhard Nassinger, Hans Apffel u. a. die günstige Lage der Stadt in Bezug auf den Kriegsschauplatz in Ungarn auszubeuten wußten.*) Alle diese Flugblätter fanden weite Verbreitung und wurden auch sehr viel nachgedruckt. Sie sind ganz nach dem Muster der Wittenberger Blätter eingerichtet und tragen auch dieselben schwerfälligen Titel, wie z. B.:

Newe Zeitunge auß Hungern, Wie abermals die vnsern, durch mithülffe Göttlicher Gnaden, dem Bluthunde

*) Anton Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte. Wien 1883. I. Bd. S. 368 u. 369.

der gantzen Christenheit, in etlichen Scharmützeln obgesieget, vnd auch vier Türkische Fahnen daruon gebracht haben, Welches ist den drey vnd zwentzigsten tag des Hewmonts, dises Jars. Anno MDLVI. Gedrückt durch Valentin Geißler (in Nürnberg) 1556.

Warhafftige vnd Erschröckenliche Newe Zeittung, Von den grossen und gewaltigen zulauff, des Wasserfluß, der Statt Bern, Im Welschlandt (rc. rc.) gantz erbärmlich zu hören. Geschehen den 30. vnd 31. tag Octobris, diß 1567. Jars. Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg durch Nicolaum Knorrn.

Warhafftige Newe Zeittung von Mastricht, rc. Darinnen fast die fürnehmbsten Ausfall, Schiessen, Scharmützeln, vnd Stürmen, sampt andern verlauffnen sachen, von anfang der Belegerung, bis auff den 11. Junij dieses 1579. Jares, sich begeben vnd zugetragen haben, Aus der Statt Achen, den 12. Junij, an einen guten freundt geschrieben. Gedruckt zu Cöln, Im Jahr 1579.

Endlich druckten mit besonderer Vorliebe solche „Neuen Zeitungen" die wandernden Buchdruckereien jener Zeit, unter denen sich besonders diejenige eines Hans Männel (Janos Manlius) in dieser Beziehung hervorthat.*) Sie zog von 1581 bis 1605 in ganz Ungarn umher und ließ von den verschiedensten Orten, bisweilen auch in Versen, „Neue Zeitungen" ausgehen, wie z. B. in Sutschau die folgende:

Newe Zeittung Vnd Wundergeschiecht, so zu Constantinopel, den 10. Februarij dieses 1593. Jar offentlich am Himmel gesehen worden. In Gesangweiß verfasset durch A. M. Gedruckt zu Schützing in Hungern, bey Hansen Männel a. 1593.

Der weitaus größte Teil dieser gedruckten „Neuen Zeitungen" hat sich nicht bis in unser Jahrhundert hinübergerettet, und so konnte denn Emil Weller**) nur 877 verschiedene Blätter aus der

*) Kertbeny, Ungarische Bibliographie. Budapest 1876.

**) Emil Weller, Die ersten deutschen Zeitungen, herausgegeben mit einer Bibliographie (1505—1599). Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, Band 111. Tübingen, 1872.

Zeit von 1505 (in welchem Jahre zum erstenmale der Titel „Zeitung“ für einen gedruckten Bericht auftaucht) bis 1599 aufspüren, obgleich er mehr denn 20 öffentliche Bibliotheken durchsuchte. Freilich würde er sein Verzeichnis sehr bedeutend vergrößert haben, wenn er auch die „Anzeigen“, „Berichte“, „Historien“, „Nachrichten“ &c. in dasselbe mitaufgenommen hätte, die ihrem Wesen nach ja eben so wohl „Neue Zeitungen“ sind, wie diejenigen, die dieses Schlagwort an der Stirn tragen.

In der Geschichte des deutschen Zeitungswesens können diese gedruckten „Neuen Zeitungen“ des sechzehnten Jahrhunderts aber nur einen untergeordneten Rang einnehmen, denn das Zeitungswesen jener Zeit wird durch sie nicht repräsentiert; sie waren immer nur gelegentliche Veröffentlichungen, nur Nebenschößlinge, obgleich einige Offizinen in Straßburg und Basel es auch bereits hie und da unternahmen, kleine Serien solcher gedruckten Blätter herauszugeben. Der eigentliche und systematische Neuigkeitsverkehr des sechzehnten Jahrhunderts vollzog sich durch die geschriebenen Zeitungen, und in ihnen liegt daher der Keim zu dem modernen Zeitungswesen. Das geht auch aus der Herstellung und dem Versand der geschriebenen Zeitungen hervor.

---

2. Die Zentren der Nachrichtenquellen und ihre Zeitungsschreiber.

Die inhaltsreichsten Briefe gingen naturgemäß von denjenigen Orten aus, wo die meisten und wichtigsten Nachrichten zusammenflossen. Der Hauptsammelpunkt aller Neuigkeiten aus der gesamten gebildeten Welt der damaligen Zeit war Venedig, das beim Beginn des 16. Jahrhunderts auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes stand. Hier liefen die Nachrichten über die Kämpfe mit den Türken, besonders über die Seegefechte mit denselben, über die Vorgänge in Rom und Neapel, in Oberitalien, in Frankreich und in Spanien ein; hier bildete sich daher auch sehr bald ein wahrer Weltmarkt für Neuigkeiten, und im Herzen der Stadt, auf dem Rialto, entstand sogar eine Art Nachrichten-

bureau, in welchem man täglich schriftliche Mitteilungen (notizie scritte) gegen eine kleine Scheidemünze, die gazzetta (von welchem Worte sodann die italienische Bezeichnung für Zeitung, gazzetta, hergenommen worden sein soll) kaufen konnte. In der Bibliothek Magliabucchi zu Florenz befindet sich noch eine große Anzahl solcher notizie scritte. Von Venedig gingen daher auch in jener Zeit die meisten wichtigen Nachrichten nach allen Richtungen hin aus, und auch Deutschland bezog seinen reichlichen Theil von dort her, besonders solange, als die eigenen Angelegenheiten noch nicht eine so hervorragende Rolle spielten.

Im deutschen Reiche selbst war anfangs Augsburg vermöge seiner ausgebreiteten Handelsbeziehungen der wichtigste Zentralpunkt für Neuigkeiten, sodann nahm, etwa im zweiten und dritten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, Nürnberg den ersten Rang ein. Nürnberg war damals die bedeutendste deutsche Stadt, gleich ausgezeichnet durch großartigen Handel, durch Reichtum und Pracht, wie durch eifrige Pflege von Kunst und Wissenschaft. Hans Sachs, Albrecht Dürer und Wilibald Pirckheimer verliehen ihr einen über das ganze Reich hin strahlenden Glanz, und Reichstage, Fürstenkonvente, Religionsgespräche ꝛc. erhielten in ihr fort und fort ein überaus reges politisches Leben. Luther übertrieb daher keineswegs, als er in der dem Nürnberger Syndikus Spengler zugeeigneten Predigt sagte: „Nürnberg leuchtet wahrlich in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich andere Städte beweget, was da selbst im Schwange gehet", und als er ferner in einem Briefe an Eoban Heß 1528 schrieb: „Ich habe nichts Neues nach Eurem Emporium zu melden, da Nürnberg gleichsam das Auge und Ohr Deutschlands ist, das Alles siehet und höret, was vielleicht niemals zu uns gelangt." Jemehr jedoch die Reformation an Bedeutung gewann, desto mehr wandten sich die Blicke nach Wittenberg, und in den dreißiger und vierziger Jahren, als Luther auf dem Gipfel seiner Popularität stand, da war die kleine sächsische Residenz das Zentrum, von dem alle wichtigen Nachrichten ausgingen, und nach welchem alle Vorgänge von Bedeutung, die ja auch fast immer mit der Reformation in irgend welchem Zusammenhange

standen, am raschesten gemeldet wurden. Nach dem Tode der Reformatoren sank Wittenberg, da es weder günstig für den Handel lag, noch auf die Dauer ein politisch wichtiger Platz bleiben konnte und auch eine wenig intelligente Bevölkerung besaß, schnell wieder zu der unbedeutenden Stadt herab, die sie vordem gewesen, und Frankfurt am Main trat das geistige Erbe an. Frankfurt war der Knotenpunkt großer Routen; hier kreuzten sich die Straßen von Wien, Augsburg, Nürnberg nach Köln und Brüssel mit denjenigen von Leipzig, Hamburg, Bremen nach Straßburg, Basel rc.; außerdem war es die Krönungsstadt der deutschen Kaiser, also sehr oft der Schauplatz historischer Ereignisse und öffentlicher staatlicher Verhandlungen, und endlich auch schon bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Es war also nichts natürlicher, als daß sich hier auch alsbald ein großer Markt für Neuigkeiten bildete, der um so mehr an Bedeutung zunahm, je mehr die Wichtigkeit der bisherigen Zentralpunkte schwand.

Neben diesen Hauptbrennpunkten des geistigen Lebens gab es aber im weiten deutschen Reiche auch noch eine große Anzahl kleinerer, von denen hauptsächlich diejenigen Nachrichten ausgingen, welche sie vermöge ihrer geographischen Lage früher erhielten als andere Städte. So waren Wien und Breslau die Hauptquellen der Nachrichten über die Türkenkriege und die Zustände in Ungarn und Polen; über das südwestliche Deutschland, die Schweiz und Frankreich kamen die besten Nachrichten aus Straßburg, das im Zeitalter der Reformation auf einer sehr hohen Stufe der Bildung stand; die Neuigkeiten des Nordwestens, aus den Niederlanden und aus England konzentrierten sich in Köln, wo außerdem auch die Nachrichten aus den katholischen Parteien des Reiches zusammenflossen; die Hansastädte Lübeck und Hamburg waren Sammelpunkte für Berichte aus dem Norden. Endlich lieferte noch Leipzig regelmäßig während seiner großen Messen nach allen Seiten hin eine bunte Fülle von „Neuen Zeitungen“, die freilich nicht immer die zuverlässigsten waren.

Die Verfasser dieser Briefe konnten naturgemäß nur Männer der gebildeten Stände sein, da die Kunst des Schreibens noch

nicht jedermann auszuüben vermochte; sie waren hauptsächlich Gelehrte, Staatsmänner, Beamte, Kaufleute ꝛc., je nach den Verhältnissen.

In Augsburg gingen die inhaltsreichsten „Neuen Zeitungen" aus den Schreibstuben der Fugger hervor, deren Handelsflaggen auf allen Meeren wehten, und die an allen großen Handelsplätzen Agenturen unterhielten.*) Sobald die neuen Nachrichten an den regelmäßigen Posttagen eingelaufen waren, wurden sie zu „Zeitungen" zusammengestellt, die dann die Schreiber, so oft wie nötig war kopierten. Der Schreiber erhielt sodann von jedem, dem eine solche Zeitung zuging, vier Kreuzer Schreibgebühr für den Bogen, auch wenn dieser nicht ganz beschrieben war, oder eine jährliche Vergütung von 24 bis 30 Gulden, wie noch aus den Resten solcher Blätter, die im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrt werden, sowie aus den 28 Bänden Fuggerscher „Zeitungen" aus den Jahren 1568 bis 1604, welche sich in der Hofbibliothek zu Wien befinden, ersichtlich ist. Bei den vielen Beziehungen des Hauses zum Auslande war es nötig, daß die „Neuen Zeitungen" in verschiedenen Sprachen abgefaßt wurden, und so erschienen, neben der deutschen, Ausgaben in lateinischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache. In Bezug auf den Inhalt waren die Fugger sehr vorsichtig. Da sie die Kaiser, so wie alle hohen Herren der katholischen Partei zu ihren Kunden zählten und außerdem fortwährend Geldgeschäfte mit den Päpsten machten, so berührten sie die religiöse Bewegung in Deutschland so wenig wie möglich, dagegen waren sie eifrig bemüht, über alles, was sich in Frankreich zutrug, und worüber die Kaiser stets ein wachsames Auge haben mußten, so ausführlich und so schnell es nur anging, zu berichten. Infolgedessen kamen verschiedene Nachrichten über wichtige Vorgänge in Frankreich zuerst durch die Fuggerschen „Zeitungen" nach Deutschland, so z. B. der Bericht über den Prozeß gegen Jean Chatel, der Heinrich IV. zu ermorden versucht hatte. Den Schluß der Fuggerschen Zeitungen" bildeten meist Marktberichte, z. B. Verzeichnisse, zu

*) Vergl. Sickels Aufsatz über die Fuggerschen Zeitungen im Athenäum Français 1852.

welchem Preise alle Sachen zur Zeit in Wien zu kaufen waren. Von den sonstigen „Zeitungsschreibern“ in Augsburg ist nur noch der Rathsherr Hans Merer zu nennen, von dem sich noch 5 Bände geschriebener Zeitungen, von 1583 ab an den Stadtkämmerer Stephan Fugger in Regensburg gerichtet, in der Staatsbibliothek zu München erhalten haben.

Trotz der mancherlei schätzenswerten Eigenschaften der Augsburgischen Zeitungsberichte, zogen denselben Politiker und Gelehrte doch schon bald die Nürnberger „Zeitungen“ vor, gewiß hauptsächlich deswegen, weil dort dem neuen geistigen Leben Deutschlands in weit höherem Maße Rechnung getragen wurde. Die „Zeitungsschreiber“ in Nürnberg waren Staatsmänner und Beamte der Reichsstadt, Männer von reicher Bildung und vieler Erfahrung; verschiedene hatten weite Reisen gemacht, andere sich wiederholt im diplomatischen Dienste ausgezeichnet. Der hervorragendste unter ihnen war der seiner Zeit hochberühmte Rechtsgelehrte Christoph Scheurl, welcher auch zugleich eine besondere Stellung in dem großen Kulturprozesse des 16. Jahrhunderts einnimmt. Scheurl wurde 1481 zu Nürnberg geboren, widmete sich neben seinen rechtswissenschaftlichen auch humanistischen Studien, war eine Zeit lang Syndikus der Deutschen in Bologna, von 1507 ab einige Jahre Rektor der Universität Wittenberg und dann bis zu seinem 1542 erfolgten Tode Rechtskonsulent seiner Vaterstadt und Rat des Kaisers, sowie verschiedener Kurfürsten und Bischöfe, in welcher Eigenschaft er viele Reisen, selbst bis nach Spanien, unternahm. Das Auftreten Luthers begrüßte er mit Freuden; in einem Briefe vom Jahre 1517 bat er denselben, ihm eine Stelle in seiner vertrauten Freundschaft einzuräumen, und in Nürnberg suchte er nach allen Seiten hin für die neue Lehre zu wirken. Als er jedoch gewahrte, wie diese allerwärts die größten Umwälzungen auch in den sozialen Verhältnissen hervorrief, zog er sich besorgt vom Verkehr mit den Reformatoren zurück, ohne jedoch mit ihnen offen zu brechen.*) Bei seinen weitverzweigten Amtsgeschäften hatte er viel Gelegen-

*) Köstlin, Martin Luther. 2. Aufl. Elberfeld 1883. Bd. I, S. 94, 144, 686, Bd. II, S. 322.

heit, sich über alle Vorgänge von Bedeutung alsbald zu informieren, und konnte daher auch den Aufforderungen der Fürsten und geistlichen Herren, sowie den Bitten seiner Freunde, ihnen Mitteilungen über wichtige Ereignisse zu machen, stets in ausführlicher Weise entsprechen. Ein Teil dieser Briefe ist vor einiger Zeit unter dem Titel „Christoph Scheurls Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit“ von Sooden und Knaake in zwei Theilen 1867 und 1872 zu Potsdam herausgegeben worden. Neben Scheurl war es sodann Lazarus Spengler, der sich die Mitteilung von Neuigkeiten angelegen sein ließ. Spengler wurde 1479 zu Nürnberg geboren, studierte die Rechtswissenschaft und bekleidete sodann von 1506 ab bis zu seinem Tode im Jahre 1534 die einflußreiche Stelle des Ratsschreibers oder Syndikus seiner Vaterstadt. Als solcher nahm er auch an vielen Reichstagen teil, z. B. an dem zu Worms, und versendete von dort aus sehr ausführliche Berichte.

Weiter sind als Verbreiter von Nürnberger Zeitungen der Rathsherr Hieronymus Baumgarten, der Prediger an der Sebalduskirche Veit Dietrich, ein Dr. Gugel, der für seine Berichte an den Fürstbischof von Bamberg von diesem ein jährliches Honorar von 20 Gulden bezog, und endlich eine Persönlichkeit zu nennen, von deren Namen leider nur noch die Anfangsbuchstaben Z. H. bekannt sind. Dieser Z. H. scheint die Zusammenstellung und Verbreitung von Zeitungen bereits ganz vollständig geschäftsmäßig betrieben zu haben, wie aus den zwei Foliobänden, welche sich unter der Signatur 011 (I) und 011 (II) in der Universitätsbibliothek zu Leipzig finden, geschlossen werden darf. Die beiden Bände enthalten Zeitungsberichte, welche von September 1587 bis zum November 1591 regelmäßig und systematisch von Nürnberg nach Leipzig abgesandt wurden. Die meisten dieser Zeitungsnummern bestehen aus mehreren Blättern. Gewöhnlich erscheinen die Nachrichten aus Rom und Venedig auf dem einen Blatte oder Bogen, und die aus Antorf (Antwerpen) und Köln und zuweilen auch aus Frankfurt, Prag, Breslau ꝛc. schließen sich auf einem anderen Blatte oder Bogen an; das Ganze aber wird unter einer Nummer zusammengefaßt.

Eine Zusammenstellung der Korrespondenzen ergiebt, daß wenigstens einige derselben regelmäßige wöchentliche Berichte sind, welche stets ungefähr um dieselbe Zeit abgesandt wurden. Dies gilt vor allem von den Nachrichten aus Rom, Venedig, Köln und Antorf. Man hat es hier also offenbar mit den Zeugen eines bereits ganz gewerbsmäßig betriebenen Zeitungsgeschäftes zu thun, welches sich von fest engagierten Korrespondenten mit bestimmter Regelmäßigkeit aus großen Zentren des politischen Lebens Berichte schicken ließ, hieraus Zeitungsnummern zusammenstellte und diese, durch Kopisten vervielfältigt, an seine Abonnenten verschickte.*)

Von Wittenberg aus wurden naturgemäß die meisten „Neuen Zeitungen" von den Reformatoren versandt, doch war es in erster Linie nicht Luther, sondern Melanchthon, welcher diese Briefe schrieb. Luthers ganzes Denken war viel zu sehr erfüllt von dem gigantischen Kampfe, den er aufgenommen, als daß er sich mit dem Verzeichnen all der kleinen Neuigkeiten des Tages hätte befassen können. Dagegen behandelte er viele Tagesfragen und Tagesereignisse in Streitschriften, Protesten, Aufforderungen, Darlegungen 2c., die als Flugschriften gedruckt wurden und gleichsam die Leitartikel zu den „Neuen Zeitungen" bildeten. Der stille emsige Melanchthon unterhielt eine ganz außerordentlich große Korrespondenz und wurde bis an sein Lebensende nicht müde, die Nachrichten, welche bei ihm einliefen, zu „Zeitungsbriefen" zusammenzustellen und diese dann an Fürsten, hohe Staatsbeamte und Freunde zu verschicken. Seine Quellen waren stets sehr reich und immer die besten, und infolgedessen wurden seine Briefe sehr begehrt und sehr geschätzt. Von den fürstlichen Personen, welche entweder gelegentlich oder mit systematischer Regelmäßigkeit von Melanchthon die Neuigkeiten gemeldet bekamen, stehen der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, die Herzöge von Mecklenburg, die Fürsten von Anhalt, König Christian III. von Dänemark und

*) Ausführliches siehe J. O. Opel, „Die Anfänge d. deutschen Zeitungspresse" (Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels, Bd. III. Leipzig 1879) S. 10 u. ff.

Herzog Albrecht von Preußen in erster Linie. Der letztgenannte Herr bat Melanchthon ganz besonders dringend, ihm „oft und viel" neue Zeitungen zu schreiben, da er „schier am Ende der Welt sitze und bisweilen weniger denn nichts von neuen Zeitungen bekomme". Von den hohen Staatsbeamten waren es hauptsächlich die Kanzler, Sekretäre und Räte der befreundeten Höfe, der sächsische Kanzler Georg Bruck, der brandenburgische Kanzler Sebastian Heller, der Rat des Herzogs von Jülich-Kleve Wilhelm Reiffenstein, der Quästor des Grafen von Stolberg Wilhelm Knutelius, der Kanzler des Fürsten von Nassau Fabian Kindler rc. rc., welche von Melanchthon Nachrichten erhielten, und von den Freunden in erster Linie Joachim Camerarius in Leipzig, dann Spalatin in Altenburg, Georg Fabricius in Meißen, Justus Jonas in Halle, Baumgartner in Nürnberg, Johann Heß und Crato in Breslau, Johann Sturm in Straßburg, Agricola in Berlin, Osiander in Königsberg rc. Außer Melanchthon versandten von Wittenberg aus dann noch Bugenhagen, Major u. a. solche Neuigkeitsbriefe.

Die Korrespondenten in den übrigen Städten hatten naturgemäß während der Blütezeit Wittenbergs nur eine Bedeutung zweiten und dritten Grades. Von verschiedenen von ihnen ist uns daher nicht einmal der Name aufbewahrt worden. Wer von Wien aus über die Kämpfe mit den Türken nach Wittenberg berichtete, wird von den Wittenbergern in deren Briefen niemals angegeben; in Breslau waren es besonders der Oberpfarrer an der Magdalenenkirche Johann Heß, der Prediger Moibanus und der feingebildete Arzt Crato von Kraftheim, welche die Neuigkeiten meldeten, in Straßburg die Reformatoren Bucer, Marbach, Hedio, der gelehrte Humanist und Gründer des Straßburger Gymnasiums Johannes Sturm und vor allem der hochgeschätzte, welterfahrene Bürgermeister von Straßburg Jakob Sturm, in Köln verschiedene Theologen am Hofe des Erzbischofs, Grafen Hermann von Wied, und außerdem gab es hier noch einen „vielwissenden" Mann, welcher dem Kaiser Rudolf II. für ein Gehalt von 200 Goldgulden speziell alle französischen und niederländischen Zeitungen „zuschrieb". Sein Name ist ein

Geheimnis geblieben.*) In Hamburg befaßten sich mit politischen Korrespondenzen der Superintendent Dr. Aepinus und der Senator Joachim Moller, in Lübeck die Stadtsyndici Dr. Joh. Rudel und Calixtus Schein, in Leipzig der hochgelehrte Joachim Camerarius der Ältere und verschiedene „Avisenschreiber", die das Mitteilen von neuen Nachrichten bereits, wie es scheint, ganz gewerbsmäßig betrieben.

In Frankfurt am Main beschäftigten sich zunächst, solange Wittenberg im geistigen Leben Deutschlands noch den Ton angab, nur Leute untergeordneten Ranges, oder Männer, die sich nur vorübergehend dort aufhielten, wie der Burgunder Hubertus Languetus und der polnische Geistliche Johann von Lasco, mit der Abfassung von brieflichen Zeitungen, und als dann Wittenberg seine Bedeutung verloren hatte, trat das Zeitungswesen bereits in ein neues Stadium und zwar vermittelst der sogenannten Relationen. Die alte Reichsstadt hat somit in der Periode der brieflichen Zeitungen nicht die Rolle gespielt, die man nach dem ersten Blicke von ihr hätte erwarten können, dagegen wurde sie nun der Hauptausgangspunkt für die Relationen, auf die wir jedoch erst weiter unten genauer eingehen können.

---

3. Die Versendung der brieflichen Zeitungen. Das Botenwesen. Die Errichtung der Taxisschen Post.

Mit der Abfassung eines Zeitungsbriefes war nun aber der Zweck, einen fern Wohnenden von den neuesten Geschehnissen zu unterrichten, bei weitem noch nicht erreicht; nach dieser handelte es sich sodann noch sehr ernstlich um die Beförderung des Schreibens. Die hohen Herren, der Hansabund und die Universitäten unterhielten zu diesem Zwecke meist eigene Staffetten, in den bürgerlichen Kreisen bediente man sich dagegen, wenn man seine Briefe nicht mit Gelegenheit, etwa durch einen Kaufmann, Handwerksgesellen, Pilger 2c., befördern konnte, des Ordinari-

*) Hurter, Ferdinand II. Schaffh. 1850—64, Bd. II, S. 308.



Boten, oder, wie man ihn kurzweg nannte, des Ordinari. Der Ordinari war ein Bote, der ursprünglich im Dienste einer Stadtbehörde stand und hier in erster Linie die Aufgabe hatte, die obrigkeitlichen Schreiben an ihre Adresse zu befördern. Dabei war ihm jedoch gestattet, auch Privaten gegen ein Entgelt ähnliche Dienste zu leisten, aber nur mit spezieller Bewilligung seiner Obrigkeit. Mit der Zeit nahm jedoch die Privatkorrespondenz einen derartigen Umfang an, daß die amtliche vor ihr fast verschwand, und infolgedessen traten die Behörden der Städte das Boteninstitut an die Kaufleute ab, die es nun rasch in großartiger Weise erweiterten. Sie legten lange Linien an, setzten an den End- und Knotenpunkten Botenmeister ein, welche die Oberaufsicht führen mußten, ließen sich zudem für die gehörige Ausführung ihrer Aufträge von den Boten Bürgschaft leisten und erwirkten sich in unruhigen Zeiten bei der Obrigkeit sogar die Erlaubnis, einen Mantel mit dem Wappen und den Farben ihrer Stadt tragen lassen zu dürfen. Die bedeutenden Unkosten deckten die Beteiligten durch bestimmte jährliche Beiträge. Schon im fünfzehnten Jahrhundert organisierten die Kaufleute von St. Gallen einen Botenritt über Lindau, Ravensburg und Ulm nach Nürnberg; nicht viel später wurde eine Verbindung zwischen St. Gallen, Zürich, Genf und Lyon ins Leben gerufen; sie hieß kurz „das Lyoner Ordinari“. Mehrere Jahrzehnte hindurch waren auch die Handelshäuser von Nürnberg und Augsburg an dieser Linie beteiligt.*) Andere regelmäßige Verbindungen der deutschen Haupthandelsplätze mit den Niederlanden, Frankreich und Italien weist Opel nach.**) Die Zeit, welche ein Bote für die Zurücklegung seines Weges brauchte, ist selten genau zu ermitteln, sie war ja auch nicht bloß durch die Entfernung, sondern auch durch Terrainschwierigkeiten, die Unsicherheit des Weges ꝛc. bedingt; doch kann man berechnen, daß z. B. die Strecke von Venedig nach Nürnberg im allgemeinen 20, die von Antwerpen nach Köln 5 Tage beanspruchte. Die Berufsauffassung dieser Boten spiegelt sich in

*) Bavier, Die Straßen der Schweiz. Zürich 1878.

**) Opel, S. 20—22.

den Versen wieder, die unter die Abbildung eines kölnischen Ordinari-Boten aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts gesetzt wurden. Es heißt dort:

Durch Windt durch Schnee ich armer Held
Bey dag bey nacht lauff durch das Feld
Kein hitz des Sommers mich auffhalt
Des winters schew ich keine kalt'
Nachdem ich einem bottschaft bring
Empfaht man mich wol oder gring
Viel newes und der zeitung vil
Ein jeder von mir wissen wil
Was soll dann thun ich armer knecht
Damit mich nicht halt fur schlecht
Mus ich also fein warm und heis
Smiden auch das so ich nicht weis
Kan mich auch wohl accomodieren
Und sagen was man gern thut hören
Das trinkgelt oft im wirtshaus blei
Des Weib und Kind sich wenig frewt
Wen ich dan schon lang hab gerunnen
So ist nichts dann blosse Kost gewunnen.

Nach der Errichtung der Taxisschen Posten und besonders nach der Ernennung des Freiherrn Leonhard von Taxis im Jahre 1595 zum General-Reichs-Postmeister durch Kaiser Rudolf II. wurde das Institut der Ordinari häufig angefochten und schließlich nach mancherlei Streitigkeiten ganz untersagt. Darauf entließ z. B. die Stadt Nürnberg ihre Boten am 2. April 1685. Die Taxisschen Posten befuhren zu dieser Zeit bereits alle Hauptverkehrsstraßen Deutschlands.

---

4. Zensur und Unterdrückung der geschriebenen Zeitungen.

Zur selben Zeit, als die Boten aus dem Verkehrsleben verdrängt wurden, war es aber auch mit der Blütezeit der handschriftlichen Zeitungen vorbei; doch bildete hier nicht der Konkurrenzneid die Triebfeder, sondern die Besorgnis, es könne in diesen verschlossenen Briefen viel Unwahres, Verläumderisches und be-



sonders viel Ketzerisches verbreitet werden. Hauptsächlich inbetreff dieses letzteren waren viele weltliche und geistliche Behörden in Sorge. Mit Argusaugen wachten sie über allem, was gedruckt wurde, eine jede Zeile war der strengsten Zensur unterworfen, und den geschriebenen Zeitungen sollten sie machtlos gegenüberstehen. Sie versuchten es daher zunächst, auch diese in das Bereich der Zensur zu ziehen. Unter den in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts bei der österreichischen Regierung fungierenden Zensoren ist auch ein Dr. Johann Maximilian Salla genannt, der die Aufgabe hatte, die geschriebenen Zeitungen zu kontrollieren und gegen Zuwiderhandelnde ohne Schonung und sogar mit „Leibesstraffe" vorzugehen. Allein bald wird man sich wohl überzeugt haben, daß eine solche Kontrolle trotz aller Strenge dennoch rein unmöglich war, und so entschloß man sich kurzer Hand, jede Abfassung von geschriebenen Zeitungen einfach zu verbieten. In ganz Österreich ging man in dieser Weise am 10. Mai 1672 vor, zugleich mit dem Befehle, daß man sich allein der gedruckten Zeitungen bedienen solle;*) in Brandenburg wurden die geschriebenen Zeitungen am 29. Januar 1698 verboten;**) andere Regierungen erließen ähnliche Vorschriften.

Die brieflichen Zeitungen verschwanden nun; als sich jedoch im achtzehnten Jahrhunderte ein neues politisches Leben entfaltete und trotzdem die Presse in festen Banden gehalten wurde, da tauchten sie, wenn auch in etwas anderer Gestalt, aufs neue auf, und wir werden uns daher später nochmals mit ihnen zu beschäftigen haben.

---

*) Codex Austriacus, Band II, S. 533.

**) Schriften des Vereins der Stadt Berlin. XI. S. 68.

Zweites Kapitel.

Die Vorläufer der eigentlichen Zeitungen.

1. Die kölnischen Händel und die Entstehung der Meßrelationen. Michael von Aitzing.

Bei dem großen Beifall, den sowohl die geschriebenen Zeitungen, wie auch die gedruckten Flugschriften allerwärts fanden, muß es wunder nehmen, daß nicht alsbald ein spekulativer Kopf auf den Gedanken kam, die mancherlei Briefe und Berichte zu sammeln und zu drucken und die so gewonnenen Hefte zu bestimmten Zeiten regelmäßig in den Handel zu bringen. Allein der größte Teil des sechzehnten Jahrhunderts verging, ohne daß jemand auf dieses litterarische Unternehmen verfiel, bis endlich in den achtziger Jahren große Ereignisse in Köln eintraten, die ganz Deutschland in hohem Grade interessierten. Wie schon einmal in den vierziger Jahren der Erzbischof und Kurfürst Hermann von Wied, so versuchte jetzt der Erzbischof und Kurfürst Gebhard, Truchseß von Waldenburg, das Erzstift Köln zu reformieren, und geriet dadurch, obgleich die Mehrheit der Bürger von Köln der protestantischen Lehre geneigt war, in eine große Menge von Konflikten, die darin gipfelten, daß der Papst den Erzbischof in den Bann that und der also Geächtete nun, da er sich der militärischen Gewalt des neu erwählten Erzbischofs Ernst von Bayern gegenüber nicht behaupten konnte, alles verloren gab und flüchtete. Die große Spannung, mit der man die Entwicklung dieses Dramas in Deutschland verfolgte, hatte darin ihren Grund, daß, wenn der Erzbischof Gebhard die Reform des Erzstiftes

durchsetzte, die Protestanten im Kurfürstenrate die Mehrheit erhielten.

Über diese kölnischen Händel ließ sich aber nicht so kurz und leichter Hand berichten wie etwa über eine Schlacht oder ein Verbrechen, man mußte ausführlicher darlegen und entwickeln; dazu boten aber die landläufigen Zeitungsbriefe keinen Raum, man mußte sie erweitern; auch den Fortsetzungen mußte man einen größeren Raum geben, und da entstanden denn ganz von selbst dicke Hefte, die auch nicht mehr, wollte man sie in einer großen Zahl von Exemplaren ausgeben, in schwerfälliger Weise abgeschrieben werden konnten, sondern gedruckt werden mußten. Die hierbei aufgewandten Druckkosten erheischten aber auch einen größeren kaufmännischen Vertrieb, der nur auf der Frankfurter Messe möglich war, wo alle Buchhändler (oder Buchführer, wie sie damals hießen) alljährlich regelmäßig im Frühjahr und Herbst zusammenkamen und die neuerschienenen Bücher ankauften. Durch diese Geschäftsverhältnisse ergab sich dann wieder für die Hefte die Notwendigkeit eines regelmäßigen Erscheinens zu bestimmten Zeiten, und damit erwachte nun ganz naturgemäß der Keim der modernen Zeitung, deren Hauptmerkmal das Erscheinen in regelmäßiger Frist ist. Ihres größeren Umfangs wegen nannte man diese Berichte Relationen und, da sie am Schlusse eines jeden Semesters zur Messe erschienen, Meßrelationen, oder, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, in tönendem Lateinisch Relationes Semestrales. Die Sprache, in der sie geschrieben waren, war jedoch die deutsche.

Es ist lange unbekannt geblieben, wer die ersten Meßrelationen geschrieben hat. Noch Prutz nahm irrtümlich an, daß die Stadt Frankfurt am Main, wo die Hefte auf den Markt gebracht wurden, auch der Ursprungsort derselben sei, und daß Frankfurter Schriftsteller auch schon die ersten Relationen verfaßt hätten*), bis endlich Felix Stieve nachwies, daß in Köln die Wiege des modernen Zeitungswesens zu suchen sei, daß dort am Niederrhein der Ver-

*) Rob. Prutz, Gesch. d. deutschen Journalismus. Hannov. 1845. I. Teil, Seite 188.

fasser der ersten Relationen gesessen habe, und daß derselbe niemand anders als der von jeher bekannte Michael von Aitzing sei, der Verfasser des „Leo Belgicus", eines Buches, das seiner Zeit so viel gelesen wurde und noch heute als Quelle geschätzt wird.*)

Ein mannigfach verschlungener Lebensweg führte Michael von Aitzing erst in reiferen Jahren nach Köln. Er stammte aus einem alten Adelsgeschlechte, welches zu Obereytzing bei Ried im einst bayerischen, jetzt oberösterreichischen Innviertel daheim war und im fünfzehnten Jahrhundert aus Bayern nach Österreich verpflanzt wurde. Sein Geburtsjahr hat sich nicht ermitteln lassen, doch ist festgestellt, daß er seine Knabenjahre in Wien verlebte und auch an der dortigen Hochschule seine Studien begann. Diesen muß er sehr fleißig obgelegen haben, denn, „noch nicht in das Jünglingsalter eingetreten", wie er selbst angiebt, ließ er bereits im Jahre 1553 ein Buch unter dem Titel „Artis oratoricae Tabulae etc.", ein Kompendium der Rhetorik in Form von Tabellen, erscheinen. Darauf ging er nach Löwen, um die Rechtswissenschaft zu studieren, widmete sich dort aber auch der Mathematik, Astronomie, Geographie und selbst der Musik; zugleich erlernte er, da er ein bedeutendes Sprachtalent besaß, neben den klassischen Sprachen auch die neueren, und endlich entfaltete er auch noch eine große litterarische Thätigkeit. Diese Vielseitigkeit gewann ihm bald einen großen Kreis von Freunden; viele bedeutende Gelehrte und sonstige berühmte Männer traten mit ihm in Verkehr; dennoch fand sich für ihn keine hervorragende Lebensstellung, vielmehr hatte er wiederholt mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, so daß er sich schließlich im Oktober 1581 nach Köln wandte und nun hier noch im selben Jahre im Verlage von Franz Hogenberg den bereits erwähnten „Leo Belgicus" herausgab. Wahrscheinlich hatte er das Buch bereits in den Niederlanden geschrieben. Der Inhalt desselben ist eine

*) Felix Stieve, Über die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing. Abhandlungen der k. bayrischen Akademie d. Wissensch. zu München, 16. Bd. Abt. I. München 1881.



Schilderung der niederländischen Unruhen in den Jahren von 1559—1581. Den seltsamen Titel hatte der Verfasser deshalb gewählt, weil es ihm gelungen war, auf der beigegebenen Karte die sämtlichen Gebiete der Niederlande in der Figur eines Löwen unterzubringen. Das Buch fand außerordentlichen Beifall und erlebte viele Auflagen. Da lag denn der Gedanke nahe, auch über die kölnischen Händel in ähnlicher Weise zu berichten, und so entstand denn die erste Relatio Historica, welche den Zeitraum von 1580 bis Herbst 1583 umfaßt und 1583 zu Köln erschien.

Die erste Ausgabe dieser „Relatio Historica“, der Stammmutter all der vielen Relationen, welche nun bald nach und nach herausgegeben wurden, scheint nicht mehr zu existieren, dagegen giebt es noch Exemplare vom zweiten Abdruck, der wohl mit der ersten Ausgabe ganz übereinstimmt. Es führt den Titel:

> Relatio Historica // deß, so sich nach dem // Abschied der Cöllnischen zusamenkunft // von wegen Niederlendischer Pacification gehalten, // Erstlich vmb den Röm. Küniglichen Stuel Ach: Volgents // aber auch, vmb das Hochwürdig Ertzstifft Cölln, hin vnd // wider verlauffen vnd zugetragen hat. Ordentlich // von anfang continuirt, biß auf gegen= // wertiges Monat Septemb. // 1583. // Allen denen gar nützlich vnd lustig zu lesen, so den vrsprung, progreß, vñ // vortgang, des weitaußsehenden Handels, sonderlich nach der Ni= // derländischen empörung, zu wissen und sich hinfüran, vor= // sorglicher geferlichkeit zu hütten, begern. // MDLXXXIIII.

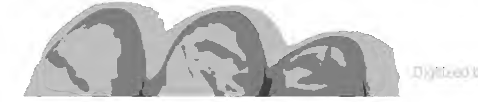
Seinen Namen nannte also der Verfasser auf dem Titel nicht, doch brachte er auf demselben eine eigenartige, sorgfältig ausgeklügelte Vignette an, die er dann auch auf alle weiteren Bände, die er verfaßte, setzte, auch auf diejenigen, welche er von 1588 an mit seinem Namen, den er „Eyzinger“ schrieb, zeichnete.

Gleich der erste Band dieser Relationen fand allgemeinen Beifall und wurde eifrig gekauft, so daß Aitzing schon bald eine weitere „Historische Beschreibung“ nachfolgen ließ, welche mit

dem Januar 1583 begann, aber auch noch Nachträge zur Geschichte des Jahres 1582 brachte und bis zum April 1584 reichte. Von den übrigen Bänden muß besonders die Relation vom Frühjahr 1588 hervorgehoben werden, weil der Verfasser in denselben einen neuen und sehr wichtigen Schritt thut. Bisher hatte er in seinen Bänden nur die Kölner Händel, die gleichzeitigen Streitigkeiten in Aachen und einige niederländische Angelegenheiten behandelt, in der Relation von 1588 dagegen dehnte er nun den Kreis seiner Nachrichten auf ganz Europa aus und gab dadurch seinem Buche das Gepräge einer allgemeinen Zeitungssammlung, welches in der Folge für die Meßrelationen wesentlich blieb. Mit Recht macht denn auch Stieve darauf aufmerksam, daß die Aitzingsche Relatio historica vom Frühjahr 1588 als die erste wirkliche Meßrelation zu betrachten ist.

Merkwürdigerweise scheint Aitzing, trotz der vorgenommenen Erweiterung, die Absicht gehabt zu haben, mit diesem Bande vom Frühjahr 1588 die Reihe seiner Relationen abzuschließen, denn er bezeichnete ihn auf dem Titel als den letzten; die große Beliebtheit des Unternehmens wird aber zur Fortsetzung gedrängt haben. Bereits im Herbst 1588 gab Aitzing einen „Appendix" heraus, und dann veröffentlichte er bis zum Herbste 1593 ununterbrochen jedes halbe Jahr eine Relation. Auf die Frankfurter Messen nahm er dabei in den Titeln zwar nicht Bezug, aber offenbar waren die Meßfristen März und September für die Herausgabe bestimmend, ja in der Relatio Historica 1593 I sagt er sogar geradezu: „Zu meiner vorigen Relation hab ich dem Drucker alle Gelegenheit mit einem Exemplare zugeschickt . . . . , weil aber die Materie dem gemeldeten Drucker zu lang und die Zeit zu kurz, alles zu rechter Zeit gen Frankfurt auf die Herbstmesse zu bringen, hat er's bis auf gegenwertige Fastenmesse aufgeschoben."

Von 1594 bis 1597 gab Aitzing nur noch jährliche Relationen heraus, und jedesmal im September. Diejenigen Relationen, welche 1596 und 1597 zur Ostermesse unter seinem Namen erschienen, sind zum Teil Nachdrucke, zum Teil von anderen herrührende Fortsetzungen. Nach seinem Tode brachte noch sein Verleger Gerhard



Grevenbruch in Köln einen von ihm unvollendet hinterlassenen Band zum Abschluß, der bis zum 19. Februar 1599 reicht und im März dieses Jahres erschien.

Die Sprache der Relationen Aitzings ist monoton; die Berichte leiden an einer großen Trockenheit; nirgends wird ein Versuch gemacht, ein größeres zusammenhängendes Geschichtsgemälde zu geben. Die einzelnen Mitteilungen über die Vorfälle und Ereignisse sind nur ganz einfach nach der Zeitfolge aneinandergereiht. Trotzdem sind diese Relationen in hohem Grade wertvoll. Stieve betont: sie übertreffen die niederländischen Werke jener Zeit weitaus, denn sie sind vollständig unparteiisch, ausführlicher und bringen mitunter ganze Aktenstücke zum wörtlichen Abdruck. Neben Isselts Werk sind sie bis zur Gegenwart die Hauptquelle für die Geschichte des truchsessischen Krieges gewesen; auch für die folgende Zeit bieten sie besonders für die kölnische und jülicher Geschichte eine Fülle von Beiträgen, welche anderswo nicht zu finden sind. Wir verdanken dieselben den Beziehungen, in welche Aitzing zu dem Kurfürsten Ernst von Köln trat; aus dessen Kanzlei stammen ohne Zweifel viele der wichtigen Aktenstücke und Nachrichten, welche uns Aitzing überliefert hat.

Bei dem großen Absatze, den die Relationen fanden, sollte man nun annehmen, daß Aitzing sich in Köln in guten Verhältnissen befunden habe; allein nach den verschiedenen Andeutungen in seinen Werken, die Stieve ermittelt hat, ergiebt sich, daß er trotz der außerordentlichen Emsigkeit seiner Feder in bitterer Not lebte. Kurfürst Ernst von Köln, ein wohlwollender und den Gelehrten geneigter Herr, bot ihm daher schon 1587 ein Amt oder eine Pfründe an; Aitzing richtete aber nur die Bitte an ihn, dahin zu wirken, daß er von Kaiser Rudolf II., wie von dessen Vater und Großvater, zum Hofdiener ernannt werde. Die Anhänglichkeit an die Heimat, die aus dieser Bitte spricht, äußerte sich auch noch in anderer Weise. Gern wäre er nach Österreich zurückgekehrt; schon 1583 kündigt er einmal seine Heimreise nach Wien als nahe bevorstehend an, allein seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. Endlich leistete er auf das ersehnte Glück Verzicht und nahm 1592 von seinem kurfürstlichen Gönner eine Bestallung zu

Bonn an, und dort lebte er bis zu seinem Tode im Anfang des Jahres 1598.

Es war natürlich, daß das Unternehmen Aitzings bald Nachahmung fand. Gleich in Köln selbst suchten sich verschiedene Buchdrucker den neuen Gedanken nutzbar zu machen. Zunächst gab ein früherer Verleger von Aitzing, Gottfried von Kempen, historische Übersichten unter dem Titel „Epitome" heraus. Der erste Band erschien 1592 ohne Angabe des Verfassers; auf dem Titel des nächsten Bandes nannte sich der Notar Wilhem Riephan als Autor. Dann folgten 1594 anonyme Relationen aus der Buchdruckerei des Wilhelm von Lützenkirchen, daran schloß sich 1598 eine historische Beschreibung von Adolf Salerius, gedruckt bei Hermann Höberg in Köln, und endlich erschien eine „Historica Relatio", welche von 1599 bis 1601 von Jakob Friedlieb und von 1602 ab von Kaspar Löw geschrieben wurde. Weiterer Publikationen aus der Druckerei des Peter von Brachel nicht zu gedenken.

---

2. Die Frankfurter Meßrelationen. Konrad Lautenbach (Jacobus Francus) und Theodor Meurer.

Die kölnischen Buchdrucker hatten jedoch wenig Glück mit ihren Unternehmungen, ihre Relationen erhielten sich nur kurze Zeit und sind daher von keiner Bedeutung für die Weiterentwickelung des von Aitzing gepflanzten Keimes. Diese knüpfte sich vielmehr an eine Frankfurter Nachahmung, die zur Ostermesse 1591 unter dem Titel „Historicae Relationis Complementum" erschien und als Verfasser einen Jacobus Francus angab. Dieser Name war jedoch nur ein Pseudonym, hinter dem sich der Prediger Konrad Lautenbach in Frankfurt am Main verbarg. Lautenbach war, wie Aitzing, ein hochgebildeter Mann, der aber unter den Parteikämpfen jener Zeit viel zu leiden gehabt und schließlich nur mit Mühe einen ruhigen Hafen in Frankfurt gefunden hatte.

Er war 1534 in Thüringen geboren, hatte die lateinischen Schulen von Eisenach und Nordhausen besucht und dann 1553 die Hochschule zu Straßburg bezogen. Darauf war er zunächst in mehreren Orten im Elsaß und von 1580 ab in Heidelberg Prediger gewesen, von dort aber 1584, weil er streng lutherisch gesinnt war, von dem calvinistischen Pfalzgrafen Johann Casimir verbannt worden, worauf er 1585 vom Rate der Stadt Frankfurt am Main einen Ruf als Prediger der St. Katharinenkirche erhalten hatte. Aber auch in Frankfurt noch verfolgte ihn der Haß der Calvinisten und griff besonders seine Relationen an, und als er schon längst gestorben war, schmähte ihn noch ein Parteigänger der Kurpfalz, ein gewisser Erich Beringer*), in der häßlichsten Weise. „Er lebte in der Folge zu Frankfurt von Schreiben und Lügen", berichtet er über ihn, und weiterhin sagt er von ihm, nachdem er von der Unzuverlässigkeit der Relationen und der Charakterlosigkeit der Verfasser derselben im allgemeinen gesprochen: „Unter diesen Lügenschmieden nimmt derjenige, welcher sich den erdichteten Namen Jakob Frank gegeben hat, gewiß nicht den letzten Platz ein, bei welchem man keine von den Eigenschaften antrifft, die ein Geschichtsschreiber haben soll. Dieser unersättliche Schmierer gab sich mit Erzählungen von Neuigkeiten mehr ab, als mit seinem Amte, und konnte sich hierin so wenig mäßigen, daß er dergleichen Possen auch häufig in seine Predigten brachte." Infolgedessen hat sich lange ein ungünstiges Urteil über Lautenbach erhalten, in neuerer Zeit ist dasselbe jedoch erheblich umgestaltet worden. Bereits Prutz bezweifelt, daß der harte Vorwurf völlig verdient sei**), und Stieve spricht, indem er zugleich auf Melchior Adam hinweist, der in seinem 1620 erschienenen Buche Vitae Germanorum theologorum Lautenbach großes Lob spendet, die ganz bestimmte Ansicht aus, daß der Begründer der für die Entwicklung des deutschen Zeitungswesens so wichtigen frankfurter Meßrelationen offenbar ein durchaus ehrenwerter Mann gewesen sei.

*) Beringer, Discursus Historico-Politicus, 1614, p. 45 fg.

**) Prutz, Gesch. d. deutschen Journalismus, S. 192.

Die Relationen des Jacobus Francus erschienen von Anfang an in Quartformat und erhielten bereits im zweiten Jahrgange als Beigabe erläuternde Kupfer und Karten, einen Schmuck, der ihnen dann während ihres ganzen langen Lebens geblieben ist. Mit dem Jahre 1594 erhielt das Titelblatt auch eine Vignette, welche Merkur, einen von Flügelpferden gezogenen Wagen leitend, darstellt und die Worte „Spes alit agricolas“ auf einem Spruchbande trägt. Der erste Drucker und Verleger der Relationen war Nicolaus Henricus in Oberursel, später wird Paul Brachfeld in Frankfurt als der Verleger genannt. Nach dem Tode Lautenbachs, der am 28. April 1595 erfolgte, wurde das Unternehmen zunächst noch in derselben Weise fortgesetzt, ohne durch einen 1596 bei Christian Egenolff Erben in Frankfurt erschienenen Band Relationen von einem gewissen Jacob Frey (der auch 1602 noch einmal einen vergeblichen journalistischen Versuch machte) beeinträchtigt zu werden. Brachfeld ließ sogar, da auch die alten Jahrgänge immer wieder verlangt wurden, 1598 von dem kaiserlichen Notar Sebastian Brenner eine Gesamtausgabe aller bisher erschienenen Relationen herstellen und bei Sigismund Latomus drucken; als dann aber auch Brachfeld selbst 1599 starb, erlitt das Erscheinen der Bände eine kleine Unterbrechung. Diese suchten sich sofort zwei Buchdrucker in Mitteldeutschland zu nutze zu machen, Paul Gräber in Halle an der Saale, der von Andreas Harttman, und Johann Bötcher in Magdeburg, der von Jakob Framen (Pseudonym für Jakob Franke) eine Art Fortsetzung der Frankfurter Relationen schreiben ließ. Beide Unternehmungen hatten aber keinen Erfolg, und darauf vereinigte sich der Drucker Sigismund Latomus mit einem Theodor Meurer und gab mit diesem im Herbst 1599 die wirkliche Fortsetzung der Frankfurter Meßrelationen heraus. Später kaufte er auch noch die von Brachfeld hinterlassene Buchhandlung und setzte nun vom Herbst 1603 an viele Jahre hindurch auf die Titel der einen Hälfte der Auflage den altbekannten Namen des Jacobus Francus und auf die andere den des Theodor Meurer. Im Laufe der Zeit gewann dann merkwürdigerweise der Name Meurers ein noch größeres Ansehen, als der des Francus, so daß schließlich

nur noch Meurers Name genannt wurde, und unter diesem sind dann die Frankfurter Meßrelationen ununterbrochen erschienen, zuletzt im Jägerschen Verlage, bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein.

Während dieser langen Zeit tauchte natürlich auch manches Konkurrenzunternehmen auf; keins vermochte aber festen Fuß zu fassen. Das originellste war jedenfalls das des frankfurter Postschreibers Andreas Striegel, welcher erklärte, daß der Unmut, den er über die Fortsetzer des Francus empfunden, ihn getrieben habe, ebenfalls Relationen herauszugeben. In der Vorrede zu seinem ersten Bande, der 1602 erschien, sprach er sehr wegwerfend und von oben herab von Meurer, „welcher nicht allein hin und wieder die Schreiben und Briefe auf den Gassen mit Besen zusammengeraspelt und gekehrt, sondern auch zu solchem seinem Werke Krumme, halb Blinde und Lahme, die ihm allerlei Geschwätz zugetragen, gebraucht habe.“ Auf den Titel seiner Relationen setzte Striegel die Bemerkung, daß alle seine Nachrichten aus dem kaiserlichen Postamt stammten. Meurer erwiderte den Angriff nur dadurch, daß er auf seinen Titeln bemerkte, seine Quellen seien nicht allein die kaiserlichen, sondern auch andere Ordinariposten. Weiterer Verteidigung wurde er dadurch überhoben, daß Striegels dürftige Relationen sehr bald eingingen. Stieve vermutet, daß sie das Jahr 1602 nicht überlebten.

---

3. Charakter und Zuverlässigkeit der Meßrelationen. Zensur.

Die Behandlung des Stoffes in den Relationen des Francus und seiner Nachfolger ist derjenigen in den Bänden des Aitzing ganz ähnlich. Auch hier wird nur einfach eine Nachricht an die andere gereiht, und der Bericht ist trocken und nüchtern gehalten. Dagegen erreichten die Mitteilungen der zu Frankfurt erschienenen Relationen niemals den Wert der Aitzingschen; die Quellen, aus

denen die Lautenbach, Meurer und Genossen schöpften, waren eben viel flachere und trübere. Am meisten wurden die geschriebenen Zeitungen ausgekauft, dann die gedruckten Flugblätter, ferner die Nachrichten, welche bei den Postmeistern und den Kaufleuten einliefen. Hie und da berichtete auch ein guter Freund, der Augenzeuge eines wichtigen Vorganges gewesen war. Aber alle diese Mitteilungen flossen doch nur sehr dürftig zu, so daß Meurer einmal im ersten Bande der Relationen für 1608 in der Vorrede klagt, er sei fast nur auf die Posten angewiesen, und die Nachrichten von diesen liefen „oftmals seltsam wider einander". Mit der Zuverlässigkeit der Nachrichten der Relationen sah es denn auch oft recht schlimm aus; vieles, was gebracht wurde, war falsch oder doch nur zum Teil richtig; nicht selten klagten die Verfasser selbst, daß sie nicht imstande seien, die Wahrheit der ihnen zugegangenen Zeitungen zu prüfen. Die meisten Unrichtigkeiten enthielten die Nachrichten über den Türkenkrieg. Bisweilen wurden auch die falschen Mitteilungen eines Bandes im folgenden berichtigt, ja es liegt sogar aus dem Jahre 1608, wie Stieve ermittelt hat, der Fall vor, daß auf amtliches, durch die Beschwerde des Betroffenen veranlaßtes Einschreiten der Widerruf einer Nachricht erfolgte; in den meisten Fällen ließ man jedoch die Unrichtigkeiten auf sich beruhen. Aber auch noch weitere Umstände wirkten darauf hin, daß es mit den Mitteilungen der Relationen schlimm bestellt war. Schon früh begannen die Regierungen die Relationen dazu zu benutzen, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und gleichzeitig eine strenge Zensur bei ihnen auszuüben. Aus dem Jahre 1610 ist ein Gutachten für König Matthias erhalten, in welchem es heißt: „Bei diesem werk aber ist generaliter zu observieren, daß man allenthalben spargier, auch in die casseta [gazzetta] mit gueter manier einbringe, wie J. kogl. Mt. getrungen worden, sich mit einer großen menig Volks gefaßt zu machen. Dieses geschrei und außgeben würde den conventum [den Prager Fürstentag] befürdern". Und hierzu bemerkte der Berater des Königs, der damalige Bischof, spätere Kardinal Khlesl: „Dieses wegs und das aviso ist, [Dieser weg, was das aviso ist?] ist guet, was [wanns?] mit dexteritet

geschieht".*) Über die Zensur klagt schon Jakob Frey in der Vorrede zu seiner Relation von 1602: Vielleicht, schreibt er, wird man mir vorwerfen, daß ich manches nicht mitteile, was sich ereignet hat, und zwar nicht nur im Auslande, sondern auch im Reiche Geschehenes. „Da soll der Leser wissen, daß ich nicht alles (ungeachtet man wohl weiß, [daß es] in der Wahrheit also vorgegangen) ohne große Gefahr schreiben läßt, insonderheit was in Deutschland zwischen Fürsten und Herren und Ständen des Reichs in Streit und Hadersachen vorläuft, sintemalen es den Skribenten schwer fallen würde, auf eines klagenden Teiles Widersprechen Solches genugsam zu beweisen". Ein anderes Zeugnis von der Strenge der Zensur findet sich, wie Stieve Seite 52 angiebt, in einem Vermerk auf der Rückseite des Titels einer Framenschen Relation, welche die Universitätsbibliothek in München besitzt. Es heißt in diesem: „Zensur eines E. Raths der alten Stadt Magdeburgk. Weil diese Avise vom April biß auf den Monat Septembris dieses fortgehenden 1603. Jahres exclusive nichts Verdrießliches noch Widerwärtiges in sich erhalten, so sein sie zum Abdruck verstattet und zugelassen worden. — Leserei daselbsten".

Die Berichte der Relationen sind daher oft lückenhaft; gar manches wird aus Besorgnis, in Verwickelungen zu geraten, freiwillig oder infolge der Zensur verschwiegen, zudem sind viele Mitteilungen falsch; immerhin enthalten die Relationen noch eine Fülle von Nachrichten und kulturhistorischen Notizen der verschiedensten Art und wurden daher auch sofort die Quelle der meisten gleichzeitigen Geschichtsschreiber. So ist zum Beispiel des Osiander Schadaeus Continuatio Sleidani für die betreffenden Jahre nur ein verkürzter Abdruck der fünfjährigen Relationen des Francus und Brenner, und aus Schadäus zog dann wieder Khevenhüller seine meisten Angaben über die Verhältnisse in den nichtösterreichisch-deutschen Landen. Isselts unter dem Namen Jansonius veröffentlichter Mercurius Gallo-Belgicus und Ar-

*) Hammer-Purgstall, Leben des Kardinals Khlesl. Wien 1846—50, Band 2, Beilage 203.

thusius' gleichnamiges Werk beruhen vorzugsweise auf den Relationen des Aitzing und Francus. Trotzalledem sind die Relationen noch immer nicht vollständig ausgenutzt, und wir pflichten daher auch der Ansicht Stieves bei, daß es sich wohl verlohnen dürfte, die langen Reihen der dicken Bände noch einmal eingehend zu untersuchen, es dürfte dabei, besonders in kulturgeschichtlicher Hinsicht, noch eine reiche Ausbeute gemacht werden.



Zweiter Abschnitt.

Die Presse im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.

Erstes Kapitel.

Die Entwicklung der gedruckten Nachrichten zur Zeitung im modernen Sinne.

1. Die Fülle der Ereignisse drängt zur allwöchentlichen Herausgabe von Nachrichten. Die Trümmer der erhalten gebliebenen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Äußere Form der ersten Zeitungen. Ihre Berichterstatter. Gefährlichkeit des Berichterstattens. Die Drangsale Philipp Hainhofers. Die Versendung der Korrespondenzen.

Die Relationen waren aber bei dem wachsenden politischen Leben sehr bald nicht mehr imstande, alle diejenigen, die der Entwicklung der Verhältnisse lebhafter folgten, vollständig zu befriedigen. Besonders als unter Kaiser Rudolph II. die Gegenreformation begann, eine große Unzufriedenheit unter den Protestanten um sich griff, in vielen Städten, wie in Donauwörth, Köln, Straßburg, Unruhen ausbrachen und schließlich die evangelischen Stände sich zu Schwäbisch-Hall zu einer „Union" und die katholischen Reichsstände sich zu Würzburg zu einer „Liga" zusammenschlossen, trat das Bedürfnis, öfter, in rascheren Pulsen über den Stand der Verhältnisse unterrichtet zu werden, immer mehr hervor, und es ergab sich so ziemlich von selbst, daß intelligente Männer es unternahmen, allwöchentlich Berichte über die neuesten Ereignisse zusammenzustellen und herauszugeben. Zum Teil waren diese Herausgeber Buchdrucker, zum Teil Postmeister, da in den Poststuben naturgemäß die neuesten Nachrichten am ehesten bekannt wurden.

Der Übergang von der nur aller halben Jahre erscheinenden Relation zur eigentlichen Zeitung im modernen Sinne scheint aber, so wichtig er auch für das ganze geistige Leben war, kaum in weiteren Kreisen beachtet worden zu sein. Wahrscheinlich fand man diesen Schritt so selbstverständlich, daß man ihn ohne weitere Bemerkung hinnahm. So hat es denn auch niemand der Mühe für wert gehalten, den Namen desjenigen aufzuzeichnen, der die erste regelmäßig erscheinende Zeitung herausgab, und kein einziges Blatt jener ersten Nummer, mit der die gigantische Institution anhub, ohne die wir uns unser heutiges Kulturleben gar nicht denken können, ist aufbewahrt worden. Auch von den weiteren Zeitungen, die nun in allen größeren Städten emporzusprießen begannen, hat sich erstaunlich wenig erhalten; von manchen weiß man nur durch zufällige Aufzeichnungen, daß sie bestanden haben, von einer anderen Zeitung giebt bloß eine einzelne Nummer, die einem Aktenbündel beigeheftet wurde, weil man dem Herausgeber an den Kragen wollte, Zeugnis von ihrer Existenz, und von noch einer anderen hat sich nur ein Teil des Manuskripts erhalten, das irgend jemand in der Druckerei an sich nahm und schließlich in einem dunkeln Winkel liegen ließ. Jahrhundertelang hat es dann dort geschlummert, bis es jetzt endlich eine glückliche Hand hervorzog.

So ist alles, was sich aus dem 17. Jahrhundert an Zeitungen zu uns hinübergerettet hat, klägliches Trümmerwerk, aus dem nur einige wenige vollständige Jahrgänge hervorragen. Verstreut haben sich diese spärlichen Überbleibsel besonders in die Bibliotheken von München, Stuttgart, Frankfurt a. M., Marburg, Heidelberg, Leipzig, Berlin, Wien und Stockholm. In der königlichen Bibliothek zu Stockholm haben sich sogar verhältnismäßig viel deutsche Zeitungsblätter erhalten. Bei dem lebhaften Interesse, das man naturgemäß in Schweden an dem großen Kriege in Deutschland nahm, war es selbstverständlich, daß man alle Blätter, die wichtige Nachrichten enthielten, nach Stockholm hinüberschickte, wo sie, während die Kriegsfackel in Deutschland beständig aufräumte, unversehrt den späteren Jahrhunderten erhalten blieben.

Die äußere Form dieser ersten Zeitungen erinnert noch mannigfach an das Buch. Das Format geht nicht über das Quart hinaus; der Titel nimmt meist die ganze erste Seite ein und ist dann lang und umständlich. Meist ist er auch noch mit einem breiten Zierrande eingefaßt und einem Emblem, etwa einem auf einer Erdkugel dahinfliegenden Merkur oder einer kleinen poetischen Ansprache an den Leser, geschmückt. Doch begegnet man daneben auch bereits Zeitungen mit ganz einfachem Kopf, der dem unserer heutigen Blätter schon sehr nahe kommt.

Als charakteristisches Beispiel sei der folgende Titel einer Frankfurter Zeitung hier wiedergegeben:

Wochentliche Ordinari Zeitung:
Das ist /
Aller denckwürdigen /
namhafften vnnd fürnehmen Geschichten / so in der weiten Welt sich zutragen
vnd fürgehen möchten: einfaltige / vnpartheyische vnd
kurtze beschreibung vnd verlauff / auß vielen glaubwürdigen Sendbrieffen / vnd anderstwo durch den Truck
eröffneten Zeitungen dem begierigen
Leser zu gutem mitgetheilt.
Alles nach dem Alten Calender
gerichtet.

Zeitungs Post an den Leser.

Durch d' Welt lauff ich / vnd thun eynnemmen
Zeitungen vil / darbey ich b'kennen /
Wie ich sie nem / so gib ichs auß /
Triffts nicht / dir drumb dar ab nicht grauß:
Was nicht gschehen ist / das gschehen kan /
Alles wahr net ein klugen Mann.

Für
das Jahr von der frewdenreichen Geburt
des Heylands 1634.

Der Name des Herausgebers und der Erscheinungsort sind nur selten angegeben, weil man sich vor Angriffen in diesen rechtlosen Zeiten, in denen die Herren oft so schnell wechselten, möglichst sichern wollte.

Der Inhalt der Zeitungen bestand aus Korrespondenzen, die willkürlich aneinandergereiht wurden.

Da die Zeitungen regelmäßig an einem bestimmten Wochentage zur Ausgabe gelangten, so ergab es sich gleich von vornherein von selbst, daß auch die Korrespondenzen von bestimmten Personen in einer gewissen Regelmäßigkeit geliefert werden mußten. Alle größeren Zeitungen versicherten sich mithin alsbald in den Brennpunkten des damaligen politischen Lebens zuverlässiger Berichterstatter, deren Thätigkeit man denn auch genau in den betreffenden Nummern verfolgen kann. Die Namen dieser Männer, die im gesellschaftlichen Leben gewiß oft sehr hoch standen, blieben meist verborgen. Um sich vor Angriffen und Beeinflussungen zu schützen, hielten sie ihre Mitarbeit an Zeitungen geheim. Nur hie und da bei Konflikten taucht der Name eines solchen Korrespondenten auf.

Einer der bedeutendsten und wohl auch geachtetsten Berichterstatter jener Zeit war der hochgebildete Augsburger Kunsthändler Philipp Hainhofer, gestorben 1647. Er betrieb ein regelrechtes Korrespondenzgeschäft mit verschiedenen Sekretären und sonstigen Gehülfen und versorgte nicht nur Zeitungen, sondern auch eine ziemliche Anzahl von Fürsten und sonstigen bevorzugten Sterblichen teils wöchentlich, teils in andern regelmäßigen oder unregelmäßigen Zeiträumen mit Neuigkeiten politischen und anderen Inhalts. Dabei muß er immer mit vieler Klugheit verfahren sein, denn sonst hätte er in den schwierigen Zeiten nicht zugleich bei katholischen und protestantischen Fürsten, zugleich bei dem Herzog und Kurfürsten von Bayern und dem Könige Friedrich von Böhmen, zugleich bei dem Kaiser und mehreren Erzherzögen und dem Könige von Frankreich, den Herzögen von Braunschweig, Pommern und anderen hohen Herren persona grata sein können. Trotzdem geriet auch er einmal im Frühjahr 1632 wegen einer nach Nürnberg gerichteten Korrespondenz, in der er in nicht ganz glücklicher Weise das Einrücken der bayrischen Truppen in Augsburg meldete, und die von den Bayern aufgefangen wurde, in arge Bedrängnis. In seinem Diarium der schwedischen Zeit, das sich in Abschrift, aber leider nicht ganz

vollständig, im Augsburger Stadtarchiv befindet, schildert er den Konflikt ausführlich. Er ist ein sprechendes Zeugnis von der großen Empfindlichkeit der damaligen Heerführer gegenüber nicht ganz angemessen erscheinenden Korrespondenzen und bildet zugleich ein interessantes Beispiel, wie die Soldateska gegen den mißliebigen Zeitungsschreiber vorzugehen beliebte.

Hainhofer hatte in dem betreffenden Briefe u. a. geschrieben: „Die Nacht zuvor sind sechs Kornets Reuter, ziemlich schwach, in die Stadt kommen, und die Reuter haben wie Oelberger uff der Gassen noctiren müssen“. In dieser Mitteilung hatte den bayrischen Obersten Hans Rudolf von Bredow zunächst verdrossen, daß die Reiterei als „ziemlich schwach“ bezeichnet worden war, weil der Feind hieraus möglicherweise nützliche Information schöpfen könne, dann aber ganz besonders der Ausdruck „die Ölberger“, d. i. Schlafmützen. Durch diese geringschätzige Titulatur sei die bayrische, ja die ganze kaiserliche Armee in ihrer Ehre schwer gekränkt. Hainhofer entschuldigte sich, die Mitteilung habe sein Sekretär geschrieben, er habe sie gar nicht einmal überlesen, wider den Herrn Obersten sei ja auch gar nichts geschrieben worden. „Und das Wörtlein ‚Oelberger‘“, schloß er, „wird bei uns allhie auch nicht übel gedeutet. Ja, Kaiser, Könige und die mächtigsten Potentaten würden sich für glückselig erachten, wenn sie wie die lieben Apostel mit Christo, dem Herrn, auch am Oelberg gehen und bei seinen unschuldigen, allen Christengläubigen zu Nutz bittern Leiden und Sterben ihm uffwarten künnten.“ Der Oberst ließ sich damit aber nicht beruhigen; er verlangte, daß Hainhofer „pro poena et mulcta“ zweitausend Reichsthaler (= 1000 Dukaten) bezahle, und wenn er das nicht wolle, so werde er ihn zum General Tilly transportieren lassen. Er erklärte Hainhofer für arretiert und ließ dessen Kanzlei, Kunstkammer, Bibliothek und sämtliche Kisten und Kasten versiegeln. Zugleich legte er ihm einen Kornet mit Reitern und einundzwanzig Pferden ins Haus. Die ganze Einquartierung mußte reichlich verpflegt werden. Zu den Mahlzeiten brachte der Kornet auch noch Kameraden mit, die besonders dem Weine sehr fleißig zusprachen. Das Verhalten des Obersten nahm mehr und mehr

den Charakter eines Erpressungsversuches an. Aber unter den obwaltenden Umständen vermochte Hainhofer keine andere Macht anzurufen; er verlegte sich daher aufs Handeln und ließ dabei durchblicken, daß er viele hohe Gönner habe, sich sogar freundschaftlicher Beziehungen zum Kaiser und zu vielen Kurfürsten rühmen könne. Schließlich rief er: „Der Krone Frankreich habe ich mit kaiserlicher Majestät, aller Fürsten und meiner löblichen Obrigkeit Wissen, nun schon in die dreißig Jahre und mein avunculus Herr Hieronymus Hörmann von und zu Guetenberg, vor mir gar vierzig Jahre treulich gedienet; und wenn Ihre königliche Majestät in Frankreich wissen sollten, daß Ihrem Agenten allhier solcher affronto beschiehet, so würden sie denselben nit ungerochen lassen und durch Ihren Ambassadeur Monsieur de St. Etienne, so noch bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht in München ist, und von dem ich erst vor vier Tägen ns München Schreiben empfangen, bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht und General Tilly Excellenz als meinem gnädigsten und gnädigen Herren den um so liederlicher Ursach willen gelegten Arrest ohne Zweifel mit Verweis relaxieren machen!“ Diese kühne Rede wirkte, und da auch Gustav Adolf mit jedem Tage Augsburg näher kam, so zeigte sich der Herr Oberst Hans Rudolf von Bredow schließlich bereit, zwei goldene Ketten, jede von hundert Dukaten Goldwert, zu nehmen. Und da auch noch dem Kornet, sowie den übrigen Offizieren, nebst Reitern, Dienern und Jungen entsprechende Geschenke, seidene Schärpen mit silbernen Spitzen, güldene Ringe, silberne Löffel, Handschuhe, Stiefel, Sporen, Hüte, Federn, Balsambüchsen, Taschentücher und so weiter, gekauft und hergerichtet wurden, so erklärte der Oberst die Sache für beigelegt und zeigte sich, als ihm Hainhofer die Ketten überbrachte, so guter Laune, daß er ihm ewige Freundschaft schwur. Das war für den armen Mann aber doch nur ein schlechter Trost, da ihn die ganze Affaire über 1100 Reichsthaler (über 5200 Mark) gekostet hatte. Doch entschädigte ihn der Magistrat schon wenige Wochen später, indem er ihm für 6500 Reichsthaler einen prächtigen Schreibtisch abkaufte, um damit dem Könige Gustav Adolf, als dieser

am 24. April 1632 in Augsburg eingezogen war, ein Geschenk zu machen.*)

Die Hauptorte, von denen aus Korrespondenzen an die Zeitungen versandt wurden, waren Rom, Venedig, Wien, Augsburg, Straßburg, Frankfurt a. M., Nürnberg, Prag, Leipzig, Hamburg, Köln, Antwerpen und Paris. Sie liefen auch nicht ganz pünktlich ein; nur in den schlimmsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in den dreißiger Jahren, stockte der Verkehr bisweilen. Im Mai 1634 sah sich die Postbehörde zu Frankfurt a. M. veranlaßt, in einem Extrablatte der „Ordentlichen Wochentlichen Zeitung", das die Überschrift „34 Extraordinari 1634" trägt, bekannt zu machen:

> „Die Ordinari Posten von Frankfurt nach Cölln vom 22. vnd. 29. Maij oder ersten vnd 8. Junij seyndt abermahlen von den Ligistischen vnd Spanischen zu Andernach vffen Westerwald vffgefangen, die erste gantz hinderhalten, die Letztere aber von dem Postverwalter Johann Coßfeldten (doch eröffnet) distribuirt, doch viel Brief hinderhalten worden, werden also die Herrn Interessenten dieses in acht zu nehmen wissen."

In der Nr. 58 derselben Zeitung heißt es dann ferner:

> „Die Posten auß Italien, Schweitz vnd Francken seyndt Dato nicht ankommen."

Und am Schlusse der Nr. 71 muß vermeldet werden:

> „Wegen aller hin: vnd wideranziehenden Kriegs Armeen seyndt alle Posten auß Teutschland gesperrt, derwegen mehrers ins künfftig zu hoffen."

Aber bereits in der ersten Nummer des Jahrganges 1635 kann die erfreuliche Mitteilung gemacht werden:

> „Sonsten ist den Ordinari Reichs Posten von allen kriegenden Theilen in Teuschlandt nunmehr der Paß vnd Repass placitirt worden, damit die vnentberliche Commer-

*) Adolf Buff, Bedrängnisse eines Korrespondenzgeschäftsinhabers vor 265 Jahren. Beil. d. Allgem. Zeitung 1897, Nr. 255.



cien befürdert vnd erhalten werden mögen, Gott gebe Gnade vnd Segen." *)

Nicht nur die Inhaber der Posten, also besonders die Grafen von Taxis, sondern auch die zeitweiligen Machthaber selbst, vorab Wallenstein und Gustav Adolf, waren jederzeit bemüht, die Postverbindungen auch mitten im Getümmel des Krieges aufrecht zu erhalten, weil sie deren Wichtigkeit wohl zu schätzen wußten. Die Schweden führten sogar einen eigenen Feld-Postmeister, Andreas Wachel, mit sich, der sich 1632 für längere Zeit in Leipzig festsetzte und dem kurfürstlichen Postmeister Sieber großen Schaden that.

Die Schnelligkeit dieser Posten war schon ziemlich erheblich. Von Frankfurt a. M. ging z. B. die reitende Post zweimal in der Woche nach Hamburg und erreichte ihr Ziel, nachdem sie 20 Poststellen passiert hatte, nach $5^1/_2$ Tagen. Von Frankfurt bis Leipzig brauchte die Reitpost $2^1/_2$ Tage, von Frankfurt über Speier nach Straßburg 2 Tage, von Frankfurt über Metz nach Paris 6 Tage. **)

So gelangten denn auch die Korrespondenzartikel schon verhältnismäßig bald in die Redaktionsstuben und infolgedessen die Nachrichten auch ziemlich schnell in die Kreise der Zeitungsleser. Während man im 16. Jahrhundert bisweilen Monate lang über ein wichtiges Ereignis im Unklaren blieb, erfuhr man z. B. in Frankfurt schon nach 3, 4 Tagen zuverlässig, was sich in Leipzig und Straßburg zugetragen.

---

2. Inhalt der Zeitungen und ihre Haltung. Berichte über die bedeutendsten Ereignisse (Zerstörung Magdeburgs, Ermordung Wallensteins) und über die Zustände im Reiche. Durchschimmern der Parteianschauung. Die Zensur.

Die Art und Weise der Berichterstattung bewegte sich leider während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts nur im trockensten Tone, denn die Haltung, die in den Korrespondenzen beobachtet

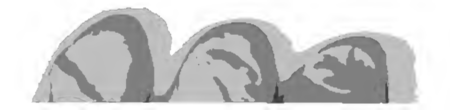
*) Diese Zeitungsnummern finden sich in dem Zeitungssammelbande Q. 478 der Züricher Bürgerbibliothek.

**) Opel, S. 93.

wurde, war durchaus kläglich. Der Berichterstatter beschränkte sich nur auf die Meldung der einfachen Thatsachen. „Während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts erblickte die deutsche Zeitungspresse“, sagt Opel, S. 264, „ihre Aufgabe einzig nur in der Verbreitung von Thatsachen und Nachrichten, und nicht auch zugleich in der Beurteilung und Wertschätzung derselben. Dazu ermangelten ihre Herausgeber nicht allein des Mutes, sondern auch der Einsicht und der resoluten, ihrer selbst gewissen Fassungsgabe, wie sie nur der rege Meinungsaustausch über Staats- und Gemeindeangelegenheiten zu zeitigen vermag. Und gerade das politische und das Gemeindeleben waren durch die verschiedenartigsten Folgen dieser langen Kämpfe sowohl in den katholischen wie in den protestantischen deutschen Staaten in den Todesschlaf versenkt worden . . . . . So hat denn auch nicht einmal die große Aufregung, welche sich des politischen Teils der Nation bei dem gewaltsamen Umsichgreifen Ludwigs XIV. im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts bemächtigte, einen irgendwie bedeutenden Einfluß auf die Zeitungslitteratur ausgeübt. Bei der Verworrenheit der deutschen Staatsverhältnisse glaubte auch der talentvolle und einsichtige Patriot seinem Mahn- und Warnungsrufe größeren Nachdruck durch eine anonyme Flugschrift zu sichern, als wenn er sich in einer Zeitung, deren Ursprung leicht erforscht werden konnte, vernehmen ließ. Und da überdies kaum jemals ein unwürdigerer politischer und konfessioneller Druck auf den Deutschen gelastet hat, als in der letzten Hälfte des 17. und im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, so entbehrten natürlich auch die Zeitungen jenes Lebenselements, welches ihnen allein Frische und Anziehungskraft gewährt.“

Doch der Inhalt erfuhr auch noch eine weitere Beschränkung dadurch, daß es den Herausgebern der Zeitung nicht gestattet war, oder nicht geraten erschien, über die Ereignisse am Erscheinungsorte zu berichten. So schweigt die Berliner „Zeitung Auß Deutschlandt, Welschlandt etc.“ vom Jahre 1620*) vollständig über die Vermählung Gustav Adolfs mit Marie Eleonore, Tochter des Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg, und die

*) Erhalten in der Bibliothek des Mariengymnasiums zu Stettin.



Münchener „Wochentliche Ordinari Zeitung“ bringt nicht nur nichts über München und den Kurfürsten Maximilian, sondern übergeht auch alle Ereignisse in ganz Bayern mit Stillschweigen.

Dasjenige aber, was nun wirklich gebracht wurde, war nach allen Seiten hin so sorgsam erwogen, daß es schließlich den Charakter eines wahrhaft „greisenhaften, in seiner gemütlosen Teilnahmlosigkeit geradezu abschreckenden Pragmatismus“ trug.

Als Beispiele solcher scheinbar gemütlosen Berichterstattung mögen hier einige Korrespondenz-Artikel wiedergegeben werden, die über hervorragende Ereignisse Mitteilung machten.

Eine ganz außerordentliche Erregung in ganz Deutschland — große Bestürzung in den protestantischen Kreisen, einen ungeheuern Jubel in den katholischen — rief 1631 die Zerstörung von Magdeburg hervor. Darauf veröffentlichte die Münchener „Wochentliche Ordinari Zeitung“ (Der Postbote)*) folgenden Bericht:

> Leypzig, den 23 dito (Mai). Durch aigne Currier, auch durch den Fürsten von Anhalt, so Göstern allhero kommen, wird confirmiert, daß den 20. diß die Statt Magdenburg mit Sturmb erobert worden, indem den Tag zuvor der Obrist Falckenberg die Burger ab: vnnd die Soldaten auff die Wacht führen lassen, haben sich also die Burger, weil sie die gantze Nacht gefochten, zu Rhue begeben, verhoffendt, es wurde kein Noth haben, darauff Herr Tylli mit etlich hundert Sturmblaittern auff den Wahl setzen lassen, aber offt wider zuruck getrieben worden, endtlich aber das eusserst darauff gesetzt vnd immerzu Fewr hinein geworffen, darauff sich die Burger auch wider auff den Wahl begeben vnd etlich stundt scharmutziert, biß fast Mittags. da der maißte Thayl, darunder der Falckenberg geblieben, und die Tyllischen vberhandt genommen, alles Mannsvolck mit etlich Offiziern nider gehaut, auch von Weib vnd Kind in 30. tausendt Seelen in Rauch auff-

*) Erhalten in der königlichen Bibliothek zu Stockholm.

gangen, dann die gantze Statt biß auff etlich vnd zwainig Häuser sampt dem Thumb, so noch stehen bliben, verbronnen. Man hat sich zwar starck vnd auß den Häusern mit stainwerffen gewöhrt, auch vil selbs auß desperation vnd forcht der Betrohung, daß man so grausamb mit jhnen umbgehen wölle, sich vber die Wähl hinab gestürtzt, auch thayls in die Elb gesprungen, haben sich auch bey 400 Junckfrawen in ein Hauß reteriert, das Hauß mit Pulfer angestöckt, vnd in die Lufft gesprengt, vnd ist der jammer nit zu beschreiben, auch in Historiis kaum zufinden, haben sich auch etlich 100 Weib vnd Kindt in den Thumb salviert, welche ins Läger gebracht vnd wie das Viech verkaufft worden; der Administrator, so in einem Schenckel verletzt, ist neben andern wenig Officiern gefangen worden. Man kan noch nit wissen, ob die Abbrennung durch Fewrballen oder durch eingelegt Fewr beschehen.

Nicht minder lebhaft bewegte ganz Deutschland die Ermordung Wallensteins 1634. Einen Bericht über diese Katastrophe bringt die Züricher „Zeitungspost" *) (offenbar ein Nachdruck aus deutschen Zeitungen) in folgender Weise:

Aus Eger, vom 29. Februarij. — Wie es sonsten mit Nidermachung des Wallsteiners vnd andern hergangen, ist zu vernehmen: Nach dem der Wallsteiner mit vngefehr 800 Mann allhie ankommen, so Er in die Doerffer losiert, vnd vom Obr. Buttler, zu dem er sich nichts böses versehen, eingeholt worden: ist darauf der Graf Tertzky, Graf Kinsky, Obrister Illo vnd Rittmeister Neumann, so willig erschienen, von den Kays, affectinnierten auff Burgk gebetten, vnter Wege vnd bey der Tafel auch der Subscription ihres jüngst gemachten Schlusses gedacht worden, ist ein Commandirter Trupp Dragoner in die Stub kommen, diese vier alsbald stillschweigend niedergeschossen: von dannen zu des Friedländers Quartier geeilet, die Schildtwacht, einen Kämmerling, einen Pagy (so sie nicht zum Fried-

**) Erhalten in der Züricher Stadtbibliothek.

länder einlassen wollten) niedergeschossen: In diesem Tumult öffnet der Hertzog die Thür, da dann der kommandirte Offizirer jhm alsbald einen Stich durch den Leib gegeben: als aber der Hertzog sich verwundert vnd nach seinem Gewehr greiffen wollen, hat er jhm noch zween Stich gegeben, daß der Hertzog darnider gefallen, also daß das Blut in der Stub herumbgeflossen: hernach jhn in ein Beth Thuch gewickelt, vnd also auff die Burgk geschleppt: Man hat in seynem Losament sechs Tonnen Golds gefunden.

Auch von den allgemeinen entsetzlichen Zuständen im Reiche wird bisweilen, wenn auch selten, eine Schilderung entworfen, und auch diese, so grausige Bilder sie auch manchmal entrollt, hält sich in dem trocken referirenden Tone. So wird der Frankfurter „Vnpartheyischen Zeitung" unter dem 6/16. Dezember 1637 aus Thüringen geschrieben:

Das Land siehet nicht mehr, wie zuvor, es ist eine solche Wüsterei, daß [es] nicht zu glauben. Um Leipzig, Wittenberg, Torgau, Meissen, Wurzen, Dresden und andern Orten ist alles aufm Land in Grund verderbt, die Dörfer und adeligen Häuser abgebrannt, das Volk hat sich verloffen, ist in der Fremde Hungers gestorben, und also die große Mannschaft, so vor dessen im Defensionwerk gebraucht, ganz ausgerottet.

Selbst die furchtbaren Hinrichtungen, wie sie damals üblich waren, werden ohne jede sichtbare Gemüthsbewegung erzählt. Der Nürnberger Zeitung „Aviso. Relation oder Zeitung, was sich begeben &c."*) wird aus Prag unter dem 5. Juni 1620 geschrieben:

Gestern sind allhier 6 Personen justificiert worden, darunter aus etlichen Riemen geschnitten, einem aber unter diesen, so ihr Hauptmann gewesen und 42 Mörd gethan, alle 10 Finger, beide Brüst und fördern 2 Zehen an beiden Füßen mit glühenden Zangen abgezwickt und alsdann mit dem Rad hingerichtet worden.

*) Erhalten in der königl. Bibliothek zu Berlin.

Trotz dieses trocken referierenden Tones kann ein aufmerksames Ohr dennoch aus den verschiedenen Zeitungen heraushören, aus welchem Lager sie hervorgegangen sind, welcher Partei sie im Grunde angehören. Schon das Thema, das behandelt wird, läßt sehr oft den Standpunkt vermuten.

Die Zeitungen von Straßburg, Augsburg, Frankfurt a. M., Leipzig und Berlin tragen entschieden einen protestantischen Charakter. In der Berliner „Zeitung Auß Deutschlandt, Welschlandt rc." wird nach dem am 20. März 1619 erfolgten Hinscheiden des Kaisers Matthias, der durch sein Verhalten die Protestanten immer mehr erbittert hatte, in der Nr. 15 folgender Stoßseufzer laut:

> Gott, der uns eine starke Last von unserm Herzen mit des Kaisers Tod genommen, gebe seine Gnade zu ehister gewünschter Zusammentretung unserer benachbarten Länder, damit seines allerheiligsten Namens Ehr und Wolfahrt der ganzen Christenheit dadurch befördert werden möge, darzu werden alle treue Patrioten in Oestreich ob der Ens mit herzlichem Eifer helfen!

Und in der Frankfurter „Ordentlichen Wochentlichen Zeitung" Jahrg. 1632 Nr. 58*) bringt sogar — allerdings ein seltener Fall — bei dem Berichte über die Schlacht bei Lützen ein protestantischer Korrespondent seine Freude über den Sieg, aber auch seine Trauer über die schwere Verwundung Gustav Adolfs [der Tod des Königs war ihm noch nicht bekannt] in folgender Weise zum Ausdruck:

> Die Victoria ist vberauß groß, General Pappenheim, Holcke vnd viel andere . . mehr vff des Feindes Seiten geblieben, Bennighausen vnd sonst viel Vornehme gefangen, es hat aber Ihre Mayest. das Vnglück auch mittroffen, in deme dieser tapffere Held sein Leib vnd Leben für Gottes heiligen Namens Ehre vnd zu erhaltung der Teütschen Libertät vnd Freyheit so offters vngescheucht gewaget hat, dißmahlen mit 2 Schüssen gefährlich verletzt

*) Erhalten in der Camerarischen Sammlung in München.

worden, vnd also in der That erwiesen, daß sie ihr Königliches Blut bey Gottes heiligem Evangelio auffzusetzen gewillet .... Bey Abfertigung der Brieff befinden sich Ihre Königl. Mayest. gefährlich matt, der Allmächtige schicke es nach seinem Göttlichen gnädigen Willen .... Dem gütigen Gott seye wegen dieser vberauß herrlichen Victorien ewiges Lob vnd Preiß gesagt.

Die Zeitungen von Wien, München und Köln haben eine katholische Grundstimmung. Die Wiener „Ordentlichen Zeittungen"*) von 1629 bringen wiederholt Nachrichten über die katholische Restauration, melden, daß vom Hofmarschallamte Mandate angeschlagen worden, in welchen allen befreiten Hofhandelsleuten, Künstlern und Handwerkern und überhaupt allen mit Hoffreiheiten versehenen ein letzter Termin der Bekehrung bis Ostern gestellt wurde, und berichten ferner viel über Kirchenfeste, so unter dem 30. August 1631 über eine Prozession der Dominikaner nach Zell. Es zogen in Zell über 4000 Menschen ein, die den Rosenkranz durch alle Gassen öffentlich beteten, „dessen sich auch Fürstl. und Gräfl. Frauenzimmer nicht geschämet, und ist das liebe unser Frauen Bild im Rosenkranz von lauter Diamanten gezieret und mit neuem, goldstuckenem Rock bekleidet gar schön zu sehen gewest". Die Münchener „Wochentliche Ordinari Zeitung"**) druckt folgenden Bericht aus Prag vom 18. August 1629 ohne irgend eine Äußerung der Mißbilligung ab: Dienstag frühe ist ein Bauer, so sich für einen Propheten ausgeben und durchaus nit zur katholischen Religion bequemen wollen, mit dem Schwert hingerichtet, hernach den todten Körper geviertheilt und auf jede Straßen ein Viertel, der Kopf und Ingewaid aber absonderlich aufgesteckt worden.

In den Jahren 1634 und 1635 stehen verschiedene Frankfurter Zeitungen auf Seiten der Schweden. Nach dem Prager

*) Viele Nummern dieser Zeitung befinden sich im Staatsarchiv zu Dresden in den Depeschen und Zeitungen Lebzelters und im Staatsarchive zu München in den Berichten des bayrischen Gesandten Leuker in Wien.

**) Die Jahrgänge 1628 und 1629 fast ganz vollständig erhalten in der königl. Bibliothek zu München.

Frieden (1635) richten sich die Hamburger Zeitungen gegen die Schweden. Auch die Leipziger Zeitungen sprechen sich von der Mitte der 30er Jahre ab ungünstig über die Schweden aus und nehmen Partei für die Österreicher. Bei der abermaligen Besetzung Leipzigs durch die Schweden unter Torstensohn zu Ende 1642 bereiten ihnen daher die Sieger ein jähes Ende.

Allem Anscheine nach ist die Zahl der protestantischen Zeitungen in Deutschland eine wesentlich größere gewesen, als die der katholischen.

Daß die Zeitungen sich stets in den gewünschten Grenzen hielten, bewirkte eine sehr peinliche Zensur. In den evangelischen Universitätsstädten übte diese in erster Linie die Universität aus; dort, wo eine solche nicht bestand, der Rat der Stadt. Bisweilen führten auch Universität und Rat gemeinschaftlich die Aufsicht, wie z. B. in Leipzig*). In den katholischen Ländern mußte vor dem Druck alles der geistlichen Zensur unterbreitet werden**). In Frankfurt a. M. zensierte die bereits 1579 eingesetzte Bücherkommission im 17. Jahrhunderte auch die Zeitungen. In Zürich findet sich die erste Zeitungszensur im Jahre 1622; im Jahre 1674 wurden vom Rate verschärfte Vorschriften für die Zensoren festgesetzt***).

Als ein besonders scharfes Vorgehen ist das des Rates von Rostock hervorzuheben, der allen Zeitungsherausgebern 1627 kurzerhand vollständig untersagte, „über schwedische Niederlagen zu drucken“.****)

Dem Argusauge der Zensur scheint aber doch gar manches, was dann später Ärgernis bereitete, entgangen zu sein, oder sie ist wohl auch oft genug nachlässig geübt worden, denn wieder-

*) Albrecht Kirchhoff, Zur ältesten Gesch. d. Leipz. Zeitungswesens (Arch. f. Gesch. d. d. Buchh. VIII, S. 53 und IX, S. 250).

**) Stieve, D. kirchliche Polizeiregiment in Bayern unter Maximilian I. München 1876.

***) Günther, Bilder aus d. Kulturgesch. d. Schweiz. Zürich 1898.

****) W. Stieda, Die Anf. d. period. Presse in Mecklenburg (Arch. f. Gesch. d. d. Buchh., XIX, S. 68).

holt werden Klagen über die Zeitungen laut. Im Jahre 1631 warnte der Rat der Stadt Nürnberg die beiden Zeitungsschreiber Leonhard Rügel und Georg Kartwohl, die Stadt doch ja nicht durch ihre Zeitungen beim Kaiser in Nachteil zu bringen,*) und im Jahre 1635 wurde der Augsburgische katholische Buchhändler Andreas Aperger wegen eines noch vor der Schwedenzeit gedruckten Zeitungsblattes, in welchem er die Bürger der Stadt Nördlingen die allzeit rebellischen Nördlinger genannt hatte, verhaftet und aus der Stadt gewiesen, die beiden Zensoren aber jeder mit einer Strafe von 50 Thalern belegt.**) Ja, es kommt sogar wegen der Haltung der Berliner Zeitungen zwischen Wien und Berlin zu diplomatischen Verhandlungen. Als der Graf Adam von Schwarzenberg 1626 als brandenburgischer Gesandter nach Wien reist, um der Mark Erleichterungen von den Kriegslasten zu erwirken, aber nur Versprechungen erhält, sieht er den Grund der geringen Bereitwilligkeit in den Berliner Zeitungen. „Man hat allhier", berichtet er an den Kurfürsten, „ein ziemliches Mißfallen an den neuen Zeitungen, die allemal aus Berlin geschrieben und gedruckt werden. Man sagt, es sei kein Ort im ganzen Reiche, da man so frei und schlimm schreibe gegen Dero Armee, als in Berlin. Allemal attribuire man der kaiserlichen Macht Verlust und den Feinden Victoria". Das Geheimrats-Kollegium versicherte aber den Kurfürsten, daß die Zeitungskorrespondenzen keineswegs geändert, sondern genau so, wie auch an anderen Orten, gedruckt würden. Immerhin antwortet aber Georg Wilhelm: „Ob es wohl eine Sache, daran die Wiener sich von Billigkeits wegen nicht zu scandalisiren hätten, weil ja leichtlich zu erachten, daß die Zeitungen anders bei uns nicht werden in Druck gegeben werden, als wie man sie unserm Botenmeister aus andern Orten schreibt, so ist es uns doch lieber, damit diesfalls den Leuten aller Prätext genommen werde, daß man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offension erregen möchte. Doch könnte man denen, welchen die Avisen zugeschickt würden (auch

*) Soden, Kriegs- und Sittengesch. d. Reichsst. Nürnberg, III, S. 195.

**) v. Stetten, Gesch. v. Augsburg, II, S. 206.

der Kurfürst war ein eifriger Leser derselben), das Ausgelassene beischreiben.*)

Diese engherzige Zensur und überhaupt der schwere Druck, der auf dem ganzen geistigen Leben lastete, zudem aber auch die entsetzliche Verarmung und Verödung, die nach und nach in Deutschland um sich gegriffen hatte — war doch die Bevölkerungszahl, die im Jahre 1618 etwa 17 Millionen betragen hatte, im Jahre 1649 bis auf 4 Millionen herabgegangen — hinderten die Weiterentwickelung des Zeitungswesens ganz außerordentlich. Obgleich zu Anfang des Jahrhunderts in allen bedeutenderen Städten wöchentliche Zeitungen ins Leben getreten waren, erhob sich doch keine einzige zu größerer Bedeutung, entwickelte sich auch nicht eine zur Vertreterin einer politischen Idee; alle blieben sie auf dem Niveau des Lokalblattes stehen. Es können daher auch nach der allgemeinen Charakterisierung die einzelnen Unternehmungen ganz kurz behandelt werden.

*) Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen . . . . Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828.



Zweites Kapitel.

Die ersten eigentlichen Zeitungen im modernen Sinne.

1. Die älteste noch erhaltene gedruckte Zeitung, die Straßburger Zeitung, und ihr Herausgeber Johann Carolus. Die Frankfurter Blätter. Egenolph Emmel. Johann von den Birghden. Schönwetter. Die Ober-Postamts-Zeitung. Serlin, der Gründer des „Frankfurter Journals“.

Die älteste noch erhaltene gedruckte Zeitung ist eine von Dr. Julius Otto Opel im Jahre 1876 in der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg aufgefundene Straßburger Zeitung vom Jahre 1609. Ihr Titel lautet buchstäblich:

Relation:
Aller Fürnem-
men vnd gedeckwürdigen
Historien, so sich hin vnnd wider
in Hoch vnd Nieder Teutschland, auch
in Frankreich, Italien, Schott vnd Engelland
Hisspanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen,
Wallachey, Moldaw, Türckey, etc. Jnn
diesem 1609. Jahr verlauffen
vnd zutragen möchte.
Alles auff das trewlichste wie
ich solche bekommen vnd zu wegen
bringen mag, in Truck ver-
fertigen will.

Dieser Titel ist mit einer hübschen Randeinfassung in Holzschnitt umgeben. Der ganze Jahrgang füllt einen Quartband von 115 Blättern und war in allen 52 Nummern erhalten. Erst

nachdem der Jahrgang bereits gebunden war, ist leider das 34. Stück herausgerissen worden.

Aus dem Wortlaute des Titels ergiebt sich, daß dieser schon der ersten Nummer beigefügt war und nicht, wie es jetzt geschieht, erst mit der letzten ausgegeben wurde. Nach dem Generaltitel folgt ein Vorwort, in welchem der Herausgeber sich Johann Carolus unterzeichnet und die Bitte an den Leser richtet, etwaige Versehen zu entschuldigen und zu verbessern. Er rechtfertigt diese Bitte mit der Eile, in welcher die Zusammenstellung erfolgen „und daß bei der Nacht eilend gefertigt werden mußte".

Wichtiger aber als dieses Geständnis ist der Eingang des Vorworts, aus welchem wir erfahren, daß Johann Carolus „in Außfertigung der ordinarii avisa, wie nun etlich Jahr beschehen, zu continuiren vermittelst göttlicher Gnaden bedacht" ist. Der Herausgeber erklärt also mit diesen Worten, daß er schon seit Jahren Zeitungen veröffentlicht hat, und daß dieser Jahrgang nur eine Fortsetzung eines älteren Unternehmens ist.

Auf der Rückseite des Vorworts beginnen sodann die Korrespondenzen; die erste ist aus Köln vom 8. Januar, worauf dann die aus Andorff (Antwerpen) vom 26. Dezember, aus Rom vom 20. Dezember, aus Venedig vom 26. Dezember, aus Wien, ebenfalls vom 26. Dezember, und aus Prag vom 20. Dezember folgt. Mit der Prager Korrespondenz schließt die erste Nummer auf der siebenten Seite. Die achte Seite der Nummer ist unbedruckt geblieben.

Die übrigen Nummern des Jahrganges, die aber meist nur vier Seiten umfassen, bringen auch Korrespondenzen aus Frankfurt a. M., Erfurt, Linz, Preßburg, Krakau, Amsterdam, Brüssel, Lyon 2c. Am häufigsten erschienen die Berichte aus Prag (92), Wien (77), Venedig (52), Rom (51) und Köln (51). Von besonderem Interesse ist eine Korrespondenz aus Venedig vom 4. September in der Nummer 37, in der die Erfindung des Fernrohrs durch Galilei gemeldet wird. Es heißt dort:

„Hiesige Herrschaft hat dem Signor Gallileo von Florentz, Professoren in der Mathematica zu Padua, ein stattliche Verehrung gethan, auch seine Provision vmb



100 Cronen jährlich gebessert, weil er durch sein embsigs studiren ein Regel vnd Augenmaß erfunden, durch welche man einerseits auff 30 meil entlegene ortt sehen kan, als were solches in der nehe, anderseits aber erscheinen die anwesende noch so viel grösser, als sie vor Augen sein, welche Kunst er dann zu gemeiner Statt nutzen präsendiert hat".

Der Herausgeber der Zeitung, Johann Carolus, war der Inhaber einer großen Druckerei in Straßburg, die u. a. auch Fischarts Schriften gedruckt hat. Doch ist es nicht gelungen, genauere Lebensdaten dieses Mannes zu erforschen. Dagegen konnte die Zeitung bis zum Jahre 1649 verfolgt werden. Wahrscheinlich ist sie, meint Opel, während des ganzen 17. Jahrhunderts erschienen.*)

Eine größere journalistische Thätigkeit, als in Straßburg, machte sich bald in Frankfurt am Main bemerkbar. Frankfurt war von jeher eine viel bedeutendere Handelsstadt als Straßburg. Äneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., nannte sie schon im 15. Jahrhundert „das Herz des Verkehrs zwischen Ober- und Nieder-Deutschland" und Hans Sachs im 16. Jahrhundert „die Mutter aller Handelsgewerbe". Bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden weit ausgedehnte regelmäßige Botenposten von Frankfurt aus eingerichtet, und als dann die Stadt auch Anschluß an den Taxisschen Postkurs zwischen Wien und Brüssel erhielt (dieser Postkurs berührte anfangs die Stadt Frankfurt nicht, sondern ging in südwestlicher Richtung an ihr vorüber), so konnten die neuen Nachrichten von allen Richtungen her schnell nach Frankfurt gelangen, was zur Herausgabe einer Zeitung ja förmlich auffordern mußte.

Den ersten Versuch mit einem solchen Unternehmen machte der Buchhändler und Buchdrucker Egenolph Emmel im Jahre 1615. Leider lassen sich mit Bestimmtheit irgend welche Blätter dieser Emmelschen Zeitung nicht mehr nachweisen; doch glaubt Opel die Nummern 39, 42, 43 und 48 einer Zeitung des Jahres

*) Ausführliches in dem Opelschen Werke S. 44—64.

1615, die sich im Staatsarchive zu Dresden (Loc. 10 727) befinden, als Emmelsche Erzeugnisse ansehen zu dürfen. Diese Blätter haben keine Titelüberschrift und sind nur mit arabischen Ziffern versehen. Blätter des Jahrganges 1616 und 1617 dieses Zeitungsunternehmens befinden sich in der Marienstiftsbibliothek zu Stettin. Die Nachrichten dieser Nummern betreffen meist das Ausland.

Offenbar hat die Zeitung Beifall gefunden, denn schon im Jahre 1617 erstand ihr eine gefährliche Konkurrenz, die einen langen und hartnäckigen Streit nach sich zog. Der Konkurrent war der Postmeister des Grafen von Taxis, Johann von den Birghden. Dieser Mann hat bei der Entwicklung des Verkehrs und des Zeitungswesens in Frankfurt im siebzehnten Jahrhundert eine große Rolle gespielt. Er wurde 1582 zu Aachen geboren, war anfangs Soldat, dann Postverweser, Kammerrichter, Zollbeamter, bis er 1609 von dem Generalpostmeister Leonhard von Taxis nach Frankfurt geschickt wurde, um dort das Postwesen neu zu organisieren. Er bewährte sich auch, trat jedoch 1613 von dem Dienste zurück, beteiligte sich aber auf besonderen Wunsch des Kurfürsten von Mainz 1615 an der Einrichtung einer Postverbindung zwischen Frankfurt und Köln und wurde nun unter dem 28. Oktober 1615 vom Grafen Lamoral von Taxis zum Postmeister von Frankfurt ernannt. In dieser Stellung entwickelte er eine große Thätigkeit, schuf unter vielen Mühen die Reichspost von Frankfurt nach Hamburg, eine Verbindung mit Leipzig u.s.w.

Infolgedessen gelangten natürlich auch täglich viele neue Nachrichten in das Taxissche Posthaus, und der praktische Postmeister von den Birghden suchte sie in der Art des Emmelschen Unternehmens zu verwerten; er gab mit dem Anfange des Jahres 1617 ebenfalls eine Zeitung heraus. Zugleich suchte er die Emmelsche Zeitung auswärts durch nachlässige Besorgung zu verdrängen. Darauf reichte Emmel beim Schöffenrate eine Klage ein, in welcher er betonte, daß er „die Zeitungen zuerst angefangen“, und bat, daß der Rat ihm behülflich sei, damit ihm dasjenige, „was er bei zwei Jahren gedruckt und vor andern Druckern hergebracht“, nicht entrissen werde. Diese Klage erkannte der Rat

an und verbot dem Postmeister, „seine Zeitung innerhalb Frankfurt zum Nachteil des Klägers abdrucken zu lassen“. Allein Birghden erklärte ganz einfach, daß er „dem Verbot nicht Folge leisten, sondern vielmehr seine Avisen, der Bequemlichkeit wegen, in Frankfurt ferner drucken werde“. Emmel klagte nun aufs neue; da aber der Rat erwägen mochte, daß der Postmeister ein einflußreicher Mann sei, der sehr hohe Herren hinter sich habe, so kam er zu folgendem Beschluß: „Lectum in Senatu 30 Jan. Anno 1617 und decretirt, daß man sowohl ihme, Birghden, als Egenolph Emmel, die Zeitung auf ihr Gefahr zu drucken gestatten, und daneben ermeldetem Birghden, wegen seiner dabey verübten Ungebühr stattlich zu Weg sagen lassen soll.“ Diesem Beschlusse scheint aber Birghden nicht recht getraut zu haben, denn er ging auch noch den Kaiser Ferdinand II. und den Reichspostprotektor, den Kurfürsten von Mainz, um Schutz an, und der Letztere schrieb an den Magistrat, „da die Avisen und Zeitungen jederzeit bey der Post gewesen“ (eine falsche Behauptung, die dann später von den Postmeistern noch sehr oft erhoben worden ist), so möge man doch weit eher dem Postverwalter, als anderen, die aus bloßem Eigennutz Zeitungen oft recht fraglicher Natur inventierten, den Druck von Zeitungen gestatten.

Es erschienen nun beide Zeitungen neben einander, und zwar scheint Emmels Blatt mehr der bürgerlichen und protestantischen, Birghdens mehr der kaiserlichen und katholischen Partei gedient zu haben.

Auch von diesen Birghdenschen Zeitungen lassen sich mit Bestimmtheit keine Blätter mehr nachweisen. Opel (S. 77) vermutet zwar, daß mehrere Zeitungsnummern aus den Jahren 1621 und 1623 im Marburger Archive und im Dresdener Staats-Archive, die den Titel „Unvergreiffliche Postzeittungen“ und „Wochentliche Zeitungen“ tragen, Birghdensche Erzeugnisse seien, aber ein bestimmter Anhalt zu dieser Vermutung liegt doch nicht vor.

Unterdessen wurde im Jahre 1619 von dem Buchhändler Schönwetter auch noch eine dritte Frankfurter Zeitung gegründet. Dieses Unternehmen hatte jedoch zunächst mit vielen Schwierigkeiten

zu kämpfen, da Kaiser Ferdinand II. das Privilegium, das er erteilt hatte, schon 1621 wieder zurücknahm, angeblich, weil ihm die Haltung der Zeitung nicht gefiel. Schönwetter gab aber das Blatt trotzdem noch ferner heraus, was in den trubulösen Zeiten wohl nicht weiter kontroliert wurde, und zog dann offenbar einen beträchlichen Nutzen aus den Verwickelungen, in die Birghden von 1623 ab geriet. Birghden wurde nämlich angeklagt, mit den Feinden des Kaisers in Verbindung getreten zu sein, und sogar einige Zeit in Haft genommen. Doch gelang es ihm noch einmal, sich zu rechtfertigen und sich sogar so in Gunst zu bringen, daß sich der Kaiser veranlaßt sah, ihm am 7. Oktober 1625 den Adel mit vier Ahnen zu verleihen. Allein diese Sonne des Glücks lächelte ihm nicht lange; unter dem 3. März 1627 dekretierte der Kaiser, daß Birghden sofort vom Postamte zu entfernen sei, weil er „in seinen wöchentlichen gedruckten und besonders in Frankreich verbreiteten Zeitungen viel ungehörige, dem Kaiser und dem gemeinen Wesen nachteilige Sachen einmische“. Er wurde außerdem beschuldigt, von der Union einen Jahrgehalt bezogen und mit den Gegnern des Kaisers Korrespondenzen unterhalten zu haben. Birghdèn suchte die Anklagen zwar zu widerlegen, allein alle seine Bemühungen waren vergebens; der Kaiser verfügte unter dem 2. November 1627 nochmals seine Entlassung, und er mußte zurücktreten. Offenbar erreicht damit auch seine Zeitung ihr Ende.

Bald darauf that der Kaiser noch einen weiteren gewaltthätigen Schritt. Mit einer Verordnung vom 9. Mai 1628 fegte er sämtliche Zeitungen Frankfurts hinweg und bestimmte, daß niemand als demjenigen, so der Graf von Taxis hiezu verordnen werde, verstattet sein solle, wöchentliche Zeitungen zu drucken. Dabei behauptet auch er, wie schon der Kurfürst von Mainz, daß die Vergünstigung, Zeitungen herauszugeben, jederzeit ein Annex des Postamts zu Frankfurt gewesen sei.*) In diesem kritischen Momente suchte der Buchhändler Schönwetter eine Annäherung

*) J. v. Schwarzkopf, Über pol. u. gelehrte Zeitungen . . . . zu Frankfurt a. M. Frkf. 1802.

an den Grafen von Taxis und bestimmte diesen, ihm die Herausgabe einer Zeitung, resp. die Fortsetzung der bisher gedruckten, zu gestatten. Wie weit die Verpflichtungen reichten, die Schönwetter hierbei einging, ist nicht bekannt; jedenfalls aber mußte er in dem Blatte zunächst die Interessen der Grafen von Taxis und weiterhin auch die des Kaisers, also der katholischen Partei, vertreten.

Aus dem Jahre 1628 ist aber von dieser neuen Zeitung kein Blatt erhalten geblieben, dagegen hat sich aus dem Jahre 1629 ein Exemplar der Nummer 49 im Frankfurter Staatsarchive zu uns herübergerettet, und außerdem finden sich noch mehrere Nummern dieses Jahrganges im Dresdener Staatsarchive. Das Blatt führte danach den Titel „Ordentliche Wochentliche Post Zeitung“ und brachte Korrespondenzen aus Rom, Venedig, Wien, Prag, Breslau, Hamburg u. s. w.

Das Geschäft Schönwetters blühte jedoch nicht lange. Als die Schweden sich 1631 Frankfurt näherten, floh der Taxissche Postmeister, ein gewisser Brintz, und der König Gustav Adolf, der immer bemüht war, auch unter den verworrensten Verhältnissen den Postverkehr aufrecht zu erhalten, legte die Oberleitung der Frankfurter Postanstalt wieder in Birghdens Hände. Darauf entwickelte dieser während der Schwedenzeit, bis zum Mai 1635, abermals eine große Thätigkeit, verbesserte nicht nur die etwas in Verfall geratenen bisherigen Postlinien, sondern legte auch noch neue an, sogar eine über den Odenwald nach Schaffhausen, Zürich, Bergamo bis nach Venedig, und zwar ganz auf eigene Kosten.

Es ist natürlich, daß er bei dieser Gelegenheit auch die Herausgabe der Zeitung wieder in seine Hand nahm. Aktenmäßige Nachrichten darüber sind allerdings nicht vorhanden, aber man darf wohl bestimmt annehmen, daß die vielen offenbar aus Frankfurt stammenden Zeitungsblätter aus den Jahren von 1632 bis 1635 mit dem Titel „Ordentliche Wochentliche Zeitungen“, die sich teils in einem Bande (Q. 478) der Züricher Bürgerbibliothek, teils im Dresdener Staatsarchiv befinden, sowie die schon von verschiedenen Historikern angezogene Nr. 58 des Jahres 1632 in der Camerarischen Sammlung in München, welche die Nachricht über die Schlacht bei Lützen enthält, Birghdensche Erzeugnisse sind. Sie

stehen selbstverständlich auf seiten der Schweden, ohne sich jedoch gehässig gegen die Kaiserlichen zu zeigen.

Nach dem Prager Frieden, als das Haus Taxis wieder die Postverwaltung übernahm, mußte dann auch Birghden abermals weichen, doch wurde er durch ein besonderes kaiserliches Schreiben ausdrücklich mit in die Amnestie eingeschlossen.*) Die Zeitung nahm wieder den Titel „Postzeitung" an und schmückte sich weiterhin mit dem Bilde eines blasenden Postillons. Später erhielt sie den Titel „Ordentliche wöchentliche Kayserliche Reichs-Post-Zeitung".

Die gelockerte Disziplin während der Schwedenzeit ermöglichte aber neben der Birghdenschen Zeitung auch noch die Herausgabe eines zweiten Frankfurter Blattes. Der Herausgeber und Drucker desselben läßt sich nicht mehr ermitteln; vielleicht ist er in Wolfgang Hofmann zu suchen, der in jener Zeit mancherlei Druckwerke im Interesse der Schweden veröffentlichte. Der Titel des Jahrganges 1633 (vollständig in der Züricher Bürgerbibliothek erhalten) lautet „Zeitung Post", worauf dann noch eine lange Erweiterung folgt. Bei den späteren Jahrgängen kommen mancherlei Abweichungen im Titel vor, doch ist immer gern das Wort „unpartheyisch" mit verwendet, so daß Opel sie „die unparteiische Frankfurter Zeitung" genannt hat. Doch nahm sie sehr lebhaft für die Protestanten Partei und empfing aus deren Lager viele sehr wertvolle Nachrichten. Ihre Existenz läßt sich sodann bis zum Jahre 1656 nachweisen, allein sie hat wohl (einer Angabe Schwarzkopfs S. 15 zufolge, wenn wir sie mit der dort erwähnten „Pohlnisch-Schwedischen Frankfurter Zeitung" identifizieren dürfen) erst 1660 zu erscheinen aufgehört.

Eine zweite Zeitung scheint aber doch für Frankfurt Bedürfnis gewesen zu sein, denn schon wenige Jahre nach dem Eingehen der „Unparteiischen", etwa 1665, wurde abermals eine solche ins Leben gerufen, diesmal von dem Buchhändler Wilhelm Serlin, einem geborenen Nürnberger, der das Blatt auch gleich zweimal wöchentlich, am Dienstag und Samstag, herausgab, natürlich unter

*) Opel, a. a. O. S. 88—93.



dem heftigen Widerstande des Taxisschen Postmeisters. Anfangs hieß die Zeitung, weil sie vorwiegend Nachrichten aus den Niederlanden brachte, „Die holländische Progressen", bald aber „Journal". Bei dem großen Interesse, welches der Krieg in den Niederlanden erregte, ferner bei der ausgesprochen protestantischen Tendenz und endlich bei dem mäßigen Preise von 2 Gulden für den Jahrgang, gewann das neue Blatt rasch eine große Verbreitung, was den Verleger veranlaßte, gelegentlich im Laufe der Woche noch ein drittes Blatt erscheinen zu lassen. Nach dem Tode Serlins 1674 setzte die Witwe Maria Margareta Serlin den Verlag fort; doch nun gelang es schließlich dem Postmeister Johann Wetzel von Lauterburg im Jahre 1678, ein kaiserliches Reskript zu erwirken, kraft dessen die Fortsetzung des „Journals" untersagt wurde, weil das Zeitungsdrucken allein der Post zukomme. Der Rat nahm sich aber der Bedrängten an; er bewies, daß die Prätension des Postamts unbegründet war, und erlangte die Zurückziehung des kaiserlichen Reskriptes. Damit war das Postamt für alle Zeiten in seine Grenzen zurückgewiesen, und das „Journal" entwickelte sich unter der ausgezeichneten Redaktion des Schwiegersohnes der Witwe Serlin, Dornheck, zu einer solchen Blüte, daß es eines der gelesensten Blätter innerhalb Deutschlands wurde, auch im Auslande Verbreitung fand und den Neid aller Frankfurter Buchhändler wachrief. Allerdings sorgte die Witwe Serlin, eine robuste Korporalstochter von äußerst energischem und unerschrockenem Wesen, auch unablässig, wie sie ihr Unternehmen fördern konnte, und so erreichte denn nach und nach, während die Auflage der Postzeitung von 1000 auf 500 bis 600 Exemplare zurückging, das „Journal" eine Auflage von über 1500 Exemplaren, etwas für die damalige Zeit ganz Unerhörtes. Infolgedessen wuchs denn auch das Einkommen der Witwe Serlin beträchtlich, was einen ihrer Konkurrenten zu der Äußerung veranlaßte, „daß wohl kein Assessor am kaiserlichen Kammergericht, kein fürstlicher Kanzler in ganz Deutschland, auch kein Syndikus in einer Reichsstadt eine solche Bestallung hat, und würde ein anderer gern 1000 Thaler Kosten anwenden, wenn er ein dergleichen herrliches Privilegium haben könnte, allermaßen

solches jährlich mehr als 20 M. Thaler verinteressire, wie sie (die Serlin) denn anjetzo einem jeglichen Kinde, deren sie sechs hat, in die 500 fl. Heirathsgut giebt, zu geschweigen, wie sie eine kostbare Haushaltung führt, und wie sie erst vor etwa einem Vierteljahr zu männiglichem Verwundern ein kostbares Haus erkauft".

Das kostbare Druckprivilegium, am 27. September 1686 von der Witwe Serlin auf deren Erben übertragen, blieb darauf bis zum Jahre 1802 im Besitze der Serlinschen Familie, und in dieser ganzen Zeit wurde auch das „Journal", oder die Serlinsche Zeitung, wie man meistens sagte, ununterbrochen von den Serlinschen Erben verlegt.*)

---

2. Die Wiener, Augsburger und Nürnberger Blätter des 17. Jahrhunderts. Die Zeitungen von Berlin, Hamburg, Rostock, Braunschweig, Hildesheim, Magdeburg. Das Zeitungswesen in Leipzig. Die „Leipziger Postzeitungen". Die Presse in München, Köln, Jena, Königsberg, Breslau, Hanau, Stettin, Gotha und Lübeck.

Zur selben Zeit, als sich das Frankfurter Zeitungswesen entwickelte, sproß auch eine verheißungsvolle Zeitungslitteratur in Wien empor, aber sie kam nicht viel über die ersten Schößlinge hinaus, weil sich einesteils das Wiener Postwesen beständig in schlechter Verfassung befand, anderenteils die von den Jesuiten ausgeübte Zensur mit bleierner Schwere auf dem geistigen Leben lastete. Die ersten Bewilligungen von der Universität (d. i. von der Zensurbehörde), „die eingelangten wochentlichen ordinari und extra ordinari Zeitungen und was denselben anhängig", zu drucken, erhielten die Buchdrucker Gregor Gelbhaar und Mathias Formica im Jahre 1615, doch müssen deren Erzeugnisse nur sehr dürftig ausgefallen sein. Auch haben sich von diesen ersten Wiener Blättern bloß geringe Trümmer erhalten, die außerdem noch nicht einmal eine bestimmte Datierung er-

*) Dietz, Das Frankfurter Zeitungswesen bis zum Jahre 1810. Didaskalia, Unterhaltungsbl. d. frankf. Journ., 22.—29. Nov. 1888.

lauben. Wenige Jahre später — die bestimmte Jahreszahl läßt sich leider nicht angeben — erstanden aber dann schon drei Zeitungen, die bestimmte Formen zeigten, die „Ordentlichen Postzeittungen auß Wien“, die „Ordinari Zeittungen“ und die „Ordentlichen Zeittungen auß Wien“. Das erstgenannte Blatt wurde vom Hofpostamt herausgegeben und scheint hauptsächlich über die Wiener Verhältnisse berichtet zu haben. Weiteres über seine Existenz ist nicht zu ermitteln, da nur noch wenige Bruchstücke aus den Jahren 1622 und 1624, die obendrein keine Nummern tragen, vorhanden sind. Die „Ordinari Zeittungen“ brachten ausschließlich Nachrichten aus dem Auslande, aus Rom, Venedig, Köln, dem Haag, Paris und Lyon. Die erhaltenen Teile gehören den Jahren 1622 und 1623 an, doch bestand die Zeitung, nach der Nummerierung zu schließen, gewiß schon vor 1622. Die „Ordentlichen Zeittungen auß Wien“ brachten viele Hof- und Personalnachrichten, weshalb Mayer*) annimmt, sie könnten wohl das „officielle Wiener Hofblatt“ gewesen sein. Nach den noch vorhandenen Nummern zu schätzen, sind sie in der Mitte des Jahres 1622 entstanden; die letzte erhaltene Nummer rührt aus dem Jahre 1636 her.

Später, während der zweiten Türkenbelagerung, erhielt noch einmal der Buchdruckereibesitzer Chr. Cosmerovius ein Privilegium auf ordinari und extraordinari Zeitungen (bestätigt am 4. Januar 1673), doch ist von dessen Erzeugnissen auch nicht ein Blättchen übriggeblieben.

Mehr Glück, als die deutschen Zeitungen, hatte im letzten Drittel dieses Jahrhunderts eine italienische Zeitung in Wien, „Il Coriere ordinario,“ der zunächst von 1671 ab von Giovanni Batt. Hacque, und zwar gleich zweimal wöchentlich, dann von 1679 ab von J. van Ghelen herausgegeben wurde. Er kam der Vorliebe des Hofes für die italienische Sprache entgegen und brachte besonders viele Hof- und Personalnachrichten aus dem Auslande, aber auch Kriegsnachrichten, Parlamentsberichte aus England u. s. w. In der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindet

*) Mayer, Buchdruckergeschichte I. S. 240 ff.

sich von ihm eine Reihe von Jahrgängen; der letzte Band ist der von 1721, doch ist anzunehmen, daß das Blatt noch einige Jahre länger bestanden hat.*)

Neben Frankfurt und Wien muß auch Augsburg alsbald eine nicht unbedeutende Zeitungslitteratur besessen haben. Es lag ja mitten im großen Handelsverkehr und war ein Knotenpunkt der verschiedensten Postlinien. Zudem pulste hier von jeher ein reges geistiges Leben. Aber leider haben sich irgend welche Nachrichten über die ersten Zeitungsunternehmungen nicht erhalten. Vielleicht stammen die 22 Nummern einer Zeitung aus dem Ende des Jahres 1619 und die Jahrgänge 1624, 25, 26 und 27 derselben Zeitung, die sich in drei Quartbänden in der Königlichen Bibliothek in Stuttgart befinden, aus Augsburg. Der Titel schwankte bei den Blättern von 1619 noch, meist heißt er „Zeittungen auß underschiblichen Orten“, dann ist aber folgende Fassung festgehalten: „Zeitungen deß . . . . . . Jahres, darinnen zu finden, was hin vnd wider an vnderschiedlichen Orten . . . . sich gedenckwürdiges zugetragen“ ꝛc. Die Tendenz der Zeitung ist offenbar eine protestantische, auch weisen ihre Sprachformen nach Süddeutschland hin; irgend ein ganz bestimmter Anhalt aber, daß Augsburg der Ausgang dieser Blätter ist, kann nicht gefunden werden. Dafür haben diese Stuttgarter Bände für die Zeitungsgeschichte insofern einen ganz besonderen Wert, als sie das Manuskript für eine Stuttgarter Zeitung darstellen, die Johann Jakob Gabelkover, Bibliothekar und Archivar des Herzogs Johann Friedrich von Württemberg, redigierte. Die Nummern sind sorgfältig durchkorrigiert, enthalten auch Zusätze und selbst Bemerkungen für den Drucker. Bei einem ausgestrichenen Berichte schreibt der Redakteur sogar in seiner Aufregung: „Erstunken vnd erlogen, darumb Ichs delirt hab, daß es nitt gedruckt werde“. Bedauerlicherweise hat sich von der Stuttgarter Zeitung auch nicht ein einziges Blatt erhalten.**)

---

*) E. V. Zenker, Gesch. d. Wiener Journalistik. Wien 1892. S. 16—25.

**) Ausführliches giebt Opel in seiner Abhandlung „Über eine bisher unbekannte süddeutsche Zeitung“. (Archiv. f. Gesch. d. d. Buchh. Bd. X, S. 207—224.)

Eine andere Augsburger Zeitung, die sich aber bestimmt als solche bezeichnet, befindet sich in zahlreichen Resten in der Königlichen Bibliothek zu Stockholm. Einen Haupttitel scheint sie nicht geführt zu haben, dagegen tragen die einzelnen Nummern die Bezeichnung: „Continuatio der Augspurger Zeitung". Es sind vorhanden Nummern aus den Jahrgängen 1627, 28, 29 (dieser Jahrgang ist ganz vollständig), 30 und 31. Dieser letzte Jahrgang weist nur die ersten 10 Nummern auf. Möglicherweise hat, so meint Opel (Anf. d. d. Zeitungspr. S. 166), in dieser trüben Zeit das Blatt sein Erscheinen eingestellt.

Seltsamerweise erschien mit dieser Augsburger Zeitung ein Nürnberger Schwesterblatt, das fast ganz dasselbe Äußere zeigte. Beide Zeitungen ergänzten sich und wiesen in einzig dastehender Weise auf einander hin. So heißt es z. B. in der Augsburger Zeitung im Jahrgang 1629: „Mit Kitzingen continuiert es, dessen Verlauf hat der günstige Leser in den Nürnbergischen Zeitungen vor 8 Tagen vernommen", und in der Nürnberger Zeitung, Jahrgang 1828, heißt es einmal: „Die Bremer, Hamburger, Wolfenbütteler und Erfurter Zeitung findet der günstige Leser in Augsburger". Es wurde also vorausgesetzt, daß der „günstige Leser" beide Blätter hielt. Da sie beide protestantische Tendenz hatten, so ging das allenfalls. Der Haupt-Titel der Nürnberger Zeitung lautete „Wochentliche Relation, Allerhand denkwürdiger Geschichten, so sich hin vnd wieder . . . . . zugetragen", später „Wochentliche Avisen, das ist: Ordentliche erzehlung, vilerley denck- und leßwürdiger Sachen vnd Händel, welche sich . . . . zugetragen". Die einzelnen Nummern führten dann noch die Überschriften „Continuation der Nürnberger Zeitung", doch wurde das Blatt nicht in Nürnberg gedruckt, sondern in Oetingen durch Lucas Schultes. Unzweifelhaft hat Lucas Schultes auch die Augsburger Zeitung gedruckt und wahrscheinlich ebenfalls in Oetingen, was sich wohl aus den damaligen konfessionellen Verhältnissen in Augsburg erklärt. Auch von dieser Nürnberger Zeitung befinden sich die einzigen Zeugen in der königlichen Bibliothek zu Stockholm, einige Nummern des Jahrganges 1627, fast vollständig die Jahrgänge 1628

und 29, ganz vollständig der Jahrgang 1630 und die ersten 10 Nummern des Jahrganges 1631. Wie schon erwähnt, hat hier wohl die Zeitung ein jähes Ende genommen.

Eine andere Nürnberger Zeitung, die aber bedeutend tiefer steht, sowohl hinsichtlich des Inhalts, wie auch wegen der äußeren Erscheinung, als die eben genannte Schultessche, hat sich noch in der königlichen Bibliothek zu Berlin in ihrem Jahrgang 1620 erhalten. Sie führt den Titel „Aviso. Relation oder Zeitung, Was sich begeben und zugetragen hat in Deuts- vnd Welschland“ ꝛc. und enthält besonders viele Nachrichten aus Süddeutschland. Wie lange sie noch bestanden, ist nicht bekannt. Auch von sonstigen Nürnberger und Augsburger Blättern jener Zeit ist keine Notiz auf uns gekommen, obwohl anzunehmen ist, daß in beiden Städten noch verschiedene Zeitungen erschienen sind. In der Wüstenei des entsetzlichen Krieges ist alles versunken.

In Norddeutschland waren es die Städte Berlin, Hamburg, Rostock, Braunschweig, Hildesheim und Magdeburg, die sich bereits in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts einer Zeitung zu erfreuen hatten.

Die noch vorhandenen ältesten Berliner Blätter stammen aus den Jahren 1617, 18, 19, 20 (vorhanden in der Bibliothek des Mariengymnasiums zu Stettin), 1626 (in der königlichen Bibliothek zu Berlin) und 1631 (im königlichen Staats-Archiv zu Dresden). Leider kann nicht der unumstößliche Beweis erbracht werden, daß diese Drucke Berliner Erzeugnisse sind, denn es ist weder der Ort des Erscheinens, noch der Name des Druckers bei ihnen angegeben, aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie in Berlin hergestellt wurden, zunächst weil feststeht, daß überhaupt in diesen Jahren bereits Zeitungen in Berlin erschienen, ferner weil die Drucke große Ähnlichkeit mit den sonstigen Erzeugnissen der George Rungenschen Druckerei in Berlin haben, und endlich weil die ganze protestantische Haltung der Blätter auf Berlin hinweist. Von den Jahrgängen 1617 und 1618 ist leider kein Haupttitel erhalten geblieben; der von 1619 lautet einfach: „Zeitung Auß Deutschlandt, Welschlandt, Frankreich, Hungarn, Niederlande vnd andern Orten“. Wahrscheinlich wurde das Blatt

von dem brandenburgischen Botenmeister Christoph Frischmann herausgegeben, der auch mit dem bekannten Augsburger Korrespondenten Philipp Hainhofer in Verbindung stand. Nach dem Tode Christoph Frischmanns 1618 wurde ein Veit Frischmann sein Nachfolger, und dieser erhielt 1632 geradezu eine kurfürstliche Konzession zum Zeitungsdruck, jedoch unter der Bedingung, „daß nicht von Pasquillen, sie seien auch wider wen sie wollen, oder sonst etwas, so einem oder dem andern, zumal Standespersonen, anzüglich, darinnen sein soll“. Reste dieser Zeitung haben leider nirgends aufgefunden werden können.*)

Sämtliche Zeitungen sind in einem fließenden Stile und in einem schönen, reinen Deutsch geschrieben; zudem zeichnen sie sich durch große Reichhaltigkeit aus. Sie bringen Nachrichten aus dem Haag, aus Amsterdam, Brüssel, Köln, Frankfurt, Prag, Venedig, Rom (wobei der Papst jedoch nur selten genannt wird), besonders aber aus Wien, da die Aufregung in den österreichischen Staaten seit dem Tode des Kaisers Matthias beständig wuchs. Die Entwickelung der Ereignisse in Wien und auch in Prag wurde offenbar in Berlin sehr aufmerksam verfolgt und darum auch ein ununterbrochener Postverkehr mit den österreichischen Landen sorgfältig unterhalten. Aus der ganzen Art der Berichte ergiebt sich, daß die Korrespondenten in Wien und Prag Protestanten waren.

Als sich dann aber das Elend des Krieges immer drückender fühlbar machte, der allgemeine Verfall immer mehr zunahm, ging auch das Berliner Zeitungswesen in seiner Entwicklung wieder zurück, obgleich der Große Kurfürst alles that, den Verkehr zu heben, 1646 einen Hauptpostkurs von Memel bis Cleve einrichtete und 1649 das ganze Postwesen in seinen Landen der Verwaltung des Staates überwies, wodurch er einem wirren Durcheinander der verschiedenartigsten Verkehrsanstalten ein Ende bereitete. Die Berliner Blätter in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die „Berlinische einkommende ordinäre Postzeitungen“, welche von 1658 ab einige Jahre erschienen, und der „Postillon“, sowie die „Fama“, die von 1677 ab ausgegeben wurden, sind offenbar

*) Opel, a. a. O. S. 116—152.

ganz dürftige Erzeugnisse gewesen, von denen sich daher auch nur der Name erhalten hat. Erst als zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die „Berlinische privilegirte Zeitung", die spätere „Vossische", gegründet wurde, gewann die Berliner Presse wieder neues Leben.

Der große Handelsplatz Hamburg begnügte sich lange Zeit, fast während des ganzen ersten Drittels des Jahrhunderts, mit nur einer einzigen Zeitung, die auch bloß einmal wöchentlich herauskam. Ihr Begründer war der Frachtbestätter Johann Meyer, dem durch die Korrespondenzen der Handlungshäuser, mit denen er durch seinen Beruf in Verbindung stand, stets viele neue Nachrichten zuflossen. Er erhielt vom Rate der Stadt auf sein Ersuchen im Jahre 1616 die Erlaubnis, eine „Wochentliche Zeitung" herauszugeben; doch wurde das Blatt auch sofort unter Zensur gestellt, „damit", wie es in dem betreffenden Ratsschreiben heißt, „nicht etwa dieser löblichen stadt zum praejuditz etwaß möchte spargiret oder publiciret werden". Darauf erschien das Blatt ungehindert bis 1630; nun aber rief der gräflich taxissche Postmeister Hans Jacob Kleinhans eine „Post-Zeitung" ins Leben, und darauf begann ein langer Kampf zwischen den beiden Herausgebern. Meyer ließ sofort neben der „Wochentlichen Zeitung" auch seinerseits noch eine „Post-Zeitung" erscheinen und ersuchte außerdem den Rat, dem Postmeister das Drucken und Feilhalten einer Zeitung zu verbieten, ihn, den Gesuchsteller, dagegen „bey so lang ruhsamblich genossener libertät und großgünstig ertheilter freyheit ferner manuteniren und schützen" zu wollen. Kleinhans dagegen rief mit Hülfe der Gräfin Alexandrina von Taxis schließlich sogar den Kaiser Ferdinand II. an, und dieser stellte sich auch in einem Mandate vom 16. Oktober 1636, wie bei dem Falle in Frankfurt, auf die Taxissche Seite. Infolgedessen untersagte der Rat den ferneren Druck der Meyerschen „Post-Zeitung", gestattete jedoch, da Meyer inzwischen gestorben war, der Witwe desselben, die „Wochentliche Zeitung" weiter erscheinen zu lassen. Diese „Wochentliche Zeitung" konnte aber der Kleinhansschen Konkurrenz nicht länger die Spitze bieten und hat wohl alsbald zu erscheinen aufgehört. Das Blatt des Post-



meisters erhielt unterdessen den Titel „Ordentliche Post-Zeitung“ und weiterhin den noch prunkenderen „Kayserliche Privilegirte Postzeitung“. In Hamburg haben sich irgend welche Nummern von diesen ersten drei Hamburgischen Zeitungen nicht erhalten, dagegen bewahrt das königliche Staatsarchiv zu Dresden eine Nummer der Meyerschen „Post-Zeitung“ aus dem Jahre 1636 und verschiedene Nummern des Kleinhansschen Blattes aus den Jahren 1631, 1635 und 1636.

Aus dem Jahre 1640 kann dann noch eine vierte Hamburger Zeitung nachgewiesen werden, die aber 1641 schon wieder einging. Sie führte den Titel „Newe Wöchentliche Hamburger Zeitung“ und wurde ebenfalls von einem Postmeister herausgegeben, doch ist nicht festzustellen von welchem. Eine Nr. 43 des Jahrganges 1640 befindet sich in den Akten des Universitätsarchivs zu Rostock.*)

Ein politisches Wochenblatt, das der im siebzehnten Jahrhundert viel genannte Schriftsteller Georg Greflinger, geboren zu Regensburg um 1600, gestorben zu Hamburg 1677, fünfzehn bis zwanzig Jahre unter dem Titel „Der nordische Mercurius“ in Hamburg herausgab, kann nicht mehr genauer charakterisiert werden, da sich weder irgend welche Reste, noch bestimmtere Nachrichten von ihm erhalten haben.

Einen dauernden Erfolg hatte also keine einzige der politischen Zeitungen Hamburgs im siebzehnten Jahrhundert, dagegen gedieh das Unternehmen eines klugen Geschäftsmannes Namens Thomas von Wieringen, der im Jahre 1673 die französischen und englischen Intelligenzblätter nachahmte, die sich in Paris und London schon sehr entwickelt hatten, und unter dem Titel „Relations-Courier“ das erste deutsche Intelligenzblatt in Hamburg herausgab. Dieses Blatt fand sofort große Verbreitung und erschien dann unter dem später veränderten Titel als „Wieringsche Zeitung“ bis 1813. Es brachte viermal wöchentlich Nachrichten „von Kauffen und Verkauffen“ und nicht nur Inserate aus

*) Hagedorn, Die Anfänge der hamburgischen Zeitungspresse. (Mitt. d. Vereins f. Hamb. Gesch. VI, Heft 1, Nr. 9.)

Hamburg, sondern enthielt auch „von fremden Orten viele Dinge zur Bekanntmachung eingesandt". Oft hatte es so zahlreiche Annoncen, daß „die sogenannten Notifications oder Avertissements die Helffte des Advisen-Blats ausmachten."

Eine Zeitung von Bedeutung erhielt Hamburg jedoch erst im achtzehnten Jahrhundert mit dem „Hamburgischen Unparteiischen Korrespondenten".

In dem nahen Altona erschienen im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts drei Zeitungen. Die erste gab ein Holländer Victor de Löw heraus, der 1658 vom König Friedrich III. von Dänemark ein Privilegium für eine Buchdruckerei erhalten hatte. Doch kann nicht nachgewiesen werden, wann Löw mit der Herausgabe der Zeitung begann. Eine Nummer des Blattes ist erst aus dem Jahre 1673 erhalten geblieben. Sie führt den Titel:

> „Altonaische Ordinaire und Extraordinaire Relation, darin 4mal in jeder Woche fürgetragen wird, was von den merkwürdigen Begebenheiten dieses Jahres ordentliche Posten aus anderen Orten einbringen."

Nach dem Tode Löws 1681 ging das Privilegium an dessen Witwe über, der auch besonders gestattet wurde „Gazetten zu drucken und ihre Nahrung damit zu suchen", doch hatte sie hierbei stets des „Präsidenten und Rats zu Altona Censur und Gutachten" einzuholen. Die zweite Zeitung gab ein Christian Reimers von 1687 ab unter dem Titel „Altonaische Avisen" heraus. Er erlangte sein Privilegium besonders dadurch, daß er die Witwe de Löw bei der dänischen Regierung der „hamburgischen Gesinnung" verdächtigte. Wie es scheint, ist dann das Löwsche Blatt eingegangen oder mit den „Altonaischen Avisen" verschmolzen worden, worauf diese den Titel „Altonaischer Mercurius" erhielten. Dieser „Altonaische Mercur" gewann dann im 17. Jahrhundert nach und nach eine große Verbreitung und einen bedeutenden Einfluß, der auch nicht geschmälert wurde, als von 1696 ab der hamburgische Buchhändler Heinrich Heuß noch einen „Relationscourier" (von 1699 „Reichspostreuter" genannt) erscheinen ließ. Altona hatte sich mittlerweile so vergrößert, daß beide Zeitungen fast während des ganzen 18. Jahrhunderts nebeneinander florieren

konnten. Bis 1720 wurden beide Blätter in der Reimersschen Offizin gedruckt; dann ließ die Familie Heuß ihr Blatt eine Zeitlang in anderen Buchdruckereien herstellen, bis sie 1757 das Privilegium für eine eigene Druckerei erhielt.*) Nun erschien der „Reichspostreuter" aber nur noch bis zum Jahre 1786.

Die Kunde von einem Rostocker Blatte, das bereits in den zwanziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts erschien, ist uns durch ein Protokoll einer Rostocker Ratssitzung vom 17. November 1625 überkommen. In diesem heißt es, daß Moritz Sachs, der Buchdrucker, erschienen sei „und iussu senatus ihm durch Herrn D. Moringium angezeigt, das er hinferner gantz keine neuwe Zeitungen alhie drucken lassen sol, er habe sie den zuvor H. Bürgermeistern Johan Lutterman gezeigt und dessen vergünstigung erlanget". Es ist wohl anzunehmen, daß es sich hier nicht um fliegende Blätter, sondern um wirkliche Zeitungen handelte, die regelmäßig erschienen. Man darf das um so mehr glauben, als zwei Jahre später der Rat der Stadt Rostock noch einmal beschließt, „daß Moritz Sachs bei den neuwen Zeitungen zu drucken sol geschützet werden". Da aber Sachs noch im laufenden Jahre als Ratsbuchdrucker nach Stralsund übersiedelte, fand wohl sein Rostocker Zeitungsunternehmen ein frühes Ende. Exemplare seiner Zeitung haben sich nicht erhalten. Einen zweiten Versuch mit der Herausgabe eines Rostocker Blattes unternahm sodann etwa zehn Jahre später der Universitätsbuchdrucker Nikolaus Kil, und von dieser Zeitung, die den Titel „Ordinari wochentliche Postzeitung" führte, ist wenigstens eine Nummer, die Nr. 43 vom Jahre 1640, erhalten geblieben, doch nur durch einen interessanten Zufall. Kil hatte nämlich aus einem Hamburger Blatte ein „vertrawtes Schreiben" in die Nr. 43 seiner „Postzeitung" aufgenommen, in welchem berichtet wurde, daß der schwedische Feldmarschall Graf Banér „an die Herrn Staden gar instendig und ernstlich um Succurs geschrieben" und ferner verraten wurde, „daß unter der schwedischen Armee ein großer

*) Otto Wedekind, Zur Gesch. d. Zeitungswesens bei Begründung der Stadt Altona (Mitt. d. Vereins f. hamb. Gesch. VI, 2.).

Aufstand fürgangen". Das vermerkte der schwedische Gouverneur in Stettin, Johann Lilliehöck, sehr übel und beschwerte sich bei dem Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg. Durch solche Mitteilungen, schrieb er, „werde dem gemeinen evangelischen Wesen nicht wenig geschadet, zumahlen die Gemüter dadurch verwirret". Der Herzog möge daher der Stadt und Universität Rostock dies vorhalten, den Drucker und den Autor „solcher ungegründeten novellen" ermitteln und zur Verantwortung ziehen. Darauf antwortete der Herzog dem Gouverneur, daß er mit „ganz ungnedigem Mißgefallen" von der Angelegenheit erfahren. Er lasse sofort fleißig Inquisition anstellen, „um Authorem und Drucker zu erfahren", und werde beide abstrafen, daß „hernegsten dergleichen zu begehen sich niemand mehr unterstehen noch erkühnen solle". Zugleich wurde zu Rostock Nikolaus Kil vernommen und ihm durch herzoglichen Beschluß verboten, fernerhin Zeitungen zu drucken. Das Konzil der Universität legte jedoch Fürsprache bei dem Herzog ein. In der jetzigen schwierigen und nahrlosen Zeit werde, so schrieb es, der Buchdrucker mit Frau und Kindern Not und Hunger leiden und seinen notdürftigen täglichen Unterhalt verlieren, falls der Herzog das Verbot aufrecht erhalten würde. Dabei entstand unversehens ein ganzes Aktenbündel, dem auch die verhängnisvolle Nr. 43 der „Postzeitung" beigeheftet wurde, und durch diesen Umstand kam diese Nummer in dem Geheimarchiv in Schwerin auf die Nachwelt. Ob der Herzog der Bitte des Konzils entsprach und das Blatt am Leben ließ, ist in den Akten nicht mehr angegeben; wie es scheint, ist es nicht weiter erschienen, und Rostock hat sich dann siebzig Jahre hindurch, bis 1711, ohne eine Zeitung beholfen.*)

Auch die Nachricht von dem Dasein einer braunschweigischen Zeitung in den zwanziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts hat sich nur auf indirektem Wege erhalten. In einem Schreiben vom 12. November 1645 an den Rat der Stadt Braunschweig sagt der Buchdrucker Andreas Dunker d. J., indem

*) W. Stieda, Die Anfänge der periodischen Presse in Mecklenburg. (Archiv f. Gesch. d. d. Buchhandels, XIX, S. 60—72).

er um ein Privileg für Druck und Verlag der „Wöchentlichen Zeitungen“ ersucht, daß schon sein Vater die Avisen oder wöchentlichen Zeitungen gedruckt und bis zu seinem Tode fleißig continuieret, „weil die Relatio Historica nicht unbillig als eine Schulmeisterin deß Menschlichen Geschlechts“ angesehen werde „vnd ein reiner klarer Spiegel weltlicher Weisheit“ sei. Da nun aber Andreas Dunker d. Ä. bereits 1629 gestorben ist, so darf man annehmen, daß er wenigstens schon zu Anfang der zwanziger Jahre mit der Herausgabe der wöchentlichen Zeitungen (deretwegen er übrigens, wie der Sohn an anderer Stelle bemerkt, viel Ungemach, Widerwärtigkeiten und Verfolgung erdulden mußte) begonnen hat. Nach Andreas Dunker d. Ä. gab dessen Schwager Gruber diese Avisen heraus, später dessen Witwe, und das Begehren des Andreas d. J. geht dahin, daß das Privilegium der Witwe Gruber nun ihm, dem rechtmäßigen Erben, übertragen werde. Die Witwe Gruber wehrt sich jedoch. Sie erklärt dem Rate der Stadt, daß ihr Mann und sie nach dem Tode Andreas Dunkers d. Ä. an die Avisen „viel gewandt hätten, indem sie für Posten, Boten und Botschaften ein Ziemliches spendiren müssen“. Wie es scheint, ist aber doch das Privilegium dem rechtmäßigen Erben zuerkannt worden, denn nach dem Tode des Andreas Dunker d. J. eignet es sich der Vormund der Kinder desselben, Christoph Friedrich Zilliger, an und bittet, als nun ein Sohn des Andreas Dunker d. J. darauf Anspruch erhebt, im Jahre 1659 den Rat der Stadt Braunschweig, ihm ein ausschließliches Privileg auf das Avisendrucken zu geben, und sagt dabei: „Ich bin des erbietens, nicht allein mit allem Fleiße nach den bewährtesten auswärtigen Zeitungen mich umbzuthun und dero behufs keine Unkosten zu sparen, sondern auch zur Dankbarkeit denen Herren des Engen Raths, allen und jeden, meinen Großmüthigen Herrn und Oberen die Avisen das gantze Jahr durch umbsonst abfolgen zu lassen“. Reste sind von ihnen nicht auf uns gekommen.*)

Freundlicher waltete der Zufall über der hildesheimischen Zeitung; er erhielt uns den Jahrgang 1620 und ein Blatt des

*) A. Faber, Die Fabersche Buchdruckerei. Magdeburg 1897. S. 5 u. 21.

Jahres 1621 im städtischen Archive. Der Titel des Jahrganges 1620 lautet: „Relation oder / kurtzer Bericht, was sich im gantzen / Römischen Reich, vnd in vmbliegenden Län- / dern begeben vnd zugetragen hat. / Welche von Nürnberg den 30. Decembris 1619 angelangt, / vnd sonst wöchendtlich anhero avisirt wird. / Gedruckt zu Hildeßheimb, / Im Jahr 1620. /“ 4. Nach der Erwähnung Nürnbergs im Titel muß man aber schließen, daß das Blatt nur ein Nachdruck einer Nürnberger Zeitung gewesen ist. Es trägt auch sonst die Zeichen eines Nachdrucks an sich, ist sehr nachlässig zusammengestellt und auf außerordentlich schlechtem Papier gedruckt. Wie lange die Zeitung bestanden, ist nicht bekannt, wahrscheinlich hat auch sie der entsetzliche, alles vernichtende Krieg alsbald hinweggeweht.

Ueber die Anfänge des magdeburgischen Zeitungswesens ist ein dichter Schleier gebreitet, der wohl niemals ganz gelüftet werden wird. Nur eine Nummer der Magdeburger „Wochentlichen Zeitungen“ hat sich aus dem ganzen siebzehnten Jahrhundert erhalten, die Nr. 28 vom Jahre 1626. Sie befindet sich im Besitze der Faberschen Buchdruckerei zu Magdeburg. Wahrscheinlich ist sie von Emeran Kirchner, dem Mitgliede einer hervorragenden Magdeburger Buchdruckerfamilie des siebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben worden. Bei der Zerstörung der Stadt durch Tilly ging aber auch die Kirchnersche Buchdruckerei mit in den Flammen unter und mit ihr das junge Zeitungsunternehmen. Doch darf angenommen werden, daß schon wenige Jahre später ein Buchdrucker Johann Müller, wahrscheinlich ein Verwandter des Emeran Kirchner, die Herausgabe der „Wochentlichen Zeitungen“ aufs neue begann, denn von einem Nachkommen des Johann Müller, Andreas Müller, wird berichtet, daß ihm 1697 der Vater „einige Schriften“ und „die Zeitungen“ abgetreten habe. Allein erst im achtzehnten Jahrhundert, erst im Jahre 1717, ist ein Jahrgang dieses Blattes, aus dem sich dann später die große „Magdeburgische Zeitung“ entwickeln sollte, gesammelt und aufbewahrt worden.*)

In Mitteldeutschland ist es in erster Linie Leipzig, das

*) A. Faber, a. a. O. S. 6, 43, 61 u. 65.

sich an der Entwickelung des Zeitungswesens in bemerkenswerter Weise beteiligt. Leider ist das auf uns gekommene Material für eine Geschichte des älteren Leipziger Zeitungswesens außerordentlich lückenhaft. Wahrscheinlich haben schon in den zwanziger Jahren Zeitungen in Leipzig bestanden, die aber wohl zu erscheinen aufhören mußten, als nach der Schlacht bei Breitenfeld 1631 die Schweden die Stadt besetzten, eine schwedische Postanstalt unter der Leitung ihres Feld-Postmeisters Andreas Wachel gegründet und diesem auch die Herausgabe einer Zeitung gestattet wurde. Eine Nummer dieser Zeitung hat sich in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha erhalten. Sie führt den Titel:

Ordinar Post vnd Zeitung, Aus / dem Schwedischen Posthause zu Leipzig, / wie es Wochentlich einkömpt . . . Gedruckt zu Leipzig, durch Justum Jansonium. Im 1632 Jahre.

Doch bald zogen die Schweden wieder ab, und nun entwickelte sich schnell eine sehr üppige Zeitungsindustrie, strömten doch die aufregenden Nachrichten von allen Seiten ein.

Zunächst begann der Zeitungsschreiber Moritz Pörner 1633 die Herausgabe einer Zeitung, für die er von der kursächsischen Regierung ein Privilegium erhalten hatte; und kurz darauf ließen auch die Buchdrucker Justus Jansonius und Albrecht Mietzel ohne Privileg und ohne Zensur Zeitungen erscheinen. Infolgedessen klagte Pörner, worauf den beiden Übelthätern „kraft kurfürstlichen gnädigen Befehls“ unter dem 15. April 1634 „ernstlich auferlegt“ wurde, „sich des Druckens neuer Zeitungen zu enthalten“. Allein es ist fraglich, ob in den verworrenen, oft ganz rechtlosen Zeiten Jansonius und Mietzel daraufhin wirklich die Herausgabe ihrer Zeitungen einstellten; es trat sogar noch eine weitere Zeitung, herausgegeben von dem Zeitungsschreiber Georg Kormart, ins Leben. Erhalten hat sich von diesen vier Leipziger Zeitungen aber nicht ein einziges Blatt,*) und wie lange sie be-

*) Opel bezeichnet noch (S. 54) eine „Ordentliche Wochentliche Postzeitung“, von der sich mannigfache Reste aus den Jahren 1630, 35, 36, 55—59 in verschiedenen Archiven befinden, als Leipziger Erzeugnis, doch hat Albrecht Kirchhoff (Arch. f. Gesch. d. d. Buchh. VIII, 54) überzeugend nachgewiesen, daß dieses Blatt nicht in Leipzig erschienen sein kann.



standen haben, läßt sich nur bei den Blättern von Pörner und Kormart angeben, da bekannt ist, daß nach der zweiten Besetzung Leipzigs durch die Schweden 1642 den beiden Zeitungsschreibern Pörner und Kormart durch den General Torstenson die weitere Verbreitung der öffentlichen Nachrichten durch den Druck verboten und solche dem schwedischen Postamte ausschließlich vorbehalten wurde. Der schwedische Postmeister Johann Dickpaul, der im Sommer 1642 eingesetzt wurde, kam jedoch nicht zur Herausgabe einer Zeitung, so daß Leipzig von Mitte 1642 bis 1649 ohne jede Zeitung blieb.

Dieser Zustand ist aber gewiß in Leipzig von allen, die über den Stand der Welthändel unterrichtet sein wollten, mehr und mehr schmerzlich empfunden worden, und die kursächsische Regierung verlieh daher, als nach dem Frieden von Osnabrück und Münster das schwedische Regiment nicht mehr so drückend war, im Juli 1649 dem Buchhändler und Buchdrucker Timotheus Ritzsch ein Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung. Allein Ritzsch konnte sich nicht lange dieses Privilegiums in Ruhe erfreuen, denn als nach dem Abzuge der Schweden 1650 der frühere Postpächter Christoph Mühlbach wieder in sein Amt trat, erwirkte er sich bei seiner Bestallung Zusicherungen, die in Widerspruch mit dem Privilegium des Ritzsch standen, und ging dann alsbald mit Beschwerden gegen Ritzsch vor, weil „Zeitungen zu schreiben, zu drucken und auszufertigen einzig und allein dem Postamte zustehe, inmaßen es vorhin jederzeit in dessen Direction gewesen“. Darauf wies zwar Ritzsch nach, daß der Vorgänger Mühlbachs, Johann Sieber, der überhaupt der erste kurfürstliche Postmeister Leipzigs gewesen war, niemals Zeitungen gedruckt, sondern nur geschriebene Zeitungen vertrieben habe, und bat um Schutz für sein Privilegium, allein die kursächsische Regierung mochte das dem Postmeister gegebene Versprechen nicht zurücknehmen und verlangte, die Streitenden möchten, „in güten sich zu vergleichen vleiß haben“. Ein solcher Vergleich ist aber nie so recht zustandegekommen, dagegen erhielt Timotheus Ritzsch im Jahre 1659 die Konzession in aller Form, „daß er seine von andern Orthen herhabende Correspondentzen mit dem

anfange deß, Gott gebe, Glücklichen vnd gesegneten herranrückenden Neuen Jahres, möge anfangen zu drucken". Außerdem befahl Kurfürst Johann Georg, hierüber „allbereit ein Privilegium auf Zwölff Jahr ihm außzufertigen".

Mit diesem Vorrechte ausgestattet, gab nun Timotheus Ritzsch vom 1. Januar 1660 die erste große politische Zeitung Leipzigs heraus, und zwar sofort, mit Ausnahme des Sonntages, täglich. Der Titel lautete „Neu einlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln".

Gleich von vornherein verstand es Ritzsch, seiner Zeitung einen guten Inhalt und Mannigfaltigkeit zu geben, so daß sie alsbald großen Beifall fand und der Kurfürst sich sogar bewogen fühlte zu gestatten, daß das Blatt ohne gewöhnliche Zensur herausgegeben werde. Weiterhin, im Jahre 1664, wurde das Privilegium Ritzschs auch noch erheblich erweitert. Nun aber scheint der Postmeister Mühlbach alle Hebel in Bewegung gesetzt zu haben, Ritzsch zu stürzen; der Streit mit ihm nahm einen höchst bedenklichen Charakter an; es mußten zwei Hof-Justitien- und Appellations-Räte mit der Schlichtung desselben betraut werden, und da auch diese keine Einigung erzielten, so erging schließlich mittels kurfürstlichen Dekrets vom 1. Mai 1665 eine schiedsrichterliche Entscheidung dahin, daß Ritzsch seine Zeitung nur noch so lange herausgeben dürfe, wie sein Privilegium laufe, und daß dem Postmeister, welchem ja sonst die Ausfertigung der Zeitungen vermöge seiner Bestallung eigentlich zustehe (die alte falsche Behauptung!), damit derselbe seiner Befugnis nicht gänzlich entfremdet werde, auch schon jetzt, während das Ritzschische Privilegium annoch stehe, gestattet sein möge, wöchentlich für sich ein paar Blätter absonderliche Postzeitungen zu drucken. Nach Ablauf des Ritzschischen Privilegiums solle sich dieser der Zeitungssachen gänzlich enthalten, und selbige niemand anderem, denn dem Post-Amt, wie es zuvor gewesen, allein wieder zuständig sein. Zugleich wurde aber auch bestimmt, daß der Postmeister künftig für das Privilegium noch 500 Thaler zu zahlen habe. Dadurch wurde zum erstenmale das Zeitungswesen zu einer förmlichen Einnahmequelle des Staates gemacht.

In dieser Zeit hatte, wie aus noch vorhandenen Akten hervorgeht, die Zeitung einen Absatz von 204 Exemplaren, von denen 21 auf Leipzig kamen. Die Druck- und Papierkosten betrugen 379 Thaler 4 gute Groschen, die Korrespondenz-Honorare und Porti rund 300 Thaler; der Bezugspreis stellte sich auf 10 Thaler jährlich. An Freiexemplaren für den Hof u. s. w. mußten 27 Exemplare geliefert werden.

Von der Erlaubnis, bis zum Ablauf des Ritzschischen Privilegiums wöchentlich ein paar Blätter drucken zu dürfen, scheint der Postmeister Mühlbach zwar Gebrauch gemacht zu haben, aber das Blatt, das er zweimal wöchentlich herausgab, blieb weit hinter dem Ritzschischen zurück. Wahrscheinlich wollte er auch gar nicht ernstlich der Ritzischen Zeitung Konkurrenz machen, sondern wartete ruhig ab, bis Ritzsch von seiner Zeitung zurücktreten mußte, und er nun diese zu eigener Verwaltung übernehmen konnte. Das ereignete sich am 1. Januar 1672, und seitdem erschien nun die ehemalige Ritzschische Zeitung unter der Verwaltung des Postmeisters zu Leipzig und wurde als Gegenstand des Staatseigentums angesehen. Die einzelnen Nummern erhielten den Titel „Leipziger Post- und Ordinari-Zeitungen".

Eine besonders günstige Entwickelung scheint dem Blatte dadurch aber zunächst nicht zu teil geworden zu sein. Mühlbach fehlte der weite Blick; er ließ die Zeitung fortan nur viermal wöchentlich erscheinen und that wohl auch sonst wenig für ihre weitere Ausgestaltung. Sie ging daher wahrscheinlich sehr zurück, und als dann noch die Pest in den achtziger Jahren außerordentlich lähmend auf den ganzen Verkehr in Deutschland wirkte, kam ihre Existenz ernstlich in Gefahr. Die kurfürstliche Regierung sah sich deshalb nach dem Tode Mühlbachs 1681 genötigt, dessen Nachfolger, den Accisrat Gottfried Egger, „in Ansehung des iziger Zeit beym Postwesen, der Contagion und anderer Hindernisse halber ereigneten starken Abgangs, und biß zu deßelben verbeßerten Zustand" das Post- und Zeitungspachtgeld von 1500 Thaler auf 1000 Thaler herabzusetzen.

Dieser Niedergang währte jedoch nicht lange, Post- und Zeitungswesen blühten besonders unter den Oberpostmeistern Kees



dem Älteren und Kees dem Jüngeren rasch wieder empor, so daß 1696 bereits ein Pachtgeld von 13000 Thalern bezahlt werden konnte. Infolge eines Prozesses legte jedoch 1712 Kees der Jüngere die Postdirektion nieder, und nun wurde eine Sonderung des Zeitungswesens vom Postwesen vorgenommen. Während das Postwesen in die unmittelbare Verwaltung des kurfürstlich sächsischen Staates überging, wurde das Leipziger Zeitungswesen fernerhin für sich allein verpachtet. Die Zeitung, welche jetzt kurz den Titel „Leipziger Postzeitungen" führte, hatte mittlerweile eine Auflage von 1500 Exemplaren erreicht.*)

Von den sonstigen Zeitungen des siebzehnten Jahrhunderts sind dann noch die von München, Köln, Jena, Königsberg, Breslau, Hanau, Stettin, Gotha und Lübeck zu nennen. In München scheint es zu Ende der zwanziger und zu Anfang der dreißiger Jahre drei verschiedene Zeitungen gegeben zu haben; Reste von Blättern süddeutschen und streng katholischen Charakters, die sich noch in der königlichen Bibliothek zu München, im königl. Staatsarchiv zu Dresden (Lebzelters Zeitungen) und in der königl. Bibliothek zu Stockholm befinden, lassen darauf schließen. Da sie aber unter der strengen Zensur des Kurfürsten Maximilian erschienen und auf einem ziemlich niedrigen geistigen Niveau standen, so können sie nur wenig Interesse erwecken.**)

Auch die Zeitungen der Reichsstadt Köln mußten eine streng-katholische Richtung einhalten, doch pulste in ihnen ein weit lebhafterer Geist, als in den Münchner Blättern. Leider sind bestimmtere Nachrichten über die ersten Zeitungen nicht auf uns gekommen. In den Kölner Ratsprotokollen von 1609 wird ein Zeitungsschreiber Bilrebeck genannt, der in seiner Wochenzeitung „von den fürstlichen Personen unerfindliche Sachen schreibe", weßhalb sich „Jülich'sche Kanzler und Räthe" über ihn beschweren. Sodann erwähnen dieselben Protokolle 1620 einen

*) Kirchhoff, Zur ältesten Gesch. d. Leipziger Zeitungswesens (Arch. f. Gesch. d. d. Buchh. VIII, S. 49—61.), Ders., Weiteres z. Gesch. d. ält. Zeitungsw. in Leipzig (Arch. IX, S. 250—255.) u. C. D. v. Witzleben, Gesch. d. Leipziger Zeitung. Lpzg. 1860, S. 9—27.

**) Opel, a. a. O. S. 204—236.

Paul von der Elst, „der die Zeitungen schreibt“. In demselben Jahre erhielt der englische Gesandte im Haag, Dudley Carleton, seine erste Kenntnis von den Bedingungen des Vertrags zwischen Bethlen Gabor und dem Kaiser durch die Kölnische Zeitung. Weiterhin wird 1630 in den Protokollen festgestellt, daß der „Drucker der wöchentlichen Zeitungen“ seine Nachrichten Wort für Wort einem Frankfurter Blatte entnahm, und endlich greift 1634 die Frankfurter „Postzeitung“ die Kölner „Ordinari Avisen“ an, weil sie „unwarhaffte und ungereimbte Sachen wegen Saltzkoten und einem Wunderwerk, so sich mit einem Crucifix zugetragen haben soll, vermeldet“. Von dieser ganzen Zeitungslitteratur ist aber nicht ein einziges Blatt übriggeblieben; erst aus dem Jahre 1636 haben sich im königlichen Staatsarchiv zu Dresden einige Nummern der Kölnischen „Wochentlichen Postzeitungen“ und „Extraordinari Postzeitungen“ erhalten. Einen größeren Aufschwung scheint das Kölner Zeitungswesen dann von etwa 1650 ab durch Arnold Kempens „Ordinarie Wochentliche Dinstags Postzeitungen“ genommen zu haben, die „mit Befreiung eines Hochweisen Rathes“ erschienen und einen blasenden Postillon zu Pferde als Vignette führten. Der Nachfolger Arnold Kempens, Kaspar Kempen, fügte sodann 1684 dieser Dienstags-Zeitung für den andern Hauptposttag der Woche, den Freitag, noch eine „Freitägige extraordinare Postzeitung“ hinzu, die besonders numeriert wurde. Mittlerweile hatte aber auch bereits ein Buchdrucker Georg Friedrich Frankenberg die Herausgabe von Zeitungen unternommen, was natürlich einen Streit zwischen Kempen und dem Konkurrenten hervorrief, der sich lange hinzog. Schließlich entschied der Rat 1686, daß dem Frankenberg der Druck einer mittwöchigen deutschen Gazette und einer samstägigen französischen gestattet sein solle, jedoch unter der Bedingung, „daß er sich in den französischen Rapporten besseren styli und Französisch befleißigen müsse“. Es erschien also in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts in Köln je ein Blatt am Dienstag, Mittwoch, Freitag und Samstag, und es blieb diese Ordnung auch, als um 1685 Kempen starb und zunächst die Witwe, dann deren zweiter Mann Johann Bern-



hard Pfeiffer von 1687 ab das Geschäft weiterführte.*) Für die damalige Kulturperiode war diese Zeitungslitteratur schon ziemlich ansehnlich; doch trug keines dieser Blätter den Keim zu einer höheren Entwickelung in sich. Es mußten im nächsten Jahrhundert erst noch ganz andere Kräfte wirken, um derjenigen Zeitung den Boden zu bereiten, die heute als ein Weltblatt ersten Ranges von Köln ausgeht.

Die jenaische Zeitung trat im Jahre 1674 ins Leben und ist wohl das einzige Blatt in Deutschland, das von seinem Gründungstage an ununterbrochen über 200 Jahre im Besitze ein und derselben Familie geblieben ist. In dem Privilegium, das der Herzog Bernhard zu Sachsen-Jena seinem lieben getreuen Secretario und Bibliothekario Johann Ludwig Neuenhahn am 20. April 1674 „für Jhm, Seine Erben und Nachkommen" ausstellte, heißt es, daß die Zeitung „vermittelst fleißig zu haltender Correspondencen gedruckt", doch auch „von einem hierzu genugsam geschickt befundenen Subjecto censiret" werden solle. Die Zensur ist aber wohl niemals besonders drückend gewesen. Die erste Königsberger Zeitung scheint um 1640, vielleicht auch schon früher (Spezialstudien liegen noch nicht vor), begonnen zu haben; die erste Breslauer Zeitung wurde 1656 von dem Buchhändler Gottfried Jonisch, die erste Hanauer Zeitung 1678 gegründet. Die „Hanauer Zeitung" wurde besonders viel in Böhmen gelesen, da bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das ganze Königreich Böhmen keine einzige eigene Zeitung besaß. In Stettin erschien die erste Zeitung 1684, in Gotha 1691 und in Lübeck 1692.

---

3. Der Einfluß der Zeitungen auf die allgemeine Bildung. „Will wer klug seyen und werden, so muß er die Zeitungen wissen."

So erhielt mehr und mehr jede größere deutsche Stadt ihre Zeitung und dadurch ihren Anschluß an das allgemeine politische

*) Ennen, Die Zeitungspresse in der Reichsstadt Köln (Annalen d. hist. Vereins f. d. Niederrhein, 36. Heft).

Leben. Aber bei der über alle Maßen traurigen wirtschaftlichen Lage, bei dem tief herabgestimmten vaterländischen Sinn und bei dem großen Mangel jeglicher Bildung und darum auch jeglicher Begeisterung konnten sich alle diese Blätter über die trockene Nüchternheit nicht erheben. Am Schlusse des Jahrhunderts zeigt sich noch dieselbe klägliche Dürftigkeit; noch immer herrscht der jedes geistigen Schwunges bare verstandesmäßige Individualismus, nirgends zeigt sich auch nur der geringste Versuch, ein Bild von der Entwickelung der Zustände und Verhältnisse zu geben, oder gar von den treibenden Kräften der Bestrebungen der Zeit zu sprechen. Immer hat der Herausgeber einzig und allein bloß den simplen Wunsch, Neuigkeiten zu bringen.

Trotzdem darf von dieser dürftigen Zeitungslitteratur des siebzehnten Jahrhunderts doch nicht allzu gering gedacht werden. In einer Zeit, in der viele Bildungsanstalten vollständig eingingen, wie die Gymnasien zu Steinfurt, Hanau, Herborn und das Collegium illustre zu Stuttgart, und die Hörsäle der Universitäten fast ganz verödeten — die Universität Heidelberg hatte 1626 nur noch 2 Studenten; in Helmstädt waren bis auf Calixt sämtliche Professoren geflohen —, waren sie das einzige Bildungsmittel, konnte man nur aus ihnen allein einige Kenntnisse über die Vorfälle und Zustände in der Welt schöpfen. Ein Zeitungsleser jener Zeit ist denn auch ihres Lobes voll. Er schrieb ein ganzes Büchlein zu ihrem Preise*) und erklärte in der Vorrede: „Die Zeitungen habe ich allemahl gerne gelesen, lese sie noch gerne, und wolte, daß Du sie auch gerne lesen möchtest, weil sie keine Bossen seyn, und einen redlichen Stads-Mann in Ehren erhalten, wann man ihn fragt: Wie der Keyser, wie der König in Frankreich, in Spanien, Engelland, Polen, Schweden und d. gl. heissen? Kauf- und gemeine Leute bekümmern sich zwar eben so viel darüm nicht; aber Stats-Leuten ists eine Schande, wann sie nicht wissen, wer zu Wien der Nuntius Apostolicus sey: und, ob der Pabst Alexander, Innocentius, Paulus oder Coelestinus heisse. Solche dinge erlernet man aus den Zeitungen, und

*) (Stieler), Zeitungs Lust und Nutz, von dem Spaten. Hamburg 1697.

nicht aus den Büchern, und die Bücher, nebst grosser Gelehrsamkeit, künnen auch einen Politischen Mann nicht schützen, wann er schweigen muß, als man bey Fürstl. Tafeln fraget: wer dieser oder jener sey, dem die Sachen der Welt anvertrauet werden? Ich habe oft über die Pedanten gelacht, die da grosse Politici seyn wollen, und nicht gewußt haben, was der Keyser vor einen Namen gehabt hat. Solche Schul-Füchse gehören nicht in die Welt, und möchten wohl wünschen, daß sie vor ein paar 1000 Jahren wären geboren worden. Wir ehrliche Leute, die wir itzt in der Welt leben, müssen auch die jetzige Welt erkennen; und hülft uns weder Alexander, Cäsar, noch Mahomet nichts, wann wir klug seyn wollen. Will aber wer klug seyn und werden, wo er anders in der Stats-, Handels- und bürgerl. Gesellschaft leben will, so muß er die Zeitungen wissen, er muß sie stets lesen, erwägen, merken, und einen Verstand haben, wie er mit denenselben umgehen soll. Und ich bezeuge hiermit vor Gott und der Welt, daß, wer die Zeitungen nicht weyß (wann er anders ein Politicus seyen will) nicht geschickt sey, noch geschickt werden könne, sich in Welt- und Stats-Sachen einzulassen."



Dritter Abschnitt.

Die Presse im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Erstes Kapitel.

Die Wiederaufrichtung der Nation.

1. Die Armseligkeiten des geistigen Lebens. Bemühungen, das geistige Leben zu heben. Die „Acta Eruditorum“, ein Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen. Andere ähnliche Zeitschriften. Die Zeitschriften des Thomasius.

Mit dem Frieden von Osnabrück und Münster erhielt der dreißigjährige Krieg zwar äußerlich seinen Abschluß, allein die neuen Verhältnisse, welche geschaffen worden waren, konnten weder die tiefen Wunden, die der lange wüste Kampf geschlagen, alsbald heilen, noch vermochten sie auf den Trümmern des Alten schon in nächster Zeit neues Leben hervorzulocken. Das deutsche Reich war auseinander gefallen; eine Anzahl kleiner selbständiger Territorien hatte sich, besonders im Westen, gebildet, so daß sich aus der Trostlosigkeit, die in der letzten Zeit der vierziger Jahre alle Gemüter beherrscht hatte, jetzt irgend ein politisches Bewußtsein nicht entwickeln konnte. Noch mit entsetzlicher Armut ringend, lebte die große Masse ohne jeden politischen Gemeinsinn, ohne irgend welches politisches Selbstgefühl in dumpfer Gleichgültigkeit dahin. Von der Kraft des stolzen Bürgertums im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war nichts mehr zu spüren, dagegen beugten sich fast alle urteilslos vor dem diktatorischen Willen des Landesfürsten, dem jeder Unterthan schutzlos unterworfen war. Die als ganz selbstverständlich hingenommene Selbstherrlichkeit Serenissimi verleitete diesen aber, mehr und mehr ein sehr luxuriöses Leben zu führen; er äffte den verschwenderischen Pomp von Versailles

nach und vergeudete, statt Handel und Verkehr wieder zu heben, mit dem großen Heere der Schmarotzer seines Hofes die Einkünfte seines Landes. Bald reichten diese nicht mehr aus, der Steuerdruck mußte verstärkt werden, und obgleich Bauer und Bürger sich anstrengten, die früheren, durch den Krieg so arg verschütteten Nahrungsquellen wieder zu erschließen, war doch kein rechtes Vorwärtskommen möglich.

Einige wenige Männer wußten sich allerdings über dieses niedrige geistige Niveau zu erheben, und sie wagten auch auf das gewissenlose Treiben aufmerksam zu machen und ihre warnende Stimme zu erheben. In einigen wenigen Zeitschriften werden solche Warnungen und Vorwürfe laut; allein schnell folgt in den meisten Fällen die polizeiliche Unterdrückung des unbequemen Blattes, und der unbequeme Warner wandert ins Gefängnis. „Dieweil wir“, heißt es in einem solchen Reskript gegen die politische Tagespresse kurz und bündig, „keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen“.

Die Geschichte des deutschen Zeitungswesens zeigt daher auch noch lange nach dem Schlusse des westfälischen Friedens dasselbe klägliche Bild wie während des Krieges. Die politischen Zeitungen vegetieren unter einem wahrhaft jämmerlichen Drucke, besonders im Süden und Südosten, in Österreich, wo fast ein vollständiger Stillstand des geistigen Lebens eintritt.

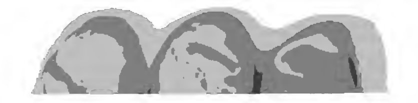
Und dennoch arbeitet im geheimen ein neuer Geist, der einer neuen Kulturepoche den Weg bereitet.

Da alles Selbstgefühl, alle Thatkraft, jeder politische Gemeinsinn fehlen, so beginnt dieser neue Geist seine Arbeit zur Wiederaufrichtung der Nation bei der untersten Stufe, bei der Erziehung des einzelnen Menschen, ja bei der Erziehung des Kindes. Fast das ganze geistige Leben in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist ausgefüllt mit Erörterungen über die Hebung und Besserung der Erziehung des Menschen, des Kindes sowohl, wie des jungen Mannes und auch der Frau. Während die politischen Zeitungen auf der niedrigen Stufe der bloßen Berichterstattung verharren, entsteht neben ihnen eine neue

Zeitungslitteratur, die der sogenannten moralischen Wochenschriften, in denen in allen Variationen als das nächste zu erstrebende Ziel die Reorganisation der allgemeinen Pädagogik bezeichnet wird. Eine der bedeutendsten jener Wochenschriften „Der Patriot", sagt es klar, daß sie vor allem den Zweck im Auge habe, ihre Leser zu den „redlichsten, nützlichsten und glücklichsten Menschen" zu machen und, um dies am besten zu erreichen, ihre Artikel so zu halten, daß sie „deutlich, lebhaft und erbaulich seien, insonderheit aber zu besserer Einrichtung der Kinderzucht, des Haushaltens und täglichen Wandels, auch zu richtigeren Vorstellungen von Gott, der Welt und uns selbst, die Menschen anführen".

Mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tritt dann das politische Leben wieder in seine Rechte. Friedrich der Große, so wenig er auch den deutschen Geist zu schätzen wußte, riß mit seinem Bestreben, seine Lande zu einem unabhängigen Staatswesen empor zu heben, das deutsche Denken aus der Enge der Familie wieder auf die Höhe des vaterländischen Empfindens, und bedeutende Dichter, wie Lessing, Klopstock, Herder und Goethe, führten den Menschen der schlichten Häuslichkeit schließlich hinauf bis zur hohen Warte des den ganzen Erdkreis überschauenden Weltbürgers.

Damit war die bescheidene Mission der „Moralischen Wochenschriften" erfüllt, aber die politischen Zeitungen, denen es nun obgelegen hätte, die Nation jetzt weiter zu einer politischen heranzubilden, vermochten diese Aufgabe nicht zu lösen. Während die Dichtkunst durch Schiller in kühnem Fluge sich zur Anschauung des harmonisch ausgestalteten freien Staates erhebt, bleibt, da die Menge der kleinen Herren die Entwickelung des nationalen Bewußtseins immer wieder zu hemmen und zu unterdrücken sucht und der souveräne Wille nur das in der Presse behandeln läßt, was die eigenen Interessen fördert, die politische Zeitung im großen und ganzen auf ihrer niedrigen Stufe stehen, bis der Degen Napoleons das ganze jämmerliche Reichsgebäude hinweg fegt, neue politische Formen entstehen und der moderne Staat sich entwickelt, in dem nun auch die Tagesgeschichte sich mehr und



mehr vertieft, bis sie schließlich der Ausdruck der öffentlichen Meinung wird.

Bevor jedoch die moralischen Wochenschriften ins Leben traten, wurde ihnen erst durch mehrere Vorläufer der Weg bereitet, und zwar durch die „Acta Eruditorum“ und die Zeitschriften des Christian Thomasius.

Die „Acta Eruditorum“, die allmonatlich erschienen, wollten für Deutschland ungefähr das sein, was seit 1665 das „Journal des Sçavans“ für Frankreich war, der Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Nation. Allein das Zopftum der Gelehrten verleitete zu einem schweren Mißgriff; während das „Journal des Sçavans“ in französcher Sprache geschrieben wurde, erschienen die „Acta Eruditorum“ in lateinischer Sprache, so daß, je mehr sich das nationale Bewußtsein in Deutschland wieder hob, der nationale Charakter der „Acta“ zusammenschrumpfen, die Wirkung der Zeitschrift auf die Nation sich verringern mußte. Immerhin gelang es den „Acta“, sich hundert Jahre hindurch, von 1682 bis 1782, zu erhalten.

Der Begründer der „Acta Eruditorum“ war Otto Mencken, Professor der Moral und praktischen Philosophie an der Universität Leipzig. Er war ein geschickter, umsichtiger Mann, der, wenn er auch selbst nicht viel für die „Acta“ schrieb, durch eine umfassende Korrespondenz sich stets einen großen Kreis bedeutender Mitarbeiter zu erhalten wußte. Jedenfalls der bedeutendste dieser Mitarbeiter war Leibnitz, weiterhin sind zu nennen der Polyhistor Fr. Bened. Carpzov, der Botaniker Michael Ettmüller, die Theologen Valentin Alberti, Johann Olearius und Adam Rechenberg, der Mediciner Joh. Bohn, der Mathematiker Christian Pfautz, der Historiker Heinrich Graf von Bünau, alles hervorragende Gelehrte des achtzehnten Jahrhunderts.

Nach dem Tode Otto Menckens 1707 übernahm dessen Sohn Johann Burchard Mencken die Redaktion der „Acta“ und nach dessen Tode 1732 abermals der Sohn, Otto Friedrich Mencken, die Leitung der Zeitschrift. Nach dessen Ableben 1754 blieben die „Acta“ zwar auch noch fernerhin Eigenthum der Menckenschen Erben, doch führte jetzt bis 1782 der Leipziger Professor

Karl Andr. Bel die Redaktion. Die vollständige Zeitschrift füllt 93 Quartbände und 24 Supplement- und Registerbände.

Die Zeitschrift sollte einen Überblick über das ganze geistige Leben geben, doch wurden ihr die Grenzen in großer Ängstlichkeit so eng gezogen, daß vieles, was damals unser Volk bewegte, in ihr garnicht zum Ausdruck kam. Zunächst wurde über alles geschwiegen, was die Fürsten betraf; auch über die Zustände im Lande, für die eine Aufklärung, ein Hinweis, eine Zurechtweisung gewiß oft so segensreich und fördernd gewesen wäre, fiel kein Wort. Ebenso blieb die Dichtkunst ganz unberücksichtigt, obgleich die schöne Litteratur mehr und mehr der beherrschende Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland wurde. Den breitesten Raum nahmen die Mathematik, die Physik, die Botanik und die Medicin ein, doch sollte auch hier bei der Besprechung der neu erschienenen Werke in der Hauptsache nur referiert und nicht ein bestimmtes Urteil abgegeben werden.

Es war natürlich, daß sich dadurch in den „Acta" von vornherein eine gewisse Öde geltend machen mußte, die immer schrecklicher wurde, je mehr das neue Leben, das allmählich Gellert, Klopstock, Gleim und schließlich Lessing weckten, sich zu regen begann. Dennoch ist ihr fördernder Einfluß nicht zu unterschätzen; auch machten sie zum erstenmale weiteren Kreisen klar, wie wichtig ein solcher Zentralpunkt für das geistige Leben war, und regten dadurch zur Gründung noch anderer derartiger Zeitschriften an. So erschienen nach und nach: „Deutsche Acta Eruditorum" (Leipzig 1712—39), „Leipziger Gelehrte Zeitungen" (seit 1715), „Acta philosophorum, d. i. gründliche Nachrichten a. d. Historia philosophica" (Halle 1715—26), „Annales Litterarii Mecklenburgenses" (Rostock 1722—23), „Fränkische Acta erudita und curiosa" (Nürnberg 1726—32), „Tübingsche gelehrte Anzeigen" (Tübingen 1735—40), „Zeitungen Frankfurtischer Gelehrter" (Frankf. a. M. 1736—51), „Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen für gute Freunde" (Rostock 1737—48), „Göttingsche Zeitungen von gelehrten Sachen" (Göttingen 1739—46, sodann „Göttingsche Anzeigen von gelehrten Sachen"), „Pommersche Nachrichten von gelehrten Sachen" (seit 1743),

„Erlangische gelehrte Anzeigen" (Erlangen 1743—52) u. s. w. Allerdings standen die meisten dieser Zeitschriften auf einem sehr niedrigen geistigen Niveau, so daß der Herausgeber der „Annales Litterarii Mecklenburgenses" einmal klagt: „Seit einem halben Seculo ist das Journalisiren auffgekommen, und hat diese Mode, Schriften zu ediren, schon allerhandt fata gehabt." Sie sei von Frankreich über Holland zu uns gekommen und habe in Deutschland gleich einen großen Umfang angenommen. Doch seien bei uns gleich zu viel Journalisten aufgestanden und darunter leider auch manche, die so geschickt dazu wären, wie „asinus ad lyrum", und dieser Umstand habe bewirkt, daß die neue Schreibart in Mißkredit gekommen sei. Immerhin sei der Nutzen der Journale nicht in Frage zu ziehen, und diese seien ein Hülfsmittel ersten Ranges, um eine „hereinbrechende Finsternis der Wissenschaften abwenden helfen" zu können.

Ein viel frischeres geistiges Leben äußerte sich in den Zeitschriften des Thomasius. Mit seinem praktischen Sinn hatte Thomasius von vornherein erkannt, daß, wenn eine Zeitschrift in Deutschland in weiteren Kreisen fruchtbar wirken sollte, sie vor allem in deutscher Sprache geschrieben sein müsse. Die ganze bisherige Gelehrsamkeit, erklärte er kühn, sei nur ein Ballast für den Bürger. Die Professoren möchten ja immerhin Griechisch und Lateinisch treiben, „denen aber, so man im gemeinen Leben gebrauchen will und denen das Studieren, des Lateinischen wegen, sauer und verdrießlich wird, helfe man ohne Verdrießlichkeit mit dem, was sie gelernt haben, fort". Nicht darauf komme es an, daß man allerlei wüstes gelehrtes Zeug im Kopfe habe, sondern daß man im Leben etwas nütze, und darum solle man sich die Franzosen zum Muster nehmen, die ja doch die geschicktesten Leute seien und allen Sachen ein rechtes Leben zu geben wüßten. Man solle sich also einer honnetten Gelehrsamkeit befleißigen, der beauté d'esprit und galanterie, „denn nur daraus würde „ein vollkommener weiser Mann entstehen". Der erste Schritt in der Nachahmung der Franzosen bestehe aber darin, daß man sich auch bei gelehrten Sachen der Muttersprache bediene, es würde dann „die Gelehrsamkeit unvermerket mit großem Vortheil fort-

gepflanzet werden", und auch die gesamte Frauenwelt würde fürder nicht mehr von aller tieferen Bildung ausgeschlossen sein.*)

Und nun ging er energisch mit gutem Beispiele voran, ließ in der Leipziger Universität, wo er seit 1679 als Rechtslehrer wirkte, an das schwarze Brett, „welches noch nie durch die deutsche Sprache entweiht worden war", ein deutsches Programm angeschlagen, in welchem er ein deutsches Kollegium „über des Gratians Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben" ankündigte und rief gleichzeitig auch, da er, wie Hermann Hettner sagt, nicht bloß Lehrer der deutschen Jugend, sondern auch Lehrer des deutschen Volkes sein wollte, die erste deutsche gelehrte Zeitschrift in deutscher Sprache ins Leben. Das erste Heft führte den Titel:

> Schertz- und Ernsthaffter, Vernünftiger und Einfältiger Gedanken, über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen. Erster Monat oder Januarius in einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft der Müßigen. Frankf. u. Leipz. Verlegts Moritz Georg Weidmann Buchhändler, 1688.

Als die Mitglieder der „Gesellschaft der Müßigen", also die vermeintlichen Herausgeber der Zeitschrift, wurden in der Vorrede ein Cavallier, der sich ehedem im Kriege versuchte, nun aber „seine Zeit mit Lesung artiger Bücher zubringet", ein Licentiatus Juris, „welcher sich mehr auf das Jus Publicum und studium politicum, als auf die Rabulisticam gelegt" und ein Rentner, der einmal zu seinem Vergnügen etwas Philosophie getrieben, „itzo aber in täglicher Conversation seinen Freunden in ihren täglichen Verrichtungen mit gutem Rath und That an die Hand zu gehen bemüht ist", vorgestellt, mithin keine hochgelahrten Professoren berühmter Universitäten, sondern Männer aus dem praktischen Leben.

Das Hauptthema der Zeitschrift bildete natürlich das, was Thomasius am angelegentlichsten beschäftigte, der gelehrte Pedan-

*) Luden, Christian Thomasius, nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt. Berlin 1805.



tismus, die bornierte Mißachtung des frisch quellenden Lebens und die Scheinheiligkeit. Nach dem Geschmacke der damaligen Zeit wählte er für die Darlegung und Entwickelung seiner Ansichten die Gesprächsform, aber nicht die monotone und oft so ungelenke Rede und Gegenrede, wie sie meist üblich war, sondern einen bisweilen bis zur dramatischen Lebendigkeit sich erhebenden Dialog zwischen vier Personen, die in einer Kutsche von Frankfurt a. M. nach Leipzig zur Neujahrsmesse fahren. Dabei tritt zum erstenmale in einer deutschen Zeitschrift die geistige Persönlichkeit des Herausgebers klar hervor; es wird nicht mehr bloß in trockenem Tone referiert, wobei die Persönlichkeit des Herausgebers vollständig im Dunkeln bleibt, sondern der Redakteur entwickelt seine ganz bestimmte Ansicht und möchte sie auch dem Leser beibringen, womöglich dem ganzen Publikum. Es wird hier also der erste Versuch gemacht, die Zeitschrift zum Träger der öffentlichen Meinung zu erheben, wenigstens zum Träger derjenigen Ansichten, die hier dargelegt und verfochten werden.

Die vier Männer, die in dem Reisewagen zusammensitzen, sind ein Herr Augustin, der in Frankreich gewesen, sich eben noch in einigen deutschen Reichsstädten umgesehen und sich in Leipzig nur ein wenig „en passant" aufhalten will, da sein Ziel der kurfürstliche Hof in Dresden ist, ein Herr Benedict, ein gelehrter Mann, der, da es sich gerade machen läßt, einige geistesverwandte Freunde, mit denen er seit lange schon in Briefwechsel stand, in Leipzig besuchen will, ein Herr Christoph, ein Kaufmann von gutem Humor, der mit seinen Waren Geschäfte zu machen beabsichtigt, und ein Herr David, ein Schulmann, der einen Ruf als Rektor nach einer entfernteren Stadt erhalten hatte und seine Reise über Leipzig nehmen mußte. Er ist der Repräsentant des gelehrten Pedantismus.

Das Gespräch der Reisenden knüpft sofort an ein litterarisches Tagesereignis an, an die Bücher Abraham a Santa Claras. „Reim dich oder ich liß dich" und „Gack, gack, gack", die soeben erschienen sind und die Herr Christoph, der Freund des Humors, aus der Tasche zieht, worauf Thomasius zunächst Ge-



legenheit nimmt, seine Ansichten über den Roman und über die Frage, welche Bücher man überhaupt lesen solle, zu entwickeln. Der Pedant Herr David ist der Meinung, daß solche Bücher, wie die von Abraham a Santa Clara, gar nicht verdienten, gelesen zu werden; Herr Christoph dagegen behauptet, schon weil sie belustigten, müßte man sie schätzen. Jedes Buch, das eine geziemende Belustigung erwecke, müsse man hoch halten, weil unter den zeitlichen Gütern der Mensch eine gemäßigte Fröhlichkeit für sein höchstes Gut achten müsse. Darum lese er besonders die kleinen französischen Romane so gern, in denen es stets so lustig hergehe. Darüber ist Herr David entsetzt und läßt sich zu der Bemerkung hinreißen, Herr Christoph läse diese liederlichen Bücher eben, weil er selbst ein liederlicher Mensch sei. Geschwind fragt jetzt aber der schlagfertige Kaufmann: „Hat der Herr jemals den Petronium oder Martialem gelesen?" worauf Herr David unwillkürlich errötet und gestehen muß, daß er allerdings in seinen jungen Jahren diese schlüpfrigen lateinischen Romane in der Hand gehabt, sie seien ihm von seinen Präzeptoren des herrlichen Lateins wegen empfohlen worden, doch habe er stets einen Abscheu vor den darin enthaltenen Scurrilitäten und Saupossen gehabt, auch von denselben jederzeit abstrahieret. Diese Entschuldigung verfängt aber bei dem Herrn Christoph nicht. „O was hätte ich hier für eine schöne Gelegenheit", ruft er aus, „dem Herrn, zumal er mich itzo ziemlich derb angegriffen, den Kopf zu waschen. Wie mancher seinesgleichen weiß in Gesellschaft und öffentlichen Versammlungen von nichts als der Bibel und Postille zu schwatzen, und in seinem Cabinete liest er Petronium, Martialem, Aloysiam Sigaeam, den Beverland und andere dergleichen erbauliche Schriften mit dem größten Vergnügen durch; ertappt man sie darüber, so heißt es, ich admirire nur purissimam impurissimi Scriptoris Latinitatem, ich delectire mich an den netten Phrasen, die in der „Aloysia" stehen, ich erfreue mich, daß Martial die Laster der Römer so offen gestriegelt, ich finde einen heiligen Eifer über der Ehre Gottes bei mir, daß Beverland den ersten Sündenfall so liederlich und gotteslästerlich beschreibt". In diesem Tone geht es weiter.



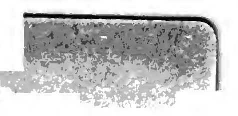
Mit der ganzen Lauge seines Spottes übergießt dann Thomasius die hochgelehrten Werke, die in grobem Tone geschriebenen theologischen, die sich in wertlosen und lächerlichen Untersuchungen ergehenden historischen, philosophischen und philologischen. Finde man doch ernsthafte Tüfteleien darüber, ob der König David nicht auch schon Kaffee getrunken habe, weil Abigail ihm unter andern Geschenken auch gedörrte Bohnen überbracht, und ob die Dido, wie man aus einigen Stellen des Virgil schließen könne, nach gehaltener Tafel mit dem Äneas ein Pfeifchen Tabak geraucht habe. Auch die deutschen politischen Schriften seien wertlos, denn die hohen Potentaten ließen sich keine unbegehrten Ratschläge gefallen und hätten einen langen Arm. In Holland, wo Jeder thue, was ihm gelüste, ließen sich solche Sachen noch eher schreiben, und deshalb sei auch der dort kürzlich erschienene Mercure Historique ein ausgezeichnetes Buch; bei uns in Deutschland aber könnten die Gelehrten ohne gnädigste Erlaubnis und Zensur solche Bücher zu schreiben sich nicht unterfangen.

Schließlich kommen die Reisenden noch auf die hochgelahrten „Acta Eruditorum", einer fragt, was es denn eigentlich mit dieser Zeitschrift für ein Bewenden habe, und schon will Herr Benedict Antwort geben, bereits hat er den Namen des Herrn Mencken genannt, da — man meint fast das Gelächter des Thomasius hinter der Scene zu hören — giebt es einen Ruck, der Wagen stürzt um, und die vier Reisenden fallen in den Schnee. Die litterarische Unterhaltung (und mit ihr das Januarheft der „Monatsgespräche") hat ein Ende.

Es war natürlich, daß diese kecke Art, über alles, was man bisher mit stummer Ehrfurcht betrachtet, ein rücksichtsloses, durchaus ungünstiges Urteil zu fällen, das größte Aufsehen erregte. Im großen Publikum wurde das mutige Vorgehen mit Beifall begrüßt, in der gelehrten Welt aber rief es tiefen Unwillen hervor. Besonders griffen die Leipziger Professoren erschreckt an ihre prächtigen Allongeperücken; sie fühlten sich am meisten zerzaust. Verschiedene meinten ihr ganz genau getroffenes Bild, aber grausam karikiert, aus dem Hefte herausgrinsen zu sehen.

Diese allgemeine Erbitterung in den gelehrten Kreisen bewog Thomasius, im zweiten (Februar-)Hefte etwas gemäßigter aufzutreten. Er schilderte in ihm, wie die vier Reisenden nach Leipzig weiterfahren und sich dabei über Schriften unterhalten, die von der Besteuerung handelten. Es war dies ein Gegenstand, der damals besonders interessierte, weil die luxuriösen Hofhaltungen der Fürsten enorme Summen verschlangen, die doch auf irgend welche Weise aufgebracht werden mußten. Verschiedene Finanzkünstler hatten die Einführung von indirekten Steuern vorgeschlagen; Thomasius spricht sich gegen solche Steuern aus, weil dann die Familienväter mit vielen Kindern am meisten gedrückt würden, ebenso die armen Leute. Schließlich kommt aber auch hier bei diesem ernsten Thema sein Humor zum Durchbruch, und er meint, einträglicher als alle Accise würde die Steuer sein, die jedesmal erlegt würde, wenn sich eine Dame herzen ließe. Es würde schon genügen, wenn Monsieur und Madame jedesmal nur 2 Pfennige bezahlten.

Im dritten Hefte führte er neue Personen ein, einen klugen Staatsminister, einen Skeptiker und einen bedächtigen Herrn, der an den Anschauungen der Vorfahren festhält. Besprochen wurden historische und philosophische Schriften, zumeist von französischen Autoren, die gar keine Veranlassung zu irgend welchen satirischen Bemerkungen gaben. Dennoch verursachte dieses Heft wieder einen sehr großen Lärm, weil Thomasius in der Vorrede auseinandersetzte, daß er in keiner der vier Fakultäten untergebracht werden könne, was er bei jeder in witziger Weise begründete. Darin erblickten aber die gesamten Professoren eine entsetzliche Verspottung der Universität, und da diese von den Vorfahren Seiner Durchlaucht des Kurfürsten eingerichtet worden, so sei das auch eine Verspottung Seiner Durchlaucht selbst, mithin Majestätsbeleidigung. Diese aber müsse gerochen werden, worauf eine in solchem Sinne gehaltene Anklageschrift nach Dresden abging. Aber dort ließ man sich nicht auf das Ketzergericht ein. Thomasius war jedoch über das Vorgehen der Professoren so entrüstet, daß er im nächsten, dem April-Hefte, nun einmal mit vollen Backen in die Allongen der gelehrten Herren blies. Er



knüpfte an Aristoteles an, an den damaligen akademischen Aristoteles, „den Vater und Urheber aller scholastischen Verdumpfung", wie ihn Prutz nennt, und zog die ganze hohle Scheinheiligkeit und Heuchelei, die ganze Aufgeblasenheit und Selbstsucht der gelehrten Leipziger Kreise ans grelle Tageslicht. Wahre Jammergestalten kamen da zum Vorschein. Der Erfolg wirkte zunächst so verblüffend, daß keiner der Betroffenen ein Wort zu entgegnen wagte. Mittlerweile gab Thomasius noch ein Mai-Heft heraus, in dem er in der Hauptsache nur die Übersetzung eines französischen Romans bot, und faßte dann mit noch einem Juni-Heft, in welchem er gegen den bekannten Physiker Grafen Tschirnhausen und dessen damals viel bewundertes Werk „Medicina mentis et corporis" polemisierte, die sechs Gespräche zu einem Buche zusammen, dem er den Titel „Lustiger und Ernsthaffter Monats-Gespräche Erster Theil" gab. Dieser Band ist somit der Ahnherr aller litterarischen und belletristischen Zeitschriften in deutscher Sprache.

Leider sollte mit ihm auch schon der Höhepunkt der Thomasiusschen journalistischen Thätigkeit erreicht sein, denn die Hefte, welche jetzt noch für die zweite Hälfte des Jahres 1688 und für 1689 erschienen, hielten sich in engeren Grenzen, sie behandelten meist französische Werke, nur das Dezemberheft für 1688 warf noch einmal einen Feuerbrand in die gelehrte Welt und wurde infolgedessen für den Verfasser verhängnisvoll. In diesem Hefte trat er dem Hofprediger Masius in Kopenhagen entgegen, der in einer Schrift ausgeführt hatte, daß nur das Luthertum die einzig richtige Lehre biete, nur die Lutheraner getreue und gehorsame Unterthanen sein könnten, die Reformierten eo ipso zum Unfrieden, zur Aufrührerei und zur Empörung neigten. Thomasius wendete sich (obgleich er selbst Lutheraner war) zunächst gegen die Behauptung, daß die wahre christliche Religion einzig nur in dem lutherischen Bekenntnis gefunden werden könne, und wies dann die Verquickung des politischen Lebens mit dem religiösen als unzulässig zurück. Darauf ließ Masius durch einen gewissen Peter Schipping mit einer Gegenschrift antworten, in der der Verfasser schließlich folgerte, Thomasius habe geleugnet, daß die

königliche Gewalt unmittelbar von Gott komme und sich dadurch eines Hochverrates gegen alle Fürsten der Erde schuldig gemacht. Das veranlaßte Thomasius zu einer noch schärferen Polemik, aber auch die Leipziger Feinde setzten jetzt alle Hebel gegen ihn ein, zudem beschwerte sich der König von Dänemark beim sächsischen Hofe über die Angriffe auf seinen Hofprediger, und da sich Thomasius außerdem beim sächsischen Hofe durch ein Gutachten über die Heirat einer Prinzessin mißliebig gemacht hatte, so gewannen die Gegner die Oberhand, es wurde ihm sowohl untersagt, Vorlesungen zu halten, wie Druckwerke herauszugeben, ja er hatte sogar zu befürchten, in Haft genommen zu werden. Er flüchtete daher im Mai 1689 und wandte sich dabei zunächst nach Berlin. Dort konnte ihm jedoch keine passende Stelle gegeben werden, allein der Kurfürst Friedrich III., der nachmalige König Friedrich I., wußte es dennoch einzurichten, den geistreichen Mann seinen Landen zu erhalten; er beauftragte ihn, nach Halle zu gehen und dort „der studierenden Jugend, welche sich allda vielleicht bei ihm einfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bishero zu Leipzigk gethan, an die Hand zu gehen". Zugleich warf er ihm ein Gehalt von 500 Thalern aus. Damit machte er den Anfang zur Gründung der Universität Halle.

Thomasius legte nun keinen Wert mehr auf die „Monatsgespräche", doch führte er den Jahrgang 1689 noch zu Ende. Seine ganze Kraft widmete er jetzt seinen Vorträgen und der Schaffung volkstümlicher Lehrbücher, von denen viele, besonders seine Sittenlehre, eine außerordentliche Verbreitung gewannen. Später ist er allerdings noch verschiedene male, aber doch immer nur vorübergehend, zur Journalistik zurückgekehrt. Genannt sei nur das Journal „Historie der Weißheit und Thorheit", das aber nur ein Jahr lang (1693) erschien. Bei der Aufforderung, ihn mit Beiträgen hierfür zu unterstützen, giebt er die originelle Erklärung ab: Honorieren freilich, oder durch „Beförderung Cour-Renomée oder dergleichen Eitelkeiten" vergelten, könne er diese Beiträge nicht. „Und wenn ich es auch könnte, würde ich es nicht thun, denn von solchen Leuten, die sich durch dergleichen persuasiones einnehmen lassen, verlange ich nichts, weil sie entweder

Ignoranten, oder Pedanten, oder Heuchler sind und sich also zu meinem Zweck gar nicht schicken".

Die große Wirkung, die die „Monatsgespräche" hervorriefen, mußte natürlich auch allerlei Nachahmungen veranlassen. Die geschickteste war die von Wilhelm Ernst Tentzel:

Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergötzlichkeit und Nachsinnen herausgegeben von A. B. Leipzig.

Die Anlehnung an Thomasius ging hier so weit, daß sogar die redenden Personen ähnlich wie in den „Monatsgesprächen" charakterisiert waren. Dagegen verstand Tentzel in einem flotteren Stile zu schreiben, während Thomasius Zeit seines Lebens etwas unbeholfen und schwülstig blieb. Auch wußte der Herausgeber der „Unterredungen", trotz seines flachen Urteils, anmutig zu plänkeln, was der Menge gefiel. Die Zeitschrift erschien dann auch zehn Jahre lang, von 1689 bis 1698 und erhielt dann noch von 1704 bis 1707, in welchem Jahre Tentzel starb, eine Fortsetzung.

---

2. Die moralischen Wochenschriften zur Erziehung des Menschen. „Die Discourse der Mahlern". „Der Patriot". „Die vernünftigen Tadlerinnen". „Der Mann ohne Vorurteil". Die „Berlinische Monatsschrift" etc.

Die „Acta Eruditorum" und die Thomasiusschen „Monatsgespräche" waren aber doch nur ein buntes Sammelsurium dort von allerlei Informationen über Bücher und gelehrtes Leben, hier von Ansichten, Meinungen und Anschauungen über Verschrobenheit, Unnatur und Unwahrheit. Es fehlte der allgemeine Gesichtspunkt, die tiefere Idee, ein bestimmtes großes Ziel. Ein solches ergab sich aber sehr bald aus der allgemeinen Kulturentwickelung. Der Gedanke, zur Herbeiführung besserer Zustände vor allem erst die Erziehung des Menschen zu fördern, erfüllte nach und nach alle gebildeten Kreise, und da lag es denn nahe, nun auch Journale zu gründen, die die Träger dieser neuen Idee sein

sollten. So entstanden die „moralischen Wochenschriften“, die ersten deutschen Zeitschriften von ausgesprochener Tendenz.*)

Dieser wichtige Schritt in der Weiterentwickelung des deutschen Journalismus konnte um so leichter gethan werden, als in England schon ähnliche Wochenschriften erschienen, die man sich zum Muster nehmen konnte.

Es waren dies hauptsächlich „The Tatler“ (Der Plauderer), 1709 bis 1711, „The Spectator“ (Der Zuschauer), 1711 bis 1712 und „The Guardian“ (Der Vormund) 1713 von Richard Steele und Addison herausgegeben. Besonders durch die geistreichen und humorvollen Abhandlungen Addisons erlangten die Zeitschriften eine große Beliebtheit und weite Verbreitung (der „Spectator“ hatte in kurzer Zeit eine Auflage von 14 000 Exemplaren), kamen deshalb auch bald nach Hamburg und regten hier zur ersten Nachahmung an, die unter dem Titel „Der Vernunftler“ 1713 ins Leben trat. Aber freilich, der elegante Vortrag, der souveräne Witz, der weite Blick der Engländer wurde nicht im Entferntesten erreicht, auch nicht in der zweiten Wochenschrift „Die lustige Fama“, die von 1718 ab in Hamburg erschien; dagegen gelang es bereits zu Anfang der zwanziger Jahre drei Zeitschriften, sich auf eine höhere Warte zu stellen, den „Discoursen der Maler“ (Zürich 1721—1723), dem „Patrioten“ (Hamburg 1724—1726) und den „vernünftigen Tadlerinnen“ (Halle, später Leipzig 1725—1726).

Die Schweizerische Wochenschrift führte zunächst den Titel „Die Discourse der Mahlern“, bis sie mit dem Anfang des Jahres 1723 „Die Mahler, oder Discourse von den Sitten der Menschen“ genannt wurde. Wahrscheinlich ist sie im Juli 1721 ins Leben getreten. Die Herausgeber bekennen gleich zu Anfang, daß sie durch den Londoner „Zuschauer“ zur Gründung ihrer „Discourse“ angeregt worden sind, und daß sie diesem „einen Teil ihrer Methode und vielleicht alles dasjenige, was sie Artiges haben“, verdanken.

*) Milberg, Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, Meißen (1880) und Kawczynski, Studien zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften. Leipzig 1880.

Im ersten Hefte wird gesagt, daß die Wochenschrift aus einer Gesellschaft gleichgesinnter Männer hervorgehe, die durch die ganze Schweiz verbreitet sei und sich verpflichtet habe, regelmäßig Beiträge an den Präsidenten zu senden. Dann heißt es weiter über die Organisation: „Der Präsident enthält sich in unsrer Stadt (Zürich), und es kann keiner zu dieser Stelle gelangen, der nicht hier wohnhaft ist; er hält wöchentlich mit den andern Gliedern, die in der Stadt wohnen, seine ordentlichen Sessionen; alsdann giebt er ihnen Part von demjenigen, was die entfernte membra eingeschickt haben. Man discouriert, kritisiert darüber pro und contra. Bald wird ein Periodus abgeschnitten, bald eine niedrige Rede durchgestrichen, bald ein Schluß für ungiltig erklärt oder eine dunkle und unvernehmliche Zeile wird losgewunden, ein hohes Wort wird bei einer hohen Sache angewandt, eine Thesis bekömmt ein stärker Fundament von einem neuen Beweisgrund". Zu dieser Ausgestaltung der Einrichtungen ist es aber wohl nie gekommen; wahrscheinlich war sie, nach der Neigung der damaligen Zeit, in der Hauptsache eine Phantasie. Als die wirklichen Unternehmer sind Bodmer und Breitinger anzusehen, Mitarbeiter waren Zollikofer, Zellweger, Heinrich Meister, Keller von Mauer u. a. Die einzelnen Artikel wurden mit den Namen berühmter Maler, wie Raphael von Urbin, Hans Holbein, Rubeen, Hannibal Laroche, Michael Angelo u. s. w., gezeichnet, so daß man heute die Verfasser nicht mehr bestimmt bezeichnen kann; doch weiß man, daß Bodmer mit Rubeen unterschrieb.

Der Titel „Discourse der Maler" wurde gewählt, weil man sich in den Abhandlungen der Gesprächsform bedienen wollte und in der Hauptsache kleine Sittengemälde zu geben beabsichtigte.

Inbezug auf den Inhalt wurde gleich im ersten „Discours" erklärt: „Gleich wie die Societät zu ihrem Objekte den Menschen genommen hat, so pretendiert sie, von allem demjenigen zu reden, was in sein Kapitel gehört, ohne andere Ordnung, als diejenige, zu welcher ihr ihre Nebenmenschen und ihre eigene Situation von Zeit zu Zeit Anstoß geben werden, ihre Spekulationen walten zu lassen. Ihre Passionen, Capricen, Laster, Fehler, Tugenden, Wissenschaften, Thorheiten, ihr Elend, ihre Glückseligkeit, ihr

Leben und Tod, ihre Relationen, die sie mit andern Entibus haben, endlich alles, was menschlich ist und die Menschen angeht, giebt ihr Materie an die Hand zu gedenken und zu schreiben".

Darauf erschienen in bunter Abwechselung „Discourse" über Kindererziehung, Freundschaft, Glückseligkeit, Kartenspiel, Todesfurcht, Sprache und Sprachgebrauch, Tabakrauchen, Freigeisterei, Geschichtsschreibung, Geckenhaftigkeit u. s. w., die, wenn sie auch die Tiefe und Eleganz Addisons bei weitem nicht erreichten, doch gewiß ihren Eindruck auf die Leser nicht verfehlten. Eine allgemeinere Wirkung erzielten sie aber nicht, weil das litterarisch gebildete Publikum in der Schweiz zu gering war, einer Verbreitung der Wochenschrift in Deutschland aber die harte und ungelenke Sprache entgegen stand, mit der die schweizerischen Schriftsteller damals noch zu kämpfen hatten. Trotzdem steht Koberstein in seinem „Grundriß der deutschen Nationallitteratur" (II, 888) nicht an, die „Discourse" für eine „der bedeutendsten litterarischen Erscheinungen im dritten Zehntel des achtzehnten Jahrhunderts" zu erklären.

Einen weit günstigeren Boden, als die „Discourse", fand von vornherein die Hamburger Wochenschrift „Der Patriot", zunächst weil Hamburg ein viel größeres geistig angeregtes Publikum bot, und dann wohl hauptsächlich, weil sich sofort ein weiter Kreis bedeutender und angesehener Männer, wie die Senatoren C. H. Brockes, Joh. Jul. Ankelmann, Konrad Widow, der Syndikus der Stadt Hamburg Joh. Jul. Surland, die Professoren Joh. Alb. Fabricius, Michael Richey, der Pfarrer John Thomas, in den Dienst der Wochenschrift stellte. Diese Männer schlossen sich zu einer patriotischen Gesellschaft zusammen, in der zunächst alle Themata, die in der Wochenschrift behandelt werden sollten, durchgesprochen wurden. In einer Widmung zum dritten Jahrgange heißt es darüber: „Alles, was üppig und eitel oder Zeit- und Lustverderblich heißen konnte, ward durch beliebte Gesetze aus dieser Gesellschaft verbannt; hingegen das Gemeine Beste zum hauptsächlichsten Augenmerke aller ihrer Reden und Gedanken gesetzt. Zu diesem Zwecke wurden jedes Mal aus der Quelle des

natürlichen Rechts und der Sittenlehre, ingleichen der Staats= und Haushaltungslehre die erlesensten Betrachtungen hergeleitet und durch gemeinsame Bearbeitung reif gemacht".

In den Kreis der Betrachtungen wurde aber alles gezogen, was die Bildung des Menschen fördern, seine „Glückseligkeit", wie man sich damals ausdrückte, herbeiführen konnte. Ähnlich wie in den „Discoursen" stand auch hier die Erziehungsfrage in der vordersten Linie, aber sie wurde noch viel ausführlicher und nachdrücklicher behandelt. Die Erörterungen, auf welche Weise eine Besserung der Erziehung herbeigeführt werden könne, beginnen bereits beim Säugling. Heftig tadelt der „Patriot" die im achtzehnten Jahrhundert allgemein verbreitete Sitte, die Kinder schon im zartesten Alter der Pflege anderer zu übergeben, zunächst den Ammen und dann dem Gesinde. Aus dieser schlechten Erziehung in den ersten Lebensjahren entwickele sich dann ein Charakter mit allen möglichen Mängeln, ja man könne sagen, daß in dieser falschen Kinderzucht „die erste und mächtigste Ursache unseres mannigfaltigen Unglücks" zu suchen sei. „Wer weiß nicht", heißt es dann weiter, „wie viele Eltern um diese so notwendige und ihnen auf die Seele gebundene Pflicht sich entweder gar nicht kümmern, oder dieselbe andern, ohne Unterschied angenommenen Leuten überlassen, oder auch blos nach ihren unordentlichen Leidenschaften, insonderheit einer lächerlichen Affenliebe und eigensinnigen Strenge, blindlings darin zu Werke gehen. Ich kenne viele Häuser hier in Hamburg, wo die Kinder, sowohl Söhne, als Töchter, bis ins neunte, zehnte Jahr unter dem Gesinde stecken müssen und kaum jede Woche einmal das Glück haben, vor ihre Eltern gelassen zu werden".

Natürlich war das Hauptaugenmerk auf die Erziehung der Knaben gerichtet, doch auch die der Mädchen, die damals noch vollständig im argen lag, wurde hervorgehoben. „Wir geben uns durchgängig viel weniger Mühe, unsere Töchter wohl auf zu bringen, als unsere Söhne", wird schon im ersten Jahrgange des „Patrioten" ausgeführt, „und glauben noch dazu, daß wir Recht darin haben. Wir meinen, die Wissenschaft sei dem Frauenzimmer nichts nütze; es werde dieselbe nach seiner natürlichen

Schwachheit mißbrauchen, und lassen deswegen mit Fleiß unsere Töchter in der dicksten Unwissenheit aufwachsen“.

Ferner wurde der landläufigen französischen Ansicht, „mit den Frauen könne man von nichts anderem, als von Bagatellen reden“, entgegengetreten und betont, daß es für jeden Mann nützlich sei, sich mit Frauenspersonen, „die einen guten natürlichen Verstand haben“, zu unterhalten. Allerdings, so wird an anderer Stelle bemerkt, sei dieser natürliche Verstand nur selten anzutreffen, der Gesindeklatsch beherrsche nur zu oft das ganze Gespräch, und am lebhaftesten werde es, so bald jemand frage: „Madame, wo kumt se mit eerer Amme to racht?“ Deshalb giebt der „Patriot“ auch alsbald Regeln zu einer „vernünftigen Konversation“ und regt sogar die Gründung einer „Frauenzimmer-Akademie“ an. Mit zehn Jahren sollen die Mädchen in diese gebracht, und dann sollen sie dort „in sorgfältigster Pflege und Zucht gehalten und in allen nutzbaren Künsten und Wissenschaften unterwiesen, hauptsächlich aber zu einem richtigen Begriff von Gott und ihren Pflichten angeführt werden; auch die Sprachen und darunter vornehmlich ein reines, zierliches Deutsch, die Zeichnungskunst, die Musik, die Beredsamkeit, die Vernunft-, Natur- und Sittenlehre, die Rechenkunst, die Erd- und Himmelsbeschreibung, samt den vornehmsten Geschichten, insonderheit ihres Vaterlandes, Jahr ein Jahr aus vorgetragen werden“.

Endlich wurden auch die allgemeinen Lebensverhältnisse durchgesprochen, die närrischen Moden, das leichtsinnige Spiel, die unmäßigen Gastereien verurteilt und hieran überall die Ermahnung angeknüpft, zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückzukehren, in der Betrachtung der Natur das Rechte und Wahre kennen zu lernen, um schließlich in der „Erkenntnis seiner selbst“ wahrhaft weise und glücklich zu werden. Wenn ein jeder nach diesem Ziele strebe, dann werde unser gesamtes Volk geistig und sittlich gehoben werden.

Alle diese Abhandlungen waren in frischem Tone geschrieben und brachten eine Fülle neuer Gedanken und Anschauungen; der Erfolg der Zeitschrift war denn auch ein für die damaligen Verhältnisse wahrhaft großartiger; bereits im ersten Jahre hatte

sie 5000 Abonnenten, zudem traten hochangesehene Männer, wie der sächsische Hofpoet Johann von Besser und Gottsched, öffentlich für sie auf. Gottsched verstieg sich sogar zu dem Lobe, daß noch nach vielen Jahrhunderten die Nachkommen jene Zeit glücklich achten würden, die in dem Herausgeber des „Patrioten“ einen Mann hervorgebracht habe, der ein Lehrer so vieler Völker gewesen sei.

Die dritte der bedeutenderen moralischen Wochenschriften, „Die vernünftigen Tadlerinnen“, wandte sich einzig und allein an die Frauenwelt. Ihr Herausgeber war kein geringerer als Gottsched, der seine Artikel mit dem Pseudonym Calliste zeichnete. Als Mitarbeiter beteiligten sich in der Hauptsache M. J. F. May und J. G. Hamann, der Verfasser des zweiten Teiles der „Asiatischen Banise“, eines damals viel gelesenen Romans. In der Vorrede erklärt Gottsched ganz bestimmt, daß man mit der Wochenschrift den Zweck verfolge, „dem deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände zu bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen und doch von nützlicherem und lehrreicherem Inhalte sein soll, als die gewöhnlichen Romane“, und dieses Bestreben tritt auch in allen Artikeln hervor. In erster Linie wird auch hier betont, daß eine bessere Kindererziehung anzustreben sei. Für eine solche sei die Mutter am besten geschickt. Sie eigne sich ganz besonders dazu, den Kindern durch oftmaliges Erzählen, durch äußerliche Bilder und durch gründliches Überzeugen das beizubringen, was durch vieles Auswendiglernen oder durch das „henkermäßige Strafen der Väter“ niemals oder nur schlecht erreicht werde. Dann wird die Stellung der Frau zu ihrem Gatten erörtert und dabei bemerkt, daß „zu dem täglichen Umgange mit einer Person, die man allezeit hochschätzen und niemals vorsätzlich beleidigen muß“, eine größere Klugheit gehöre, als der Mensch mit auf die Welt bringe. Weiterhin wird die Notwendigkeit hervorgehoben, die allgemeine Bildung der Frau zu erweitern. Zu diesem Zwecke wird eine „Frauenzimmer-Bibliothek“ zusammengestellt, die aus drei Teilen besteht, aus Werken über die Religion (unter diesen Scrivers Seelenschatz, Mosheims Sittenlehre, Wagners Betrachtungen über die göttlichen Geheimnisse 2c.), über

die Historie und Weltweisheit (unter diesen Zieglers Schauplatz und Labyrinth der Zeit, die Fabeln Äsopi, Wolffs Schriften, Swifts Märchen von der Tonne, die Reisen Gulivers &c.) und Gedichtsammlungen (es werden die Gedichte von Besser, Canitz, Fleming, Günther, Hagedorn, Haller, Opitz u. s. w. genannt). Zugleich wird vor der leidigen Sprachmengerei gewarnt und besonders ans Herz gelegt, auf die „Reinigkeit der Muttersprache" zu achten. Und endlich wird auch der verderbliche Einfluß Frankreichs bekämpft, dem die Frauenwelt besonders leicht unterliege. „Die unnützen und gezwungenen Höflichkeiten", heißt es, „die man einander im gemeinen Leben zu bezeigen gewohnt ist, scheinen dem Naturelle unseres Deutschlandes so wenig gemäß zu sein, daß man auch kein rechtes deutsches Wort hat, womit man das französische Kompliment gebührend ausdrücken könnte". Ein besonders gutes Mittel, sich weiter zu bilden, erblickt der Verfasser im Briefschreiben, eine Ansicht, die dann später besonders auch von Gellert noch nachdrücklich vertreten wird.

Es war natürlich, daß der große Erfolg, den diese drei Unternehmungen erzielten, alsbald zur Nachahmung reizte. Es entstand nach und nach eine wahre Flut von moralischen Wochenschriften, „Der Frankfurter Patriot", „Der Leipziger Patriot", „Die Matrone", „Der getreue Hofmeister", „Der Biedermann" (ein zweites Unternehmen Gottscheds), „Der Nordische Aufseher", begründet von Klopstock, Cramer und Basedow, „Der poetische Tadler", „Der Bürger", „Der Schmäuchler", „Der Menschenfreund", „Der Pilgrim" u. s. w. Jeder junge Mensch, klagt Lessing, der nur ungefähr der deutschen Sprache gewachsen ist und hier und da etwas gelesen hat, giebt jetzt eine Wochenschrift heraus.

Dabei trat natürlich eine allgemeine Verflachung ein. Die Abhandlungen verloren sich in spießbürgerliches Moralisieren oder ergingen sich in unerquicklichen Streitereien, wie sie sich vor allem zwischen Gottsched und den Schweizern entwickelten. Doch erhoben sich noch zwei Erscheinungen über die allgemeine Plattheit, Sonnenfels „Mann ohne Vorurtheil" und die von Gedike und Biester herausgegebene „Berlinische Monatsschrift", mit der die lange Reihe der moralischen Wochenschriften würdig abschließt.

„Der Mann ohne Vorurtheil“ ist die einzige moralische Wochenschrift von Bedeutung, die in Österreich herausgegeben wurde; zudem erschien sie erst, als die Blüte dieser Zeitschriften längst vorüber war. Der große Druck, der seit dem sechzehnten Jahrhundert ununterbrochen auf dem geistigen Leben in Österreich lastete, hatte alle Keime einer geistigen Entwicklung darnieder gehalten; auch unter Maria Theresia hatten sich die Zustände nicht gebessert, da die Zensur nach wie vor in den Händen der Jesuiten blieb. Alle Bücher von „draußen aus dem Reich“ wurden von der Zensurbehörde sorgfältig geprüft und zum großen Teil nicht zugelassen. So konfiscierte man beispielsweise den neunten Band der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ wegen einer Besprechung des Lessingschen Berengarius Turonensis und belegte auch zugleich ohne weiteres noch die früheren acht Bände mit Beschlag, die man bisher als unanstößig befunden hatte. Die Schriften von Bodmer, Bürger, Jacobi standen fast sämtlich im Index librorum prohibitorum, selbst Mendelssohns frommer „Phaëdon“.*) Da hatte sich denn der Mut, eine Wochenschrift zu gründen, lange nicht zeigen wollen, und auch ein Bedürfnis war in der in der geistigen Dumpfheit dahingehaltenen Bevölkerung wohl nicht vorhanden gewesen. Erst 1762 wagte ein eingewanderter Sachse, Christian Gottlob Klemm, eine Zeitschrift nach dem Muster des „Spectator“, „Die Welt“, ins Leben zu rufen. Er hielt sich darin sehr vorsichtig, verbreitete sich nur über Themata, die nirgends verletzten, gewann aber keinen breiteren Boden, so daß das Blatt bereits 1763 wieder einging. Doch machte Klemm noch einen zweiten Versuch, vom Oktober 1764 ab gab er die Wochenschrift „Der österreichische Patriot“ heraus, in der er neben Buch- und Theaterbesprechungen und Abhandlungen über litterarische Angelegenheiten auch Erzählungen und selbst Lustspiele brachte. Aber auch hier blieb der Erfolg aus; das Blatt erschien nur bis Juni 1766.

Die Unternehmungen Klemms hatten aber doch die große Wirkung, daß sie Joseph von Sonnenfels, den bedeutendsten

*) Zenker, Gesch. d. Wiener Journalistik. Wien 1892, S. 33.

Schriftsteller Österreichs im 18. Jahrhundert (geb. 1733, gest. 1817) anregten, ebenfalls den Versuch zu machen, durch eine Wochenschrift zu einem größeren Publikum zu reden. Er gedachte eine Art „Geschichte des Tages“ zu geben, aber dabei doch den „Charakter des Vertrauten“ zu wahren, indem er die handelnden Personen unter entlehnten Namen zu verbergen suchte. Darum gab er auch zunächst seiner Wochenschrift den Namen „Der Vertraute“. Aber er mußte doch bald erkennen, daß er unter den herrschenden Verhältnissen zu weit ging, wenn er die Schäden der Gesellschaft, kaum mit einem leichten Schleier verhüllt, aller Augen zeigte. Gleich das erste Heft, das am 2. Februar 1765 zur Ausgabe gelangte, wurde konfisciert, und als Sonnenfels fortfuhr, besonders die schlimmen sittlichen Verhältnisse des Hofes zu beleuchten, da legte sich die Hand der Zensur so hart auf die Zeitschrift, daß der Herausgeber mit dem 7. Hefte eine Pause bis zum Herbst eintreten lassen und dann einen wesentlich herabgestimmten Ton anschlagen mußte. Dabei wechselte er auch den Titel und nannte sein Blatt jetzt „Der Mann ohne Vorurtheil“. Unter dieser Bezeichnung erschien nun die Zeitschrift fast zwei Jahre, bis zum Mai 1767, und zwar wöchentlich zweimal. Sonnenfels verbreitete sich zunächst über das Harmloseste, das er finden konnte, die Eitelkeit und Putzsucht der Frauen, die Geschraubtheiten und die lächerlichen Formen des gesellschaftlichen Umganges; dann aber drang er wieder tiefer in die sozialen Schäden ein, besprach die vielen Vorrechte des hohen Adels, deren Unrechtmäßigkeit er darlegte, schilderte den schweren Druck, der auf dem Bauernvolke lastete, und forderte besonders die Aufhebung des Frondienstes. Diese Kühnheit erregte natürlich gewaltiges Aufsehen und einen Sturm in den Adelskreisen; man wies in diesen darauf hin, daß Unruhen, die in gewissen ländlichen Bezirken ausgebrochen waren, durch die Sonnenfelsschen Ausführungen verursacht worden seien, worauf dann die Zensur das Weitererscheinen der Zeitschrift verbot. Doch gelang es Sonnenfels noch einmal, eine Zurücknahme des Verbotes zu erwirken, wahrscheinlich mit dem Versprechen, die Angelegenheiten des Adels künftig unberührt zu lassen. Denn er wandte sich jetzt

den Rousseauschen Ideen über die Erziehung des Menschen zu, kam dann auf das Lehrlingswesen des Handwerks, den Zwang der Zünfte, die Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen Arbeit und Lohn u. s. w. Daneben entwickelte er seine Ansichten über Geschmack und Geschmacklosigkeit, besonders in der Dichtkunst und auf der Bühne. Aber der Erfolg war doch im großen und ganzen so gering, daß Sonnenfels schließlich im Mai 1767 auf die Weiterführung der Zeitschrift verzichtete und sich rein litterarischen und rechtswissenschaftlichen Studien zuwandte. Der Schwerpunkt seines Seins liegt denn auch, wie Hettner hervorhebt, in dem tiefen Einfluß, den er sowohl durch seine Vorlesungen als Professor der Staats-, Finanz- und Polizeiwissenschaft an der Universität zu Wien, wie durch seine zahlreichen und wichtigen staatswissenschaftlichen Schriften auf die politischen Meinungen und Gesinnungen der Österreicher ausübte. Er war es vornehmlich, der die Gemüter für die großen Josephinischen Reformen vorbereitete. Trotzdem bewegte er sich in sehr engen Grenzen, so daß er in seinen „Grundsätzen der Polizeiwissenschaft" über die Zensur sagen konnte: „In Ansehung der Sitten sowohl, als der Religion und der politischen Meinungen der Bürger ist nichts fähiger, dem Laster zu wehren, als wenn die Freiheit, alles, was der Religion, dem Staate, den Sitten und einer guten Denkungsart zuwider ist, zu schreiben und Schriften dieser Art zu lesen begrenzt wird. Die Bestimmung der Zensur ist, die Verbreitung irriger, ärgerlicher und gefährlicher Meinungen zu verhindern.*)

Die Unternehmungen Sonnenfels' hatten naturgemäß eine große Menge von Nachahmungen zur Folge; es erschienen ein „Verbesserer", ein „Schwätzer", ein „Aufseher", ein „Ankündiger", ein „Till Eulenspiegel" u. s. w. Alle diese Blätter, sagt Zenker (S. 53), kamen aber und gingen wieder nach einem kurzen Ephemeriden-Dasein. Der Inhalt bei den meisten verflachte ganz zu Unterhaltungsblättern oft banalster Art mit kurzen Geschichten, Anekdoten, elenden Gedichten u. dgl. Einen Fortschritt in der

*) Wilib. Müller, Josef von Sonnenfels, biogr. Studie aus dem Zeitalter der Aufklärung in Österreich. Wien 1883.

Entwickelung des österreichischen Geisteslebens bewirken sie infolgedessen nicht; es blieb nach wie vor trüb und dumpf an der Donau.

Eines viel längeren Lebens, als „der Mann ohne Vorurtheil", erfreute sich die letzte moralische Wochenschrift, die „Berlinische Monatsschrift" von Gedike und Biester. Sie wurde 1783 von dem Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin Friedrich Gedike (geb. 1755, gest. 1803) und dem königlichen Bibliothekar Johann Erich Biester (geb. 1749, gest. 1816) gegründet und von beiden gemeinschaftlich bis 1791 herausgegeben. Weiterhin redigierte sie Biester allein, und zwar bis 1796 unter dem bisherigen Titel, worauf er sie in den Jahren 1797 und 1798 „Berlinische Blätter" und von 1799 bis 1811 „Neue Berlinische Monatsschrift" nannte. Der erste Band erschien bei J. Unger, die übrigen kamen bei Haude und Spener, C. A. Nicolai Sohn und schließlich bei F. Nicolai in Berlin und Stettin heraus. Im ganzen füllt die Zeitschrift 58 Bände. Bei C. A. Nicolai Sohn erschien sie wochen- und monatweise, bei den übrigen Verlegern nur monatlich.*)

Die allgemeine Beliebtheit, deren sich die Zeitschrift so viele Jahre erfreute, lag besonders in der großen Umsicht, mit der sie Biester leitete. Er erweiterte die Grenzen der alten moralischen Wochenschriften, schloß sich an die Aufklärer und Rationalisten an, die damals das allgemeine geistige Leben beherrschten, und unternahm selbst Streifzüge in das Gebiet der Politik. Dadurch gewann er nach und nach einen großen und bedeutenden Mitarbeiterstab. Neben Ramler, Justus Möser, Gleim, Heyne, Semler, Moses Mendelssohn, Georg Forster waren auch F. A. Wolf, die Brüder Humboldt, Fichte und selbst Kant für ihn thätig. Der Königsberger Philosoph lieferte ihm eine ganze Reihe kleiner Abhandlungen, die dann später den größten Teil der drei Bände seiner vermischten Schriften bildeten; auch ließ er verschiedene Abschnitte seiner „Religion innerhalb der Grenzen

---

*) J. Meyen, Die Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester. (Prutz' Lit.-hist. Taschenb. 1847.)

der menschlichen Vernunft“ in der Biesterschen Zeitschrift erscheinen.

Seine Hauptaufgabe erblickte der Herausgeber in der Bekämpfung des mystischen Dunstes, der damals alle Kreise umnebelte und am Hofe Friedrich Wilhelms II. ganz besonders gepflegt wurde, der Schwärmer und Schwindler, die überall ihr Unwesen trieben, und der Verdüsterung und Unterdrückung aller freieren Regungen, die in dem berüchtigten Wöllner'schen Religionsedikte alsbald so rücksichtslos zu Tage trat. Sein Hauptlehrsatz lautete: „Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, sie ist das empörendste Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menschheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion“. Doch war Biester auch klug genug, sich nicht einzig und allein auf diesen Kampf gegen die Finsternis zu beschränken; er wußte auch den weiten Leserkreis zu befriedigen, der sich in engem Horizont bewegte, brachte Artikel über kleine Arabesken des Aberglaubens, die „weiße Frau“, „das Läuten der Glocken beim Gewitter“, „den unheilvollen Montag“, ferner „über den Vorteil gewerblicher Genossenschaften“, „die Nothwendigkeit der Volksvertretung und selbst „begeisterte Schilderungen des amerikanischen Befreiungskrieges“. Dabei lief natürlich auch manche Plattheit mit unter, so daß es die Romantiker leicht hatten, an Verschiedenem ihren Spott zu üben und von den „verbiesterten Genies“ zu reden, die in der Monatsschrift ihr Unwesen trieben. Das Hauptverdienst, dem krankhaften Mysticismus und der ungesunden Überschwänglichkeit jener Zeit kräftig entgegen getreten zu sein, den tüchtigen Bürgersinn gepflegt und überhaupt — wenn auch oft genug bei allzugroßer Nüchternheit und Schwunglosigkeit — das geistige Leben gefördert zu haben, kann der Berliner Monatsschrift aber nicht genommen werden.

Allerdings die tiefe und nachhaltige Wirkung der ersten moralischen Wochenschriften, der „Discourse der Maler“, des „Patrioten“ und der „Vernünftigen Tadlerinnen“, hat sie nie erreicht, denn eine solche konnte überhaupt nicht mehr mit den bisherigen Gedankenkreisen erzielt werden; aus der Familie war man mittlerweile ins öffentliche Leben getreten; Friedrich II. hatte eine

große politische Bewegung hervorgerufen, und die ganze junge Generation schwärmte nun für vaterländische, ja für weltbürgerliche Ideen. Es giebt noch ein bequemeres Mittel, schrieb Justus Möser, als die ewige Sittenlehre und Ökonomie, um den Menschen zu unterrichten und zu bessern, das ist die große Thätigkeit fürs Vaterland. Das hohe Interesse für die Staatsgeschäfte spannt alle menschlichen Kräfte weit mehr an und läßt uns ein weit höheres Ziel erreichen, als das trockene Moralisiren mit kaltem Blute.



Zweites Kapitel.

Die bedrückte Lage der politischen Zeitungen.

1. Geringes Ansehen der deutschen Zeitungen. Die holländischen Zeitungen werden die Verbreiterinnen der wichtigen politischen Nachrichten. Friedrich II. und die Presse. Die Zeitungen Berlins (die Rüdigersche, später Vossische, die Haudische, später Spenersche Zeitung und das „Journal de Berlin"). Friedrichs II. journalistische Thätigkeit. Die Zensur. Die Presse in der Provinz (die Schlesische und die Magdeburgische Zeitung). Gründung von Intelligenzblättern in Preußen.

In der großen allgemeinen politischen Bewegung, die mit Friedrich II. in Fluß kam, hätte nun den politischen Zeitungen die Führung im geistigen Leben zufallen müssen, allein der Despotismus, der in allen den vielen deutschen Territorien uneingeschränkt herrschte, „das heillose Gemenge widerstreitender dynastischer, politischer und konfessioneller Interessen" ließ keine nennenswerte Entwickelung des Zeitungswesens zu. Man gelangte in der deutschen Presse zu keinen allgemeinen Anschauungen und Grundsätzen; es bildeten sich keine bestimmten Ziele heraus; überall blieb es bei der simpeln Berichterstattung. Und selbst in dieser sahen sich die Zeitungen fort und fort durch eine harte Zensur sehr empfindlich gehemmt, besonders in den beiden großen Staaten Österreich und Preußen, wo alle öffentlichen politischen Nachrichten stets der Politik der Regierung genau angepaßt sein mußten.

Die deutschen Zeitungen und ihre Verfasser standen denn auch in nur sehr geringer Achtung, besonders in der ersten Hälfte

des Jahrhunderts, so daß sich der fürstlich sächsische gemeinschaftliche Rat und Amtmann zu Coburg Dr. jur. Georg Paul Hönn in seinem 1721 herausgegebenen „Betrugslexikon“ nicht scheute, der Presse folgenden „Artikul“ zu widmen:

„Zeitungsschreiber betriegen, 1, wenn sie zu denen von anderen Orten her erhaltenen Relationibus aus eigenem Gehirn noch mehreres ohne Grund darzu thun, 2, wenn sie zur Ausfüllung der Blätter selbst Dinge, die zwar möglich, aber zu der Zeit nicht geschehen seyn, fingiren und es hernach als eine wahrhafftig jetzt passirte Geschichte in die Welt schreiben, 3, wenn sie gegen ein Recompentz dieses oder jenes Mannes Thaten, wie er sie ihnen angiebt, um sich der Welt bekannt und groß damit zu machen, in ihre Advisen setzen, 4, wenn sie vom Autore oder Verleger eines Buches Geld nehmen und dasselbe, ohnerachtet denen Gelehrten und dem Publico nichts daran gelegen, mit unverdienten Lobsprüchen recommendiren und kund machen, 5, wenn sie bey Ermangelung der Materie, die Blätter voll zu machen, alte Histörgen in die Zeitungen mit eindrucken lassen und solche vor neue, und als ob sie erst kürzlich passirt wären, ausgeben, 6, wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen, und z. Exempel, daß dieser oder jener vornehme Herr sich mit der Jagd, Comödien, Opern, Schlittenfahrt und Comödiantinnen divertiret, oder an den Fuß Ader gelassen, dergleichen Zeug mehr in einem Thor-Zettel als in die Zeitung gehört, und was dergleichen unnöthige Dinge mehr sind, berichten“.

Bei dieser Kläglichkeit der deutschen Zeitungen war es ganz natürlich, daß sich das angeregte und neuigkeitshungrige Publikum in anderer Weise zu helfen suchte; es griff nach dem Auslande hinüber, und zwar dorthin, wo augenblicklich die größte frei geistige Bewegung möglich war, nach Holland. Dort kam man auch in betriebsamer Weise rasch dem deutschen Bedürfnisse entgegen, und so ereignete sich das seltsame Schauspiel, daß die deutsche politische Presse für viele Jahre so zu sagen nach Holland verlegt wurde. Damit wurde „die Republik der Niederlande, in

früheren Tagen allerdings der Herd und Schwerpunkt der großen europäischen Politik, nunmehr mit ihrer aus den Fugen gehenden Ordnung, ihrem schlaffen Regiment und ihren ‚tausend Regenten‘ die große Börse der politischen Nachrichten, Gerüchte und Tendenzlügen, aber freilich auch die Stelle, von wo aus die öffentliche Meinung Europas ihre Nahrung und zum nicht geringen Teile ihre Richtung empfing.“ *)

Bald benutzte die ganze diplomatische Welt die holländischen Zeitungen, um Thatsachen, auch halb wahre und ganz entstellte, in das Publikum zu bringen und damit Politik zu machen. So erschien, als Ende Juli 1745 zwischen England und Preußen die höchst geheimen Verhandlungen ernstlich wieder begannen, die vier Wochen später zur Konvention von Hannover führten, in der „Gazette d'Utrecht“ vom 30. Juli in dem Artikel Berlin der vollständige Antrag, den Friedrich II. im Januar dem englischen Ministerium vorgelegt hatte. So ward an dieselbe Zeitung von sächsischer Seite ein Artikel über das Herzogtum Curland gesandt, der durch falsche Angaben die in der Stille eingeleitete Wahl eines braunschweigischen Prinzen stören sollte. **)

Diese Indiscretionen und Fälschungen zogen selbstverständlich eine Menge von Reklamationen und Beschwerden nach sich, und die „Regenten“ der Niederlande durften diesen auch nicht immer — was auch ihre Gefühle dabei gewesen sein mögen — ihr Ohr verschließen. Es wurde dann gegen den verbrecherischen Redakteur oder die Presse im allgemeinen ein Edikt erlassen, das aber bald wieder in Vergessenheit geriet, bis neue Klagen zu neuer Strenge, wenn auch nur pro Forma, zwangen. Im diplomatischen Verkehr jener Jahrzehnte finden sich daher zahlreiche Spuren von endlosen Klagen über die holländischen Preßzustände. ***)

Am günstigsten stand sich dabei Frankreich, das immer mit

---

*) Droysen, Die Zeitungen im ersten Jahrzehnt Friedrichs des Großen. (Zeitschr. f. pr. Geschichte u. Landesk. 13. Jahrg. Nr. 1 u. 2).

**) Droysen, ebenda.

***) Ausführliches bei Hatin, Les Gazettes de Hollande. Paris 1865.

großer Vorsicht behandelt wurde, am ungünstigsten Preußen, für das nicht die geringste Sympathie vorhanden war, denn die ganze holländische Presse stand auf Seiten Österreichs, und dies entfaltete, wie Droysen in der schon wiederholt angezogenen Abhandlung darlegt, auch viel Geschick und Eifer, die öffentliche Meinung zu dirigieren. Zudem hatte der Wiener Hof mit seinen alten Verbindungen in allen Domkapiteln, in den Reichskreisen, den Reichsstädten, den kleinen Höfen, sowie durch die Thurn und Taxisschen Reichspostämter Kanäle in Masse, um seine Einflüsse bis nach Holland wirken zu lassen. Doch nicht nur das; Österreich zahlte auch an die meisten holländischen Zeitungen Subventionen, so daß es dem Könige von Preußen sehr schwer wurde, auch nur einer Berichtigung eine Aufnahme in der holländischen Presse zu verschaffen.

Natürlich erschienen diese für das Ausland, in erster Linie für Deutschland, bestimmten holländischen Zeitungen nicht in holländischer, auch nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache, die damals die allgemeine Umgangssprache aller Gebildeten war.

Als das bedeutendste Blatt sind die „Nouvelles extraordinaires de divers endroits“, im gewöhnlichen Verkehr kurzweg „Gazette de Leyde“ genannt, zu bezeichnen. Die Zeitung wurde 1680 von dem Franzosen Jean-Alexandre de la Font gegründet und von 1738 ab von Etienne Luzac geleitet, der ihr bald einen europäischen Ruf verschaffte. Dabei geriet Luzac natürlich in die mannigfachsten Differenzen mit England, dem Malteserorden, Frankreich, Preußen, Polen u. s. w. Der Konflikt mit Polen scheint von besonderer Heftigkeit gewesen zu sein, denn der polnische Reichstag verbot schließlich 1774 die Einführung des Blattes in Polen bei einer Strafe von 2000 Gulden. Die Zeitung erschien bis 1798, in welchem Jahre sie durch ein Dekret der ausübenden Gewalt der batavischen Republik unterdrückt wurde. Ebenfalls sehr weit verbreitet waren das Amsterdamer „Nouveau Journal Universel“ (1688 bis 1792), die „Gazette de Amsterdam“ (1690—1792) und die schon genannte „Gazette d'Utrecht“ (1710—1787).

Im Haag erschien die Monatsschrift „Mercure historique et politique“, die 1686 von dem berüchtigten Memoirenfälscher Courtilz de Sandras gegründet, aber erst durch Jean Rousset, der die Redaktion 1724 übernahm, zu allgemeinem Ansehen gebracht wurde. Großes Geschick entfaltete Rousset in der Entwicklung der Réflexions, die er in einem besonderen Abschnitte seiner Erzählung der Thatsachen folgen ließ. Beim ersten Auftreten Friedrichs II., als die Seemächte noch hoffen konnten, den jungen König auf ihre Seite zu ziehen, erklärte sich Rousset noch sehr warm für die preußischen Forderungen und gegen die Unnachgiebigkeit des Wiener Hofes, als aber die Verbindung Preußens mit Frankreich erkennbar wurde, verwandelte er sich in einen heftigen Feind Friedrichs.*) Das letzte Heft (das 187ste) dieses lange Zeit außerordentlich einflußreichen Journals wurde im April 1782 ausgegeben.

Die höchst mißliche Situation, welche die holländischen Zeitungen für die deutschen Regierungen geschaffen hatte, belehrte die Fürsten aber nicht, das Übel bei der Wurzel zu fassen und der Presse im eigenen Lande eine größere Freiheit zu gewähren; der schwere Druck, der auf allen deutschen Zeitungen lastete, dauerte ungemindert fort.

Bei dem Regierungsantritt Friedrichs II. hatte es allerdings den Anschein, als sollte in Preußen für die Presse eine neue Ära beginnen. Ein Schreiben des Kabinetsministers Grafen Podewils vom 5. Juni 1740 an den Kriegsminister von Thulemeyer eröffnete diesem im Namen des Königs, daß dem „Berlinischen Zeitungsschreiber“ eine „unbeschränkte Freiheit“ gelassen werden solle, in dem Artikel von Berlin von allem, was daselbst vorgehe, zu schreiben, was er wolle, ohne vorherige Zensur. Auch wurde ebendaselbst die Äußerung des Königs veröffentlicht, „daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten“.

Diese Kundgebung hatte freilich zunächst nur Bedeutung für eine einzige Zeitung, weil 1740 nur eine einzige in Berlin er-

*) Koser, Pr. Staatsschr. I. S. XLV.

schien, die Rüdigersche, die den Titel „Berlinische Privilegierte Zeitung“ führte und dreimal in der Woche — am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend — auf elendem Papier in klein Oktav ausgegeben wurde.

Das Rüdigersche Blatt hatte jedoch bereits einen Vorläufer gehabt. Von den Zeitungen des 17. Jahrhunderts, den „Berlinischen einkommenden ordinären Postzeitungen“, dem „Postillon“ und der „Fama“, hatte sich keine in das 18. Jahrhundert hinübergerettet, doch war dem Buchdrucker Johann Lorenz im Jahre 1706 vom König Friedrich I. ein Privilegium für eine Zeitung bewilligt worden, die sodann den Titel „Berlinischer Relations-Postilion“ erhielt und dreimal wöchentlich in Octav erschien. Sie vermochte sich aber nicht weiter zu entwickeln, wie die noch erhaltenen Jahrgänge von 1709, 10 und 11 sehr überzeugend darthun.*) Außer umständlichen Mitteilungen über Exekutionen an Deserteuren und Mördern in Berlin, Geister-Erscheinungen, Spukgeschichten und Festlichkeiten brachte sie nur äußerst dürftige Nachrichten aus dem Auslande und diese auch immer erst sehr spät. So gelangte beispielsweise die Meldung, daß am 14. September 1710 in Moskau 6000 Häuser durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt seien, erst durch die „Sonnabendsche“ (Nummer) vom 3. Januar 1711 zur Kenntnis der Berliner. Von 1713 ab mußte das Blatt sogar sein Erscheinen zwei Jahre lang einstellen, weil König Friedrich Wilhelm I. bei seiner Thronbesteigung die Zeitungen ganz verbot, da nach seiner Auffassung die Leute nicht „räsonnieren“ sollten. Dieses Verbot scheint der Zeitung den letzten Rest von Lebenskraft genommen zu haben, denn als sie von 1715 ab, nachdem der pommersche Feldzug des Königs einen günstigen Verlauf genommen hatte, wieder ausgegeben werden durfte, vegetierte sie nur noch wenige Jahre, ohne den Ansprüchen, die die Residenzler an ihre Zeitung stellen konnten, auch nur im entferntesten zu entsprechen. So fiel es denn dem Buchhändler Johann Andreas Rüdiger

*) Ferd. Meyer, Der „Berlinische Relations-Postilion“. („Der Bär“ 1885, Nr. 32.)

nicht schwer, 1721 ein Privilegium für eine neue Zeitung zu erlangen, die Anzeigen vermischten Inhalts und zugleich politische Nachrichten des In- und Auslandes enthielte. In dem Privilegium war zugleich bestimmt, daß Rüdiger gegen die Erlegung eines jährlichen Canonis von 200 Thalern in die Recruten-Casse „von nun an einzig und allein und nach ihm seine Erben die Berlinischen Zeitungen und was dazu gehörig, auch dessen allen was bei Feldschlachten, Kriegs- und Friedens-Läuften vorgehen und passiren möchte; auch was sonst denen Zeitungen anhängig, wann es zuvor gehörigen Orthes revidiret und censuriret ist, wöchentlich dreymahl mit guten zierlichen Littern drukken und verkaufen möge, allen andern aber und sonderlich denen hiesigen Buchdruckern, dergleichen Zeitungen und Schriften allhier zu drukken und Ihm hierinnen Eintrag zu thun, bei Vermeidung Dreyhundert Thaler Strafe, halb Unserm Fisco und die andere Helfte der hiesigen Armen-Casse sofort zu erlegen, hiermit verbothen und nicht zugelassen seyn solle".*) Damit war das Lorenzsche Blatt endgiltig abgethan.

Doch auch das neue Unternehmen wollte nicht recht gedeihen. Die Nummern enthielten meist nur vier Blätter in klein Oktav, und der Text beschränkte sich auf die dürftigsten Nachrichten. Wie schwer der Druck der Zensur auf dem Blatte lastete, bezeugt besonders der Artikel Berlin, der nur dann und wann durch eine kurze bedeutungslose Mitteilung vertreten ist, vielleicht, oder wahrscheinlich, meint Kletke, weil man den Anschauungen des Königs, der ja das „Räsonieren" der Unterthanen nicht liebte, behutsam Rechnung trug. Die vorsichtige Ausdrucksweise, mit der man des Monarchen selbst erwähnte, ist gleichfalls bezeichnend. So wird aus London berichtet, daß der von einem „gewissen König" wegen der strengen im Jahre 1724 durch die Jesuiten herbeigeführten Exekution zu Thorn an Se. Großbritanische Majestät geschriebene Brief in's Englische übersetzt und gedruckt worden sei. Und eben da heißt es in einer Danziger Nachricht: „Weil ein gewisser König sich die Angelegenheiten der Protestanten insgemein

*) Hermann Kletke, Die Vossische Zeitung. (Voss. Ztg. 1872, Nr. 45).

und derer von Polnisch-Preußen insbesondere sehr zu Herzen nimmt, so hat man Ursache zu hoffen, daß man daselbst aufhören werde, selbige zu unterdrücken." Dagegen hält bereits 1727 die berühmte Seeschlange ihren Einzug in die Zeitung. Eine Korrespondenz aus Belgrad vom 2. November 1726 schildert den „erschrecklichen Meerfisch" in den grellsten Farben. Er wurde an der Küste von Griechenland gefangen, war groß wie ein Kameltier, hatte „zwey Gesichter, bey dem rechten Auge ein geharnischtes Angesicht, auf dem Gehirn ein bloßes Schwert und Todten-Kopff" u. s. w. Die amtlichen und Privatanzeigen beschränkten sich auf den Raum von höchstens zwei Seiten, häufig war eine halbe ausreichend. Trotz des zunehmenden Verkehrs und des Wachstums der Bevölkerung erhielt sich diese Spärlichkeit der Inserate eine Reihe von Jahren hindurch; ein anderes Blatt, das ausschließlich diesem Zwecke bestimmt war, und auf das wir weiter unten noch zu sprechen kommen werden, leitete sie ab.

Die Erklärung des Königs Friedrich II. bei seiner Thronbesteigung, daß die Gazetten künftig nicht geniert werden sollten, hatte natürlich sofort zur Folge, daß die Zeitung etwas reichhaltiger wurde und sich auch mehr herauswagte. Sie berichtet ausführlich über die Feierlichkeiten bei der Beerdigung des verstorbenen Königs und dann weiterhin auch über die Festlichkeiten der Königsberger Huldigung. Aber man bedient sich der neuen und ungewohnten Freiheit doch nur erst sehr zaghaft, und der Königsberger Berichterstatter glaubt sich in einer Nachschrift wegen seines etwas frischeren Tones besonders entschuldigen zu müssen. „Sollte in meinem Bericht ein etwas freierer Ausdruck eingeflossen sein", sagt er, „so bitte mir es zu verzeihen; denn da ich bei dem Festin einen Quasi-Marschall und Oberkellermeister vorgestellt, so hat es seinen zureichenden Grund, indem man durch keine Enthaltsamkeit dem herumschwermenden Wein-Geiste alle Wirkung erwehren kann."

Der Wunsch des jungen Königs, das Zeitungswesen zu heben, hatte aber auch noch zur Folge, daß noch zwei neue Zeitungen im Jahre 1740 in Berlin entstanden, die Haudesche (von 1748

ab Spenersche) Zeitung und ein französisches Blatt, das „Journal de Berlin".

Das Privilegium für die erstgenannte Zeitung, die den Titel „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen" führte, verlieh der König dem Buchhändler Ambrosius Haude für den geringen „Canonem" von 20 Reichsthalern an die Rekrutenkasse, weil Haude ihm seiner Zeit heimlich die verbotenen französischen Bücher nach Rheinsberg geliefert hatte. Da aber Rüdiger kraft feierlichen Privilegs „einzig und allein" befugt war, die Berlinischen Zeitungen zu drucken, so lautete für Haude die Erlaubnis dahin, daß es ihm nur gestattet sei, den „Potsdammischen Merkurius", ein kleines Blättchen, das er einmal vor drei Jahren kurze Zeit herausgegeben hatte, in Berlin unter anderem Titel fortzusetzen.

Bei dem „Journal de Berlin", als etwas ganz außergewöhnlichem, scheint das Rüdigersche Privileg gar nicht in Betracht gezogen worden zu sein. Es hielt sich übrigens, obgleich es auf direkten Wunsch des Königs gegründet worden war und den tüchtigen Professor und Prediger Formey zum Redakteur hatte, nur ein Jahr. Auch weitere Versuche mit französischen Blättern hatten nicht den geringsten Erfolg.

Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen" traten mit dem 30. Juni 1740 ins Leben, kosteten gleichfalls, wie die „Berlinische Zeitung", jährlich 2 Thaler und zeigten ungefähr dieselbe Einrichtung wie das Rüdigersche Blatt; auch hielten sie sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte so ungefähr in denselben Grenzen. Beide Zeitungen gingen neben einander her, ohne sich besonders charakteristisch von einander zu unterscheiden. Da die schwere Hand des Königs die Gazetten schon sehr bald nachdrücklich zu genieren begann — am 11. Mai 1749 wurde auch die Zensur wieder eingeführt und der Geheime Rat Johann Gotthilf Vockerodt zum Zensor bestellt —, so war eine freiere Richtung und ein reicherer Inhalt gar nicht möglich. „Ich würde Ihnen", schreibt Lessing 1751 bei Gelegenheit einer litterarischen Sendung an seinen Vater, „ohne die geringsten Unkosten auf Seiten meiner auch die hiesigen politischen Zeitungen

schicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie sind wegen der scharfen Zensur größtenteils so unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinnen finden kann.“

Schon wenige Jahre nach der Gründung der „Berlinischen Nachrichten“ verband sich Haude mit dem Buchhänder Johann Carl Spener, worauf dann nach dem Ableben Haudes 1748 die Zeitung in den Alleinbesitz Speners überging und nun allgemein kurzweg die „Spenersche Zeitung“ genannt wurde. Nach dem Tode Speners 1787 wurde der Witwe das der Zeitung erteilte Privilegium von Friedrich Wilhem II. erneuert.

Auch bei der „Berlinischen Privilegirten Zeitung“ traten alsbald Besitzwechsel ein. Johann Andreas Rüdiger starb 1751, nachdem er noch kurz vorher das kleine Oktav-Format „um der Bequemlichkeit der Leser und um der Vermehrung des Raumes willen“ in Quart erweitert hatte. Das Privilegium ging darauf mit königlicher Bestätigung auf Rüdigers Schwiegersohn, den Buchhändler Christian Friedrich Voß sen., über, worauf die Zeitung nun allgemein die „Vossische Zeitung“ genannt wurde. Der bisherige Titel am Kopfe der Zeitung blieb jedoch bestehen, nur wurde ihm im Jahre 1785 die Fassung „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ gegeben, die er noch jetzt hat.

Mit dem Voßschen Regime erhielt die Zeitung einige Jahre lang dadurch ein besonderes Relief, daß Voß den ihm befreundeten Lessing für die Redaktion des gelehrten Artikels zu gewinnen wußte. Gern hätte er ihn auch bewogen, die Leitung des politischen Teils zu übernehmen, die bisher (von November 1748 bis dahin 1750) der Vetter Lessings, Christlob Mylius, besorgt hatte, allein der Dichter war nicht gewillt, „mit solchen politischen Kleinigkeiten seine Zeit zu verderben“. Bei dem Redigieren des „gelehrten Artikels“ dagegen konnte der junge Aar ungehemmt seine Flügel ausbreiten und sollte auch sehr bald gewahren, daß er Einfluß ausübte. „Es ist hier ein neuer Kritikus aufgestanden“, schrieb — halb in Verwunderung, halb in Schreck — nach Lessings erster „Messias“-Anzeige Professor Sulzer an seinen Landsmann

Bodmer in Zürich, während ein anderer von den kleinen Poeten jener Tage, den Lessings unbarmherzige Streiche getroffen hatten, ihn gar den „Pritschmeister auf dem Parnaß" nennt. „Noch heute erstaunt man", schreibt Rodenberg,*) „wenn man Lessings erste Kritiken liest, über so viel Gründlichkeit bei so viel Kürze, so viel Munterkeit bei so viel strenger Fach- und Schulbildung, so viel feinen Witz bei so viel philologischem und antiquarischem, historischem und theologischem Wissen, über so viel Schärfe bei so viel Grazie in der Behandlung der Sprache". Lessing war in dieser Weise an der „Vossischen Zeitung" thätig vom 18. Februar 1751 bis zum Dezember dieses Jahres und dann vom Dezember 1752 bis zum 18. Oktober 1755. Er wurde dadurch der erste Wortführer der Berliner Kritik, der souverainen Kritik, gegenüber dem gelehrten Pedantismus, wie dem kritischen Getändel, und durch seine Stimme erwachte, wie Rodenberg hervorhebt, zum erstenmale die öffentliche Meinung Berlins.

Einen grellen Gegensatz zu der geistreichen und scharfsinnigen Kritik Lessings bildeten einige Jahrzehnte später, zu Anfang der achtziger Jahre, die litterarischen Aufsätze und Theaterbesprechungen von Karl Philipp Moritz, der damals Konrektor am Grauen Kloster in Berlin war und dabei die Redaktion der „Vossischen Zeitung" versah. Er verurteilte besonders die Jugenddramen Schillers mit maßloser Heftigkeit und leitete z. B. eine Besprechung von „Kabale und Liebe" mit den Sätzen ein: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen!" Den politischen Teil der Zeitung verkürzte er so bedeutend, daß eine allgemeine Unzufriedenheit der Abonnenten entstand und der Besitzer der Zeitung ihm kündigte. Später haben sich bekanntlich die ästhetischen Ansichten von Moritz im Umgang mit Goethe wesentlich abgeklärt.

Nach dem Tode von Voß sen. 1791 ging die „Vossische Zeitung" auf dessen Sohn Christian Friedrich Voß jun. über, und als auch dieser 1795 starb, erfolgte eine Auseinandersetzung

*) J. Rodenberg, Lessing in Berlin. Berlin (1886).

der Vossischen Erben. Durch einen vom königlichen Stadtgerichte zu Berlin ausgefertigten Adjudikationsbescheid vom 18. Dezember 1801 wurde der Ehefrau des Münzdirektors Lessing zu Breslau (der Tochter des verstorbenen Buchhändlers Voß und Frau von Gotthold Ephraim Lessings jüngerem Bruder Karl), geb. Marie Friederike Voß, das Zeitungsprivilegium zugeschlagen. Eine Kabinets-Ordre vom 28. August 1802 bestätigte den Adjudikationsbescheid und das auf Frau Lessing übergegangene Privilegium, doch mit Ausnahme des früher bereits erloschenen Rechts auf den alleinigen Druck und Debit einer derartigen Zeitung.

Die Betonung von dem Erlöschen dieses Rechtes war nicht ohne Wichtigkeit, da in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wiederholt Versuche gemacht worden waren, besonders von dem thatkräftigen Gründer der Berliner Realschule Johann Julius Hecker, noch eine dritte politische Zeitung ins Leben zu rufen, wogegen die Vossische und die Spenersche Zeitung jedesmal lebhaft protestiert hatten.*)

Mit diesen allgemeinen Strichen ist das Bild des Berliner Zeitungswesens im achtzehnten Jahrhundert aber doch noch nicht vollständig gezeichnet, es fehlt noch eine sehr wichtige Figur, die des Königs. Friedrich der Große erkannte sehr bald die Macht der Presse und suchte sie sich in umfassender Weise dienstbar zu machen. Besonders ließ er es sich angelegen sein, sein Verfahren im Gebiete der auswärtigen Politik in der Presse zu rechtfertigen und damit für sich Stimmung zu machen und die öffentliche Meinung zu gewinnen. Eine ganze Menge von Zeitungsartikeln, welche sein Verhalten und seine Unternehmungen ins rechte Licht zu stellen bestimmt waren, stammten, wie namentlich Reinhold Koser ermittelt hat,**) aus des Königs eigener Feder, viele andere sind aus seiner persönlichen Anregung hervorgegangen und auch nicht wenige nach seinen bis ins einzelne

*) Ausführlicheres bei Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Berl. 1892—95, I. S. 401 bis 408.

**) Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II. Bd. I, bearb. v. Dr. Reinhold Koser. Berl. 1877.



gehenden Weisungen, zum Teil unter seiner Korrektur, geschrieben worden.

Doch griff der König auch schon bei kleinen Vorfällen in Berlin, oder bei Angelegenheiten ganz allgemeiner Art, ein. Als 1743 der Balletmeister Poitier fortgejagt wurde, schickte der König eine Erklärung an die „Berlinische Zeitung", daß der Entlassene „sich einer übermäßigen Botmäßigkeit über die Tänzer" angemaßt habe und sein Hochmut so weit gegangen sei, daß er gegen seine Direktoren „tausend Insolentien" verübt. Dieses wenig schmeichelhafte Attest wurde dem Balletmeister jedoch nur nachgesandt, weil mit ihm auch die beliebteste Tänzerin Demoiselle Roland verschwunden war, was das Publikum sehr bedauerte. Ein andermal schrieb der König einen Artikel für den Roggenkaffee, um nicht das Geld für den Kolonialkaffee aus dem Lande gehen zu lassen.

Von weit größerer Bedeutung sind natürlich die politischen Artikel des Königs. Beim Beginn seines großen Kampfes mit Österreich suchte er nach außen hin seinem Vorgehen möglichst die Schärfe zu nehmen und sandte daher, als das „Journal de Berlin" die Ansprache, die er im Dezember 1740 an die Schlesier gerichtet, ein Manifest genannt hatte, folgende Berichtigung an die „Berlinische Zeitung": „Auf hohen Befehl wird hiemit dem Publiko bekannt gemacht, daß der in der hiesigen französischen Zeitung vom 31. Dezember 1740 gleich anfangs befindlichen und falsch übersetzten Pieçe unvorsichtiger Weise der Titul eines Manifests vorgesetzt worden. Das deutsche Patent, so Se. Königl. Maj., Unser allergnädigster Herr, wegen des Ein-Marches Ihrer Truppen in die Schlesie, daselbst publiciren lassen, führet gar nicht den Nahmen eines Manifests, sondern dienet nur dazu, denen Schlesischen Eingesessenen alle etwa geschöpfte ungegründete Furcht und Beysorge eines feindlichen Einfalls zu benehmen. Man hat dannenhero auch nicht entübriget seyn können, erst angezogene sehr übel gerathene und der Gazette sonder Befehl und Erlaubniß aus blossem Versehen einverleibte Pieçe und Übersetzung hierdurch gänzlich zu revociren und zu widerrufen."

Des Öfteren konnte aber das, was der König in das Pub-

likum bringen wollte, nicht so einfach als Bekanntmachung oder Berichtigung in die Zeitungen geschickt werden; mit großer Vorsicht wurden dann Nebenwege eingeschlagen. Um vor dem Beginn des siebenjährigen Krieges die öffentliche Meinung so zu dirigieren, daß man wenigstens in Preußen annehmen mußte, der König sei nur durch die ihn schwer bedrohenden österreichischen Rüstungen in Böhmen und Mähren zum abermaligen Kampfe gedrängt worden, erhielt der Kabinetsminister Graf Podewils am 24. Juli 1756 von Friedrich II. den Befehl, in den Berliner Zeitungen, „jedoch von einem fremden Ort her“, eine kurze Nachricht „von denen großen Kriegspräparatorien, so in den kaiserlichen Landen gemacht würden“, zu veröffentlichen. Man spräche schon, so sollte es darin heißen, von der Errichtung zweier Lager in Mähren und Böhmen und von dem Vorrücken feldmarschmäßig gerüsteter Regimenter sogar aus Ungarn. Darauf hin beauftragte denn Podewils den Geheimrat Warendorf mit dem Entwurfe zu einer derartigen Korrespondenz und verfügte, nachdem er den Artikel durchgesehen, ihn „so, wie er verfaßt ist, den hiesigen Zeitungsschreibern insinuiren und ihnen aufgeben zu lassen, sich gegen Niemand in der Welt etwas merken zu lassen, daß solcher mit Fleiß inspirirt, sondern sich auf ihre Hamburgische Korrespondenten, wenn sie darüber befragt werden, zu berufen“. Der offiziöse kleine Aufsatz erschien dann auch am 27. Juli in der „Spenerschen Zeitung“. Das Eintreffen weiterer Nachrichten über den Fortgang der österreichischen Rüstungen veranlaßte schon wenige Tage später eine zweite offiziöse Preßäußerung gleicher Natur, wobei wohlerwogene genaue Anweisungen über die Reihenfolge gegeben wurden, in der die Artikel, um jeden Verdacht abzuwenden und ihren Ursprung vollends zu verstecken, zum Druck gebracht werden sollten, an einer nicht weiter auffälligen Stelle und ja nicht in unmittelbarer Nachbarschaft mit einem seiner Herkunft nach unverkennbaren Berliner Artikel. Der Konzipient der Zeitung sei dabei anzuweisen, „daß, falls ja ein oder ander auswärtiger Minister directement oder indirectement bei ihm sich erkundigen lassen sollte, woher dergleichen Artikul gekommen, er sich nicht weiter deshalb äußern, als daß er verschiedene aus dem

Reiche und den Orten hergekommene Briefe und Passagiers gesehen und gesprochen und von solchen den Article colligiret habe". Auch in diesem Falle unterzog der Minister persönlich den Warendorfschen Entwurf einer Korrektur und sorgte dafür, daß das Datum des angeblich in Nürnberg geschriebenen Briefes zu dem durch den damaligen Postenlauf gegebenen Zeitpunkte des Abgangs und der Ankunft paßte, damit nicht infolge eines chronologischen Fehlers das Geheimniß gleich durchschaut würde.

Unter Umständen war es dem Könige aber auch fatal, wenn die Berliner über neue Kriegsoperationen schwatzten, die er etwa demnächst wieder unternehmen werde, und dann griff er bisweilen zu den seltsamsten Mitteln, dem unbequemen Gerede ein Ende zu machen. Als im Frühjahr 1767 ein Gerücht auftauchte, der König plane wieder einen neuen Feldzug, erschien am 5. März in der Spenerschen sowohl, wie in der Vossischen Zeitung ein langer Bericht über ein furchtbares Hagelwetter, das in der Umgegend von Potsdam niedergegangen sei. Alle Einzelheiten des entsetzlichen Naturereignisses wurden genau beschrieben und das Elend und der Jammer ausführlich geschildert, unter dem die weite Landschaft nun zu leiden habe. Die Berliner wurden von dieser Schreckensnachricht tief gerührt, seit Urväter Zeit war ein solches Unwetter in der Mark Brandenburg nicht vorgekommen. Schon am nächsten Tage aber neues Erstaunen — wie Reisende aus Potsdam erzählten, war an der ganzen Geschichte kein wahres Wort! Der Einsiedler von Sanssouci amüsierte sich jedoch köstlich — er hatte den Berlinern für ihr überflüssiges Geschwätz von einer drohenden Kriegsgefahr einen Streich gespielt und zugleich seinen Zweck erreicht; über das Gerücht fiel kein Wort mehr. Schließlich hatte das kleine Preß-Manöver auch noch ein drolliges Nachspiel. In einem der nächsten Hefte der „Gemeinnützigen Abhandlungen zur Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauchs natürlicher Dinge", die von dem Professor Johann Daniel Titius zu Leipzig herausgegeben wurden, erschien eine hoch-wissenschaftliche „Erörterung und muthmaßliche Erklärung des seltsamen Phänomens zu Potsdam".

Bisweilen trat der König auch gegen die gedrückte Stimmung

auf, von der in den ernsten Zeiten die Bevölkerung ergriffen wurde. Natürlich verfuhr er auch hier in seiner Weise. Mitten aus seiner überaus mißlichen Lage in Schlesien im Sommer 1761 erließ er unter dem 30. Juli ein Edikt, in dem es heißt: „Es finden sich im Publico müßige Leute, die mit Erdichtung und Debitirung falscher und finistrer Zeitungen sich amüsiren. Jeder wird wohlmeinend gewarnt, sich dergleichen Erdicht- und Verbreitung wohlbedächtig zu enthalten, indem man von Mund zu Mund den Thäter dadurch herausbringen wird, da ein Jeder seinen Aussager anzugeben wissen muß, und an dem dergleichen stehen bleibt, solcher wird ohnnachbleiblich nach Maßgabe seines Standes mit Einsperrung in die Festung Spandau, Hausvogtei, Kalandshof und Arbeitshaus ohne lange Formalität gestrafet werden".

Zum Abdruck in den Berliner Zeitungen durften nur solche Berichte über die Kriegsoperationen gelangen, für die der König die Erlaubnis erteilt hatte. So kam es, daß einzelne bedeutende Ereignisse von den Zeitungen erst sehr spät gemeldet werden konnten, nachdem sie durch Briefe und Reisende längst bekannt geworden waren. „5000 Cosacken sind von unsern gelben und schwarzen Husaren in Preußen niedergesäbelt und zum Theil in den Fluß gejagt worden", schreibt Ramler am 12. August 1757 an Gleim. „Wir haben es in unserer Zeitung nicht ausposaunt. Nunmehr aber hat man die Erlaubniß von unserm Könige erhalten, die Nachrichten aus Preußen, die unzweifelhaft wahr sind, dem Zeitungsschreiber zu übergeben."

Über die Feldzüge der beiden ersten schlesischen Kriege schrieb der König selbst Berichte, die in der „Spenerschen Zeitung" unter dem Titel „Briefe eines Augenzeugen" zum Abdruck kamen. Es wurde natürlich geheim gehalten, wer der Verfasser war; auch sprach der König naturgemäß von sich immer in der dritten Person. Es hat über hundert Jahre gedauert, bis diese Thatsache unzweifelhaft festgestellt werden konnte, und zwar gebührt dieses Verdienst hauptsächlich J. G. Droysen, der diese Briefe gesammelt und im 9. Beiheft zum „Militär-Wochenblatt" von 1876 herausgegeben hat. Während des siebenjährigen Krieges



verfaßte Friedrich eine Anzahl „Relationen," die zum großen Teil den Berliner Zeitungen zum Abdruck eingesandt wurden. Nicht selten versah der König diese Schriftstücke mit dem Vermerk: „Die Relation drucken zu lassen. Friedrich."

Bei der Bekanntgebung hochwichtiger Nachrichten wählte aber Friedrich nicht den langwierigen Weg durch die Presse, hier ging er viel resoluter vor: er ließ sie in Berlin unter großem Pomp in Begleitung blasender Postillone ausrufen. Die Nachricht vom Siege bei Kesselsdorf (15. Dez. 1745) wurde von dem Kurier in Begleitung von 40 Postillonen verkündet. Die glänzende Kavalkade durchzog unter schmetternden Fanfaren die Stadt. Nach dem Abschluß des Teschener Friedens (13. Mai 1779) ritt der festlich gekleidete Herold, der den Bewohnern der Hauptstadt die bedeutsame Meldung hiervon zu machen hatte, mit 20 blasenden Postillonen und vier Hofpostsekretären im Galaanzuge durch die Straßen Berlins.

Nach dem Tode des großen Königs sank die Berliner Presse noch wesentlich tiefer, denn am 19. Dezember 1788 erließ der vielberufene Minister Wöllner ein Zensuredikt, das jede freie Bewegung vollständig hemmte; dabei wurde diese schmachvolle Zensur nicht nur auf die politische, sondern auch auf die wissenschaftliche Litteratur ausgedehnt. Der ganze litterarische Verkehr wurde dadurch aufs schwerste geschädigt, auch kam es zu den lästigsten Chikanen und lächerlichsten Albernheiten. „Neulich zur Vermählung der Gräfin Lottum," schreibt Alexander von Humboldt an einen Freund, „wollte man mir nicht zwei der unschuldigsten Zeilen ein einziges Mal auf ein Paar Strumpfbänder drucken, wenn die Strumpfbänder nicht dem Kammergericht zur Zensur vorgelegt würden." *)

Auch der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III., so manche segensreiche Reform er auch brachte, besserte die Lage der Presse nicht. Der jugendliche Gentz richtete zwar ein Sendschreiben an den König, in welchem er die Freiheit des Gedankens

*) Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener, herausgeg. v. Albert Leitzmann. Lpzg. 1896.

und der Presse verlangte, allein der bedächtige Sinn Friedrich Wilhelms, dem das Treiben der geistreichen Berliner Epikuräer überhaupt unsympathisch war, konnte sich nicht entschließen, die Zügel hier etwas nachzulassen. Der König ignorierte den kecken Appell, und es blieb beim Hergebrachten.

Wie die Presse der Hauptstadt, so war natürlich auch die der Provinzen während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts durchweg unbedeutend. Das wichtigste Ereignis in der Geschichte dieser Blätter war wohl die Gründung einer Zeitung in der Hauptstadt der neu erworbenen Provinz Schlesien. Zwar hatte es auch schon in österreichischer Zeit eine Zeitung in Breslau gegeben, die zweimal wöchentlich erschienen war, sie hatte aber bei der scharfen Zensur der katholischen Geistlichkeit nur „mit vieler Beschwerlichkeit“ existieren können, und bei der Flucht der kaiserlichen Behörden im Herbst 1741 war auch ihr damaliger Herausgeber, der Amtsadvokat Johann Franz Adametz, mit auf und davon gegangen. Friedrich II. fand also bei seiner Besitzergreifung Breslaus dort kein öffentliches Organ vor, und da er wohl wußte, von welcher Wichtigkeit für die Beherrschung der neuen Provinz die Einwirkung einer Zeitung auf die Gesinnung und Stimmung der Bewohner sein mußte, so verlieh er, noch ehe er die Huldigung der schlesischen Stände entgegengenommen hatte, am 22. Oktober 1741 dem umsichtigen und geschäftsgewandten in Breslau ansässigen Buchhändler Johann Jacob Korn, einem geborenen Kurbrandenburger, ein Privilegium für die Herausgabe einer Zeitung und für die Veröffentlichung amtlicher Verordnungen auf zwanzig Jahre. Darauf erschien die Kornsche Zeitung von Beginn des Jahres 1742 an dreimal wöchentlich unter dem Titel „Schlesische Privilegirte Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung“. Neben den öffentlichen Bekanntmachungen der in Schlesien eingesetzten Militär- und Zivilbehörden und kurzen Nachrichten aus den Hauptstädten Europas brachte die neue Zeitung besonders ausführliche Mitteilungen über die Thaten des preußischen Heeres und die Regierungshandlungen Friedrichs. Unter den Kriegsnachrichten zeichneten sich besonders die „Relationen eines vornehmben preußischen Offiziers“ aus, die zum

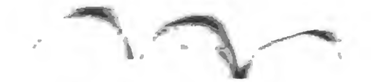
großen Teil vom Könige selbst herrührten. Das Privilegium der Zeitung wurde sodann noch dreimal, bis zur gesetzlichen Aufhebung aller Exclusiv-Privilegien, zuletzt durch Friedrich Wilhelm III. „renovirt und prolongirt," so daß das Blatt, das seit 1766 den Titel „Schlesische Privilegirte Zeitung" führte, bis zum Jahre 1810 das einzige war, welches in Schlesien bestehen durfte. Heute ist es die große „Schlesische Zeitung", auf die wir bei der Geschichte des Zeitungswesens im 19. Jahrhunderte noch ausführlich zurückkommen werden.

Die Zeitungen in Stettin, Königsberg, Halle, Magdeburg u. s. w. verdienen für diesen Zeitraum kaum angemerkt zu werden, doch sei erwähnt, daß die „Magdeburgische Zeitung" im Jahre 1730 an den Buchdrucker G. G. Faber, den Schwiegersohn des bisherigen Inhabers Andreas Müller, überging, worauf sie ununterbrochen bis heute im Besitze der Faberschen Familie geblieben ist.

Zu diesen politischen Zeitungen in Preußen gesellte sich noch, und zwar bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts, eine Art Appendix, der allerdings von den Zeitungsbesitzern als sehr unangenehm empfunden wurde: Das Intelligenzblatt. Wahrscheinlich durch das rasche Aufblühen des Wieringschen Intelligenzblattes in Hamburg war die preußische Regierung auf den Gedanken gekommen, das verheißungsvolle Inseratengeschäft sich selbst nutzbar zu machen. Es erschien daher im September 1727 eine Kabinets-Ordre, der im Juli 1728 noch eine zweite folgte, durch welche die Gründung eines „Intelligenzblattes" in Berlin, Magdeburg, Halle, Königsberg, Stettin, Minden, Duisburg und in noch einigen anderen Städten dekretiert wurde, gleichzeitig wurde den Zeitungsbesitzern bekannt gegeben, daß sie sich für die Folge, bei Verlust ihrer Privilegien, ja unter Umständen noch härterer Strafe, der Veröffentlichung aller Inserate, die sich auf Kauf oder Verkauf, Auktionen, Subhastationen u. s. w. bezögen, zu enthalten hätten. Hiergegen erhoben die Zeitungsbesitzer als gegen eine Beeinträchtigung ihrer Privilegien lebhaften Einspruch, es kam zu langen Verhandlungen, doch blieben die „Intelligenzblätter" bestehen, dagegen erreichten die Zeitungsverleger, daß

ihnen wenigstens gestattet wurde, solche Inserate zu bringen, die bereits im „Intelligenzblatte“ gestanden hatten. Das erste dieser „Intelligenzblätter“ erschien bereits 1727 in Berlin unter dem Titel „Wöchentliche Berlinische Frag- und Anzeigungsnachrichten. Unter Sr. Königl. Majestät in Preußen etc. etc., Unsers allergnädigsten Königs und Herrn, allerhöchsten Approbation und auf Dero specialen Befehl“. Von 1768 ab hieß es dann einfach „Intelligenz-Blatt“. Es bestand bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und warf dem Staate eine nicht unbeträchtliche Einnahme ab. Bereits zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zahlte der damalige Pächter, Kriegsrat Krapp, jährlich 20000 Thaler an das Potsdamer Militärwaisenhaus. Der Insertionspreis betrug für die 90—94 Buchstaben enthaltende Zeile 2 gute Groschen; doch mußte auch noch ein kleiner Betrag für den Zensor erlegt werden, da jedes Inserat der Zensur unterlag und vom Zensor abgestempelt werden mußte. Besonders gefürchtet wegen seiner vielen Ausstellungen und Grobheiten war der im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts im Berliner Intelligenz-Kontor angestellte Zensor John.

In Halle unternahm kein geringerer als der berühmte Kanzler der Universität Johann Peter von Ludewig die Einrichtung der „Wöchentlichen Hallischen Frage- und Anzeigungs-Nachrichten“ und führte dann auch viele Jahre die Redaktion. Der gelehrte Historiograph Preußens war kein Freund der politischen Zeitungen und hatte seinem Mißbehagen über die die staatsrechtlichen und politischen Fragen popularisierende Presse auch schon einmal in einem Traktat „Vom Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen“ beredten Ausdruck gegeben; die „Intelligenz-Zettel“ hatten dagegen ganz seinen Beifall, und er setzte in der ersten Nummer, die am 1. August 1729 erschien, ihre Nützlichkeit in einem langathmigen Vorwort umständlich auseinander. Staatsgeschichten in den Zeitungen seien, so führte er aus, dem gemeinen Manne nur schädlich. Was brauche sich, beispielsweise, ein Kaufmann oder Handwerksmann darüber den Kopf zu zerbrechen, ob die österreichischen Niederlande befugt seien, in Ost- und Westindien einen neuen Seehandel anzufangen? Daran könne sich wohl „ein



kützelndes Ohr vergnügen", ein arbeitsamer Bürger aber würde dazu sagen, diese Sachen wären ihm gleichviel und nicht der Zeit wert, die das Lesen ihm koste. Daher müsse man der Verbreitung solcher politischen Zeitungen mehr steuern, als dieselbe befördern. Dagegen seien Intelligenz-Zettel von außerordentlichem Nutzen: hieraus erfahre der brave Bürger, was in der Stadt zu kaufen und zu verkaufen sei, könne durch die Familien-Nachrichten an Freud und Leid seiner Nachbarn Anteil nehmen, befriedige durch Lektüre der Thorzettel seine Neugier über zugereiste Fremde, erfahre die Marktpreise, könne an den Steckbriefen sich ein warnend' Exempel nehmen und kriege gar noch Wetter-Prophezeiungen mit in den Kauf, welche namentlich dem Landmann von Wert seien u. s. w. Trotz dieser eindringlichen Anpreisung scheint das Blatt aber doch in Halle und Umgegend nicht viel Beifall gefunden zu haben. Der Adel im Saalkreise sperrte sich lange, es zu halten, worauf dann die Regierung zu Halle in einem sehr energischen königlichen Reskripte angewiesen wurde, „die Renitenten zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit durch zulängliche Mittel mit Nachdruck anzuhalten." Die Lage des Blattes hat sich dann wohl gebessert; es behauptete sich während des ganzen Jahrhunderts und ging erst im Strudel der westfälischen Zeit 1811 zu Grunde.

---

2. Die Frankfurter Zeitungen (Die „Oberpostamtszeitung", das „Journal", das „Intelligenzblatt", die Varrentrappschen Unternehmungen, die Blätter von Schröckh, Schiller, Tonder u. s. w.) und die Presse in Hamburg (der „Hamburgische Unparteiische Correspondent", die „Kaiserlich-privilegirte Hamburgische neue Zeitung", die „Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten u. s. w.).

Günstiger als in Preußen konnte sich das Zeitungswesen im achtzehnten Jahrhundert in Frankfurt am Main entwickeln, wo nach wie vor ein großer Weltverkehr gewaltig pulste. Natürlich standen die Zeitungen, wie sich aus den Verhältnissen von selbst ergab, sämtlich auf Seiten Österreichs und neigten, als sich die Franzosen als die Verbündeten Maria Theresias 1759 in

Frankfurt eingenistet hatten und bis Dezember 1762 die Stadt besetzt hielten, auch nach Frankreich, so daß sich Friedrich der Große 1750 veranlaßt sah, die Frankfurter Blätter in Preußen zu verbieten. Nach dem definitiven Friedensschlusse zwischen Preußen und Österreich trat eine ruhigere und abgeklärtere Beurteilung der politischen Verhältnisse ein, was Kaiser Joseph II. zu dem Ausspruche veranlaßte: „Die Frankfurter Zeitungen vereinen Freimut mit Würde".

Die beiden alten Zeitungen, die „Postamtszeitung" und das „Journal", blieben auch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts die bedeutendsten publizistischen Unternehmungen der Reichsstadt. Die „Postamtszeitung", jetzt im Verlage von Johann Bernhard Eichenberg dem Älteren, erschien bereits von 1720 ab viermal wöchentlich, am Montag und Freitag als ordentliche wöchentliche Kaiserliche Reichs-Post-Zeitungen, am Dienstag und Samstag als extraordinäre Kaiserliche Reichs-Post-Zeitungen. Seit dem 1. Januar 1748 führte sie den Titel „Oberpostamtszeitung". An ihrer Spitze stand gewöhnlich ein Korrespondenz-Artikel aus Wien. In den Jahren 1775—87 war der durch seine topographische Schilderung Frankfurts bekannte Johann Heinrich Faber, sodann bis 1796 Hofrat Rühl und von da ab der Legationsrat und Resident Johann Carl Philipp Riese der Leiter der Zeitung. Der Preis des Blattes war sehr gering, er betrug nur 4 Gulden jährlich.

Das „Journal", das schon in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts sehr oft dreimal wöchentlich (am Dienstag und Samstag in kompleten Nummern und an einem anderen Tage, je nach Bedürfnis, als Extrablatt) erschienen war, kam im achtzehnten Jahrhundert mit noch einem zweiten Extrablatte heraus, bis es vom 1. Juli 1796 ab wöchentlich regelmäßig in vier Blättern und mit einem fünften Blatte als außerordentlicher Beilage in Quartform herausgegeben wurde. Bis zum Jahre 1796 waren die Serlinschen Erben die einzigen Besitzer des Blattes; mit dem 1. Juli 1796 trat der Advokat Dr. Johann Nikolaus Hektor Dietz als Miteigentümer in das Zeitungsgeschäft ein und 1799 ging der Verlag von den Serlinschen Erben auf ein durch Dr. Dietz

als den Hauptbeteiligten vertretenes Konsortium über. Zu diesem zählten von 1802—1810 die beiden Ärzte Dr. Hofmann und Dr. Melber, der Advokat Dr. Katzner und der Archivar Hohlbein. Die Serlinschen Erben wurden noch formell bis zum Jahre 1802 auf dem Titelblatte als Verleger weitergeführt. Leiter des Blattes war in den sechziger Jahren der Gymnasiallehrer Benedikt Schiller und dessen Substitut der Gymnasiallehrer Brefel, von 1775 ab ein gewisser Wegner, 1778 Dr. Röder und in den Jahren 1782—84 Hofrat Rühl. Alsdann übernahm der Advokat und kaiserliche Hofpfalzgraf Dr. Johann Anselm Feuerbach (Vater des berühmten Juristen) die Redaktion, und vom Juli 1796 wieder Hofrat Rühl. Vom Herbst 1797 bis Ende 1810 leitete der Miteigentümer Dr. Dietz die Redaktion. Der Abonnementspreis war noch geringer, als der der „Oberpostamtszeitung"; er betrug nur 3 Gulden 30 Kreuzer jährlich.

Die erste Erweiterung erfuhr die Frankfurter Zeitungslitteratur im achtzehnten Jahrhunderte durch die Gründung eines Intelligenzblattes im Jahre 1722. Das Wieringsche Blatt in Hamburg hatte wohl zum Muster gedient. Das Bedürfnis für ein solches Blatt war in der großen Stadt seit lange schon vorhanden gewesen. Alle Nachrichten von verlorenen und gefundenen Sachen, von Kauf- und Mietanträgen, waren bisher zum Verdruß der Geistlichen von der Kanzel herab verlesen worden. Ein Prediger zu Sachsenhausen, der diese Bekanntmachungsart besonders unschicklich fand, machte, wie Schwarzkopf erzählt,*) seinem Unmut darüber öfters dadurch Luft, daß er sich sarkastische Zusätze erlaubte. Als er von der Kanzel berichten mußte, daß eine Magd von der Fahrgasse bis zur Brücke ein Tuch verloren habe, fügte er hinzu: „Wer es findet, behalte es nur, warum hat die Schlampe nicht Acht gegeben." Der Senat der Stadt suchte daher dem Mangel eines Anzeigeblattes abzuhelfen und bot verschiedenen Buchdruckern das entsprechende Privilegium an, aber keiner von diesen glaubte an eine Zukunft des Unter-

*) J. v. Schwarzkopf, Über pol. u. gelehrte Zeitungen . . . zu Frankfurt a. M. Frkf. 1802.



nehmens, bis endlich der Buchdrucker Anton Heinscheidt es wagte und das Blatt 1722 unter einem unendlich langen pomphaften Titel, aus dem nur die Hauptbezeichnung „Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten" herausgehoben sei, ins Leben treten ließ. Aber die Buchdrucker, die das Privilegium abgelehnt hatten, waren dabei von einem ganz richtigen Urteil geleitet worden; die Gemeinnützlichkeit des neuen Anzeigeblattes wurde vom Publikum zunächst nicht erkannt, und der Verleger hatte mit vielen Schwierigkeiten und auch mancherlei Possenstreichen zu kämpfen. Sehr oft neckte man ihn mit falschen Einsendungen, worauf er schließlich folgende geharnischte Erklärung erließ: „Und weilen es in großen Städten auch Schnacken-Hansen und Possenreißer giebt, welche sich aus Trieb ihres niederträchtigen Gemüths und umb ihre und anderer Narrheit zu vergnügen, unterstehen möchten, Sachen zu communicieren, welche entweder nicht in rerum natura sind, oder die doch bei ihres Gleichen ein Gelächter verursachen können, so versichert man dieselben hiermit zum voraus, daß sie sich ferner vergebliche Mühe machen würden, wann sie von ihren Schnackereyen diesen auf die allgemeine Bequemlichkeit angesehenen Nachrichten etwas einverleiben lassen wollten, weil man dergleichen Thorheiten nicht annehmen wird." Die größte Gefahr drohte aber dem neuen Blatte, als in der Nr. 40 des ersten Jahrganges auf obrigkeitliche Veranstaltung die Namen der Getauften, Proklamierten, Kopulierten und Beerdigten eingerückt wurden. Die Genannten fühlten sich in ihren wichtigsten Familien-Angelegenheiten der Öffentlichkeit preisgegeben, und es liefen daher von seiten der Eltern und Verwandten die heftigsten Proteste ein. Nur allmählich erst machte man sich mit der Unverfänglichkeit und dem großen Nutzen dieser Veröffentlichungen bekannt und gab sich zufrieden. Neben den Anzeigen brachte das Blatt auch Artikel gemeinnützigen, besonders litterarischen Inhalts, und von 1802 ab auch politische Nachrichten. Sein Verbreitungsfeld besaß es fast nur in der Stadt. Nach Heinscheidt war es Eigentum des Buchdruckers Jung und dessen Erben.

Eine weit größere Bedeutung, als die Einrichtung eines Intelligenzblattes, hatte die Gründung einer dritten politischen

Zeitung durch den kenntnisreichen und geschäftsgewandten Buchhändler Franz Varrentrapp. Das Blatt erschien in französischer Sprache, weil ihm dadurch die größte Verbreitung ermöglicht wurde, und erhielt den Titel „L'Avant-Coureur". Es zeichnete sich gleich anfangs durch eine ansprechende Darstellung, einen gewissen Freimut und große Reichhaltigkeit aus und wurde auch von geschickten Redakteuren, von denen besonders Antoine de la Barre de Beaumarchais, der später päpstlicher Bibliothekar wurde, und der geistreiche Schriftsteller de Minutoli zu nennen sind, stets auf der Höhe erhalten. Dadurch gewann es nach und nach einen außerordentlich weiten Leserkreis, ging nach Frankreich, England, Rußland und wurde sogar in Venedig regelmäßig nachgedruckt.

Dieser Erfolg bestimmte Varrentrapp, von 1741 ab auch noch eine Zeitung in deutscher Sprache unter dem Titel „Frankfurter Berichte von den Staats-, Kriegs- und Friedensangelegenheiten in- und außerhalb Europa" herauszugeben. Auch hier war er wieder sehr glücklich in der Wahl ausgezeichneter Redakteure. Zunächst leitete Christian August von Beck aus Langensalza, später kaiserlicher Hofrat und Reichsreferendar, dann Dr. Lohenschild, nachmals Professor in Tübingen und weiterhin der spätere Syndikus der Reichsstadt Wimpfen Bender das Blatt. Alle wußten den Inhalt interessant zu gestalten und die Leser auch durch eine große Fülle von Nachrichten zu befriedigen, so daß auch diese Zeitung sich rasch aufs günstigste entwickelte. Allein mitten in diesem hoffnungsfreudigen Gedeihen wurde plötzlich beiden Zeitungen der Garaus gemacht. Am 10. April 1752 brachten die „Frankfurtischen Berichte" eine Korrespondenz aus Hamburg, in der die Entdeckung einer Verschwörung gegen die russische Regierung gemeldet wurde, und an die dann noch die Bemerkung geknüpft war: „Weil nun diese Nachricht völlig zuverlässig ist, so ist leicht zu schließen, daß die Regierung in Petersburg mit ihren innerlichen Reichs-Angelegenheiten alle Hände voll zu thun haben müsse, sich also um die auswärtigen Geschäfte nicht viel werde bekümmern und folglich die Ruhe und den Frieden im Norden nicht werde stöhren

können". Wohl hauptsächlich diese letzte Bemerkung erregte aber am Wiener Hofe großes Mißbehagen; man wünschte dort sehr, daß das mit Österreich verbundene Rußland auch weiterhin „die Ruhe und den Frieden im Norden" recht lebhaft „stöhren", d. h. Friedrich II. in Schach halten möge, und wollte darum eine andere Vermutung gar nicht ausgesprochen sehen. Es wurde daher auch dem sich damals gerade in Wien aufhaltenden russischen Großkanzler Bestuschef, einem heftigen Gegner Friedrichs II., nicht schwer, beim Kaiser Franz I. ein Mandat zu erwirken, das die sofortige Unterdrückung beider Varrentrappschen Zeitungen befahl. Und der ganz unerwartet so schwer geschädigte Buchhändler mußte sich ohne Widerrede fügen und beide Zeitungen eingehen lassen.*)

Die „Oberpostamtszeitung" und das „Journal" waren nun wieder zwanzig Jahre hindurch die beiden einzigen Blätter von Bedeutung in Frankfurt, bis 1771 ein Versuch mit einer „Handlungs-Avis-Comtoir-Zeitung" gemacht und 1772 wieder eine dritte politische Zeitung ins Leben gerufen wurde, die den Titel „Das Ristretto" erhielt.

Die „Handlungs-Avis-Comtoir-Zeitung", von dem Buchdrucker und Kaufmann Samuel Jacob Schröckh, einem Bruder des berühmten Kirchenhistorikers, gegründet, hätte eigentlich von der Kaufmannschaft lebhaft begrüßt werden müssen; allein es zeigte sich hier dieselbe Erscheinung wie bei dem Intelligenzblatte; die Kaufleute fürchteten, daß durch die Handels-Zeitung ihre Geschäftsgeheimnisse verraten werden möchten, außerdem führte der Besitzer des Intelligenzblattes Beschwerde wegen Verletzung seines Privilegiums, worauf dem Herausgeber verboten wurde, Nachrichten über Waren, Effekten-Lotterien und Lotterie-Ausspielungen zu bringen. Da nun auch Schröckh zwar ein geistvoller und witziger, aber wenig gewissenhafter Mann war, so kam sein Blatt nicht in die Höhe und konnte sich nur kümmerlich bis zum 10. Jahrgange erhalten. Später, von 1789

*) Eine ausführlichere Darstellung der Maßregelung im „Archiv für Post und Telegraphie" 1896.



bis 1791, gab dann Schröckh noch ein politisch-satirisches Wochenblatt „Der rothe Wagen“ heraus, das sich durch seinen beißenden Witz bald viele Leser erwarb, aber auch dem Verfasser so viele Unannehmlichkeiten zuzog, daß er Frankfurt verlassen mußte. Er ging nach Wien, wo er dann bald gestorben ist.

Der Begründer des „Ristretto“ war der schon als Redakteur des „Journals“ genannte Gymnasiallehrer Benedict Schiller, ein vielseitig gebildeter Mann, der das immer lebhafter sich gestaltende politische Leben mit dem regesten Interesse verfolgte. So hegte er denn auch schon seit Jahren den Wunsch, eine eigene politische Zeitung herauszugeben und wußte sich endlich 1771 ein kaiserliches Privilegium für eine solche zu erwirken. Allein sein Konsistorium mißbilligte diese geschäftliche Unternehmung, und deshalb erschien das Blatt von vornherein im Verlage der „Schillerschen Erben“. Konsistorium und Rat wollten diese Umgehung der Wahrheit jedoch lange nicht gelten lassen, Schiller wurde wiederholt bestraft, wußte aber doch schließlich durchzusetzen, daß man ihm den Betrieb des Geschäftes stillschweigend gestattete. Das Blatt wendete sich besonders an protestantische Leser und fand, da es sich auch durch große Mannigfaltigkeit auszeichnete, hauptsächlich einen bedeutenden Absatz in den beiden Hessen, ging aber auch noch weiter hinauf bis nach Kopenhagen und Stockholm. Zu Anfang der siebziger Jahre war der Sprachlehrer Beyer der Redakteur, von 1787 ab der Sohn des Begründers, der fürstl. hess.-darmst. Rat und Doktor der Rechte Georg Ludwig Schiller, der der Zeitung eine solche Bedeutung zu geben wußte, daß sie geradezu als eine authentische Quelle galt.

Gegen Ende des Jahrhunderts siedelte dann noch ein höchst merkwürdiges Blatt, „Der Neuwieder“, nach Frankfurt über. Es war 1785 von dem Rat von Tonder, einem vielgereisten Manne von großer Menschenkenntnis, in Neuwied gegründet worden und wurde in volkstümlicher Sprache, zum Teil in Versen, geschrieben, auch bot es allerlei Kupferstiche, Vignetten und emblematische Figuren. Der französischen Revolution stellte es sich abwehrend gegenüber. Seit 1801 nannte es sich „Reich der Todten“. In den breiten Schichten des Volkes gewann es nach

und nach eine sehr große Verbreitung, war für den kleinen Mann das maßgebende Organ und in kleinen geistlichen Staaten, wie z. B. in Ellwangen, oft die einzig gelesene Zeitung. Infolgedessen hatte es eine außerordentlich starke Auflage, wurde aber trotzdem an vier Orten, zu Prag, Brünn, Preßburg und Pest, fortwährend nachgedruckt.

Endlich wurden seit dem Ausbruch der französischen Revolution auch wieder verschiedene Versuche mit französischen Zeitungen gemacht, es hielt sich aber bis in die Zeiten des Großherzogtums hinein nur das „Journal de Frankfort“, das täglich erschien. Hauptinteressent desselben war der Chevalier de Cologne, der in Ansbach lebte, Redakteur zunächst der feingebildete Jean Baptiste François Lemaire aus Nancy, dann der Abbé Alexis Hemmcart aus Laon. Da die Redakteure sich einer vornehmen und ruhigen Schreibweise befleißigten, auch die bequeme große Quartform des Blattes und der schöne Druck sehr ansprachen, fand das Blatt besonders nach Süden hin eine weite Verbreitung, sogar bis nach Egypten.

Die übrigen französischen Journale, das „Journal français politique historique“, das „Nouveau Journal de Francfort“ und der „Courier du Bas-Mein“, fristeten nur ein ephemeres Dasein.

Die allgemeine Entwickelung der Frankfurter politischen Zeitungen im achtzehnten Jahrhundert war somit eine mannigfaltige und auch vorwärts strebende, immerhin entsprach sie nicht dem geistigen Leben, das sich mehr und mehr in der ganzen Nation entfaltete. Denn die Oberaufsicht in Wien griff oft mit brutaler Faust ein, und auch die reichsstädtische Behörde legte den Blättern viele Fesseln auf. Nach mannigfachen Maßregelungen wurde schließlich 1784 für das „Journal“, das „Ristretto“ und das „Intelligenzblatt“ die förmliche Zensur eingerichtet und jedes dieser drei Blätter zur Bestreitung der Kosten zu einem jährlichen Beitrag von 100 Gulden herangezogen. Das Amt eines Zeitungszensors bekleidete zuerst der Rektor Purmann, dann der Kanzleirat Böhmer, der Senator Dr. Diehl und seit 1807 der Polizeidirektor Itzstein. Die Kaiserliche Reichsoberpostamtszeitung blieb von der

Zensur befreit und hatte es daher leicht, besonders auch durch schnellere Übermittelung der neuesten Nachrichten, die andern Blätter zu überflügeln.*)

Trotzdem erhob sich die Oberpostamtszeitung nicht zur ersten Zeitung Deutschlands, weil sie die beschränkte Weltanschauung an der Donau vertrat. Durch Friedrich war das neue geistige Leben in Deutschland geweckt worden. Mochte er in seinen eigenen Landen noch so tyrannisch jede Äußerung niederdrücken, die zu seinen Plänen und augenblicklichen Situationen nicht paßte; für das gesamte Deutschland eröffnete er neue weite Gedankenkreise, rief er ein bis dahin ganz ungeahntes Selbstvertrauen, bei vielen sogar eine überschwängliche Hoffnungsfreudigkeit hervor. „So viel Fehler der König von Preußen auch begehen mag“, schrieb Haller 1758 an Zimmermann, „er ist mehr als je der Held des Tages, und in der That, er kämpft für die Freiheit der Welt!“ Und diejenigen, die sich gegen diese neue Gedankenflut stemmten, wurden in stagnierendes Fahrwasser getrieben, aus dem sie sich nur schwer wieder flott machen konnten. Das mußte auch die Oberpostamtszeitung erfahren. Der Einfluß, den sie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland ausgeübt hatte, schwand in der zweiten schnell dahin, und das einflußreichste Blatt im Reiche wurde der „Hamburgische Unpartheyische Korrespondent“, obgleich die geographische Lage Hamburgs für das Einströmen von Neuigkeiten bei weitem nicht so günstig war, wie die Frankfurts, die Abhängigkeit von vielen innerhalb der Mauern Hamburgs angelegten fremden Postanstalten oft sehr hemmend wirkte und die in Hamburg residierenden kaiserlichen und königlichen Gesandtschaften die mannigfachsten und nicht selten übertriebensten Rücksichten verlangten. Dennoch konnte sich der „Hamburgische Korrespondent“ zur bedeutendsten Zeitung Deutschlands erheben, weil er sich unbefangen dem großen politischen Gärungsprozesse gegenüber stellte und die historischen Vorgänge

*) Creizenach, Über die Frankf. Zeitungen (Mitth. d. Vereins f. Gesch. u. Altertumsk. in Frkf. a. M., III. Bd. S. 61) und die schon genannte sehr verdienstvolle Monographie von Dr. A. Dietz, die besonders viel benutzt werden konnte.

nach ihrer wirklichen Bedeutung abzuschätzen verstand. Eine kluge Ausnutzung der Verbindungen, die sich ihm besonders durch die Schiffahrt boten, ging natürlich mit diesem klaren Verständnis für die politische Entwickelung Deutschlands Hand in Hand.

Sonderbarerweise ist der „Hamburgische Korrespondent" nicht in Hamburg selbst, sondern in dem benachbarten holsteinschen Dorfe Schiffbeck gegründet worden. Der dortige Buchdrucker Holle kam im Jahre 1710 auf den Gedanken, seine freie Zeit durch die Herausgabe eines Wochenblättchens zu verwerten, dem er den Namen „Schiffbecker Posthorn" gab. Die Haltung der kleinen Zeitung sprach an; der Leserkreis erweiterte sich nach und nach und das ermutigte den Herausgeber, das Blatt vom 22. Juni 1712 ab wöchentlich zweimal (Mittwochs und Sonnabends) erscheinen zu lassen, zugleich mit dem dänischen Wappenschilde und unter dem neuen Titel „Aviso. Der Holsteinische unpartheyische Correspondente Durch Europa und andere Theile der Welt". Am Schluß jeder Nummer befand sich die Notiz: „Schiffbeck bey Hamburg. Gedruckt und zu bekommen in der Hollischen privilegirten Buchdruckerey, wie auff der Börse in Hamburg. Die Woche 2 Stück." *) Jedoch schon nach 1714 stellte die Zeitung aus unbekannten Gründen ihr Erscheinen wieder ein, trat dann aber 1721 aufs neue ins Leben, diesmal unter dem sehr anmaßenden Titel „Staats- und gelehrte Zeitungen des Holsteinischen unpartheyischen Correspondenten, Schiffbeck bei Hamburg, gedruckt in der hochfürstlichen Schleswig-Holsteinschen privilegirten Buchdruckerei". Und nun gewann das Blatt rasch einen breiten Boden, bürgerte sich besonders in Hamburg ein und wurde schließlich 1731 nach dort verlegt. Es erschien jetzt viermal in der Woche und bekam den Titel „Mit allergnädigster kaiserlicher Freiheit Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten", den es nun während des ganzen Jahrhunderts behielt. Von dem Buchdrucker Holle gelangte es mittlerweile in den Besitz der Familie Grund.

*) Von diesem ersten Jahrgange des „Correspondenten" hat sich ein vollständiges Exemplar nur in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen erhalten.

Die Übersiedelung nach Hamburg war gerade zur rechten Zeit erfolgt, denn schon bald, nachdem sich das Blatt in die neuen Verhältnisse hineingelebt hatte, brach die Fridericianische Epoche an, die der Zeitung die großen Schwingen verleihen sollte. Natürlich besaß die Redaktion des Blattes auch alsbald die richtige Witterung von der neuen Zeit; das geht unter anderem aus der Art und Weise hervor, wie sie im Sommer 1745 das Kriegsmanifest des Königs von Preußen gegen den sächsischen Hof veröffentlichte. Sie brachte es in dem Teil „Von gelehrten Sachen“ und erklärte dabei, daß sie künftig auch diese Stelle sehr oft der Politik einräumen werde, weil „den Zeitungslesern anjetzo mehr daran gelegen ist, wenn wir ihnen das Neueste, so in der politischen Welt vorgehet, kund machen, als wenn wir ihnen ansagen, daß ein Schriftsteller in Gnaden entbunden worden ist und die gelehrte Welt mit einer neuen Schrift erfreut hat“. Von den Leitern des „Correspondenten“ in jener Zeit verdienen besonders vier genannt zu werden: der braunschweigische Legations-Rat Georg Heinrich Zinke, der sich auch als Schriftsteller bekannt machte, indem er in dem Gottschedschen Streite mit den Schweizern für die Anschauungen Bodmers eintrat, der Magister C. E. G. Rudolphi, ein Verwandter von Karoline Rudolphi, einer seiner Zeit viel geschätzten Dichterin warm empfundener geistlicher Lieder, der Licentiat Albrecht Wittenberg, ein geistreicher aber sehr reizbarer Mann, der mit dem Zensor Klefeker fortwährend in Streit geriet und daher 1769 seine Stelle aufgeben mußte, und der Redakteur Leister, ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten und von unermüdlicher Thätigkeit. Seine Begeisterung für seine Zeitung war so groß, daß er selbst in Krankheitsfällen die Redaktion nicht abgab, und noch nach seinem Rücktritt, den ein schweres Leiden 1794 gebieterisch forderte, es sich noch angelegen sein ließ, seinen Nachfolger, den auch als statistisch-historischen Schriftsteller bekannten Magister Philipp Dietrich Heinrich Stöver, mit Rat und That zu unterstützen.

Bei dieser umsichtigen und geschickten Leitung geriet der „Correspondent“ denn auch selten in Unannehmlichkeiten und Konflikte mit den Regierungen. Nur Kaiser Paul I., der Feind

Englands, fühlte sich bewogen, das Blatt in ganz Rußland zu verbieten; sein Nachfolger Alexander hob das Verbot aber bald wieder auf.

Doch nicht nur der Geist, von dem der „Correspondent“ getragen wurde, auch die vielen Nachrichten an sich, die er brachte, und schließlich auch die Fülle von Inseraten, die für die ganze Handelswelt wichtig waren, machten die Zeitung zu der bedeutendsten Deutschlands. Die Eigentümer sorgten dafür, daß sie nach und nach eigene Berichterstatter in allen größeren Residenzen, Handels- und Seeplätzen hatten. Viel früher als die Besitzer aller anderen deutschen Zeitungen stellten sie einen Korrespondenten in London an; es war ein deutscher Sprachlehrer Bachmeyer. Auch für die Ausführlichkeit der Nachrichten aus Paris sorgten sie in umfassendem Maße. Dagegen war der litterarische Teil lange Zeit kümmerlich; dann und wann diente er, wie in den Jahren 1753 und 54, zum Kampfplatz gelehrter Streitigkeiten, namentlich zwischen Lessing und Lange. Die Inserate strömten wegen der weiten Verbreitung der Zeitung aus vielen Staaten in solcher Menge herbei, daß sie nicht selten erdrückend auf den redaktionellen Teil wirkten. Unter ihnen befanden sich nicht nur kaufmännische Anzeigen, sondern auch solche von Gerichtshöfen, sofern die Bekanntmachungen in ganz Deutschland gelesen werden sollten. Die Auflage war für die damaligen Verhältnisse sehr groß; sie wurde im Jahre 1800, als die „Times“ nur erst in 8000 Exemplaren aufgelegt wurde, auf 28 bis 30000 Exemplare geschätzt. Für die abgehenden Schiffe wurden allein 4000 Exemplare ohne besondere Bestellung gedruckt und abgesetzt. 12 Pressen waren mit dem Druck beschäftigt. Diese schwerfällige Herstellungsweise brachte es denn auch mit sich, daß der Reingewinn verhältnismäßig gering war; ein Hamburger Schriftsteller giebt ihn im Jahre 1794 auf 12000 Mark-Banko (1 M.-B. = 1 Mark 52 Pf.) an.

Bei der großen Zuverlässigkeit der Nachrichten des Korrespondenten wurden diese von der ganzen europäischen Presse außerordentlich viel nachgedruckt, und in Warschau erschien von 1788 ab mehrere Jahre hindurch sogar eine französische Übersetzung

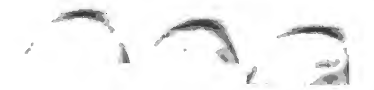
von dem ganzen Blatte unter dem Titel „Gazette de Hambourg“. Von 1798 ab kam auch in Hamburg selbst eine „Gazette de Hambourg“ heraus, die fast nur aus Übersetzungen aus dem „Correspondenten“ bestand.

Im Jahre 1766 erwuchs dem „Correspondenten“ eine Konkurrenz durch die „Kaiserlich-privilegirte Hamburgische neue Zeitung“, gegründet von Johann Wolfgang Hoeck. Das kaiserliche Privileg datierte vom 23. März 1766. Die Mittel zu dieser Gründung erhielt Hoeck wahrscheinlich von dem begüterten Legationsrate Polycarp August Leisching, der, als Hoeck bereits nach wenigen Monaten starb, den ihm befreundeten Johann Wilhelm Dumpf nach Hamburg berief und diesem am 9. Sept. 1766 von der Witwe Hoeck das Privilegium cedieren ließ. Dumpf leitete sodann die Zeitung bis 1771, in welchem Jahre er als Pagenhofmeister nach Gotha ging. Von 1771 bis 1789 gab sodann Johann Heinrich Dimpfel das Blatt heraus und von 1789 bis 1811, in welchem Jahre es einging, Victor Ludwig Klopstock, der Bruder des Dichters der „Messiade“.

Der Ton dieser Zeitung war etwas flotter und kecker, als der des „Correspondenten“; es kam daher bei ihr zu mehr Konflikten. 1788 zeigte sich der preußische Hof sehr erzürnt, weil die „Neue Zeitung“ das Wöllnersche Religions-Edikt unter dem Titel „Pour le retablissement de l'insipidité“ zum Abdruck gebracht hatte; 1798 fühlte sich die Reichsfriedens-Deputation zu Rastatt durch einen Artikel über mehrere Mitglieder des Kongresses beleidigt und ließ durch den Abgeordneten der Reichsstadt beim Hamburger Senat förmliche Beschwerde führen. Einen großen Leserkreis erwarb sich die Zeitung gleich zu Anfang der siebziger Jahre durch ihre umfangreichen und von gründlicher Kenntnis der Verhältnisse zeugenden Korrespondenzen aus Kopenhagen während der Vorfälle bei und nach der Verhaftung des Grafen Struensee. Später zeichneten sich die Artikel aus Berlin, Paris und Nord-Amerika aus. Über die Hamburger Angelegenheiten schwieg auch die „Neue Zeitung“, wie der „Correspondent“, fast vollständig. Die obrigkeitliche Zensur ließ eine Besprechung der Vorfälle in der eigenen Stadt nur in den seltensten Fällen und

dann auch nur in gedrängter Kürze zu. Selbst Ereignisse wie die preußische Occupation von Ritzebüttel und Cuxhaven wurden nur leise berührt. Dagegen bot der litterarische Teil eine große Mannigfaltigkeit. Hier waren der Historiker J. G. Büsch, der sich durch ein „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte" und verschiedene Schriften über Handelswissenschaft einen geachteten Namen machte, und der Liederdichter und Dramatiker H. W. von Gerstenberg eifrige Mitarbeiter. Von den Leitern der Zeitung ist besonders der berühmte Encyklopädist Johann Samuel Ersch, der das Blatt von 1795 bis 1800 redigierte, zu nennen.

Im selben Jahre, in welchem Hoeck die „Neue Zeitung" gründete, rief er auch noch (wahrscheinlich ebenfalls mit Leischings Gelde) eine Handelszeitung, „Hamburgische Adreß-Comtoir-Nachrichten," ins Leben. Das Blatt erschien zweimal wöchentlich in Quart und brachte neben den Handelsnachrichten auch einen gedrängten Abriß der wichtigsten politischen Neuigkeiten. Nach Hoecks frühem Tode besorgten auch hier nacheinander Dumpf, Dimpfel und Victor Ludwig Klopstock die Herausgabe des Blattes. Sehr lebhaft unterstützt wurde das Unternehmen durch den vielbewanderten J. G. Büsch, der eine große Menge von Aufsätzen lieferte. Vom Herbst 1768 bis Ende 1769 war auch der Dichter Matthias Claudius in der Redaktion beschäftigt und schrieb für das Blatt sowohl poetische, wie auch prosaische Beiträge. Trotz des mancherlei Interessanten, das geliefert wurde, soll sich die Auflage um 1800 aber doch nur zwischen 2500 und 3000 Exemplaren bewegt haben, und als dann die schwere Franzosenzeit kam, mußten auch die „Adreß-Comtoir-Nachrichten" 1811 ihr Erscheinen einstellen. Allein nach dem Schlusse des Krieges lebten sie wieder auf. Das Privilegium dazu wurde vom Senate Johann Christian Leisching ertheilt; das Wiedererscheinen der „Neuen Zeitung" ward jedoch nicht gestattet, aber es wurde wenigstens der Name erhalten, denn vom 2. Februar 1826 ab erschienen die „Adreß-Comtoir-Nachrichten" unter dem Titel „Hamburgische Neue Zeitung und Adreß-Comtoir-Nachrichten," zugleich geschmückt mit dem großen Hamburger Wappen. Nach dem Tode J. Ch. Leischings 1825 ging der Verlag des



Blattes an J. H. F. Donner über und erschien nun noch bis zum Schlusse des Jahres 1846.

Ein zweites Intelligenzblatt endlich, eine Konkurrenz der „Wieringschen Zeitung,“ erstand in den „Privilegirten wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg“ bei Hermann am Fischmarkt 1724. Nach einiger Zeit kam es zweimal in der Woche heraus und erzielte nach und nach eine Auflage von fast 5000 Exemplaren; Bedeutung erlangte es jedoch erst im neunzehnten Jahrhundert, als es sich zu einer politischen Zeitung erweiterte.*)

---

3. Die anti-preußische Presse. Roderiques „Gazette de Cologne“, die „Gazette d'Erlangen“ von J. G. Groß und die „Gazette de Gotha“.

Die Hamburger Zeitungen erreichten somit die höchste Entwicklung im deutschen Zeitungswesen des achtzehnten Jahrhunderts, weil sie, vorab der „Correspondent“, redlich bemüht waren, ihren Lesern ein möglichst gleichmäßig ausgeführtes Weltbild zu geben. Dennoch drangen sie in Deutschland nur in ganz bestimmte Kreise, vornehmlich in die protestantischen. Im katholischen deutschen Nordwesten faßten sie nicht Fuß, und daher gewann hier in den bewegten vierziger und fünfziger Jahren ein anderes Blatt, das mit Leidenschaft die österreichischen und katholischen Interessen vertrat, ergiebigen Boden, die in französischer Sprache geschriebene „Gazette de Cologne“. Sie wurde mit großer Aufmerksamkeit nicht nur in Wien, Paris und im Haag, sondern auch in London, Petersburg, Rom und nicht zuletzt in Berlin gelesen. In vielen

*) J. v. Schwarzkopf, Politische Zeitungen und Intelligenzblätter in der freyen Reichsstadt Hamburg. (Hanseat. Magazin, herausgeg. v. J. Smidt. Bd. 6, S. 314—337); G. Kowalewski, Zur Gesch. d. hamburgischen Zeitungswesens. (Mitt. d. Vereins f. Hamb. Gesch. Bd. VII, Heft 1. Nr. 5) und gütige Mitteilungen des Herrn Senatssekretärs Dr. Hagedorn in Hamburg, nach denen die Angaben Schwarzkopfs an verschiedenen Stellen berichtigt werden konnten.

diplomatischen Schriftstücken und Briefen wird sie erwähnt, und Friedrich II. macht seinem Zorn gegen ihren Herausgeber sogar einmal in einer poetischen Epistel Luft. Er schreibt an den General Bredow:

> A Cologne vivait un fripier de nouvelles,
> Singe de l'Aretin, grand faiseur de libelles,
> Sa plume était vendue et ses écrits mordants
> Lançaient contre Louis leurs traits impertinents u. s. w.

Dieser „Neuigkeitskrämer“ war der 1697 zu Malmedy geborene Wallone Johann Ignaz Roderique, ein in der Dialektik vorzüglich geübter, sehr sprachgewandter und vielseitig gebildeter Mann, der eine Zeitlang dem Jesuitenorden angehört, dann mannichfache Reisen durch Deutschland und Frankreich gemacht und sich schließlich 1731 in Köln niedergelassen hatte, um an der dortigen Universität historische Vorlesungen zu halten. Diese brachten ihm aber nur wenig ein, und da er sich mittlerweile auch verheiratet hatte und auf eine bessere Einnahmequelle bedacht sein mußte, so kam er auf den Gedanken, eine Zeitung zu gründen. „Die in Holland gedruckten französchen Zeitungen“, schrieb er in seinem Gesuch um Erteilung eines Privilegiums an den Rat, „womit Deutschland gleichsam überschwemmt wird, thun niemals die geringste Meldung von ihren eigenen, noch auch von engländischen Sachen, sind also in zwei Hauptstücken mangelhaft. Am allermeisten aber ist in denselben mit dem größten Fug und höchsten Unwillen zu mißbilligen, daß die heilige katholische Religion bei jeder Gelegenheit auf das empfindlichste mitgenommen wird. Da nun bei einer in dieser freien Reichsstadt gedruckten französischen Zeitung diese und dergleichen Fehler nicht mehr anzutreffen, hingegen all' die Vortheile zu finden sein würden, die aus der unvergleichlichen Lage dieser Stadt mitten in dem centro aller europäischen Staaten können geschöpft werden, ist im Geringsten nicht zu zweifeln, daß eine mit Euer Gnaden hohen privilegio an das Licht tretende französische Zeitung wohl aufgenommen, dieser freien Reichsstadt zum Ruhm und splendeur und mehr denn einem Bürger zum Nutzen gereichen, wie auch der katholischen Religion zum Besten gedeihen würde.“ Diesem Gesuche

entsprach der Rat sehr gerne, und auch der Kaiser gewährte ein Privilegium, wodurch Roderique das „Vorrecht“ erlangte, sein Blatt vor der Ausgabe in Köln nicht erst der dortigen Zensur unterwerfen zu müssen. Darauf erschien die „Gazette de Cologne“ gegen Ende 1734 zu dem jährlichen Abonnementspreise von 4 Rthlrn. Sehr bald verschaffte sich das Blatt durch gute Verbindungen Verbreitung und Geltung; besonders eifrig wurde es in den diplomatischen Kreisen gelesen; der König von Preußen bezog es durch den Clevischen Postmeister in Wesel. Seine intensivste Wirkung übte es natürlich während des großen Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich aus. Gleich beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges trat Roderique für Österreich ein und wandte sich mit Heftigkeit gegen Preußen, über dessen Kriegsoperation er nur ungünstige Nachrichten brachte. Der beim rheinisch-westfälischen Kreistage accreditierte, in Köln wohnende preußische Resident von Rohde meldete nach Berlin, daß diese falschen Nachrichten dem Roderique durch den österreichischen Residenten von Bossart zugetragen würden, und erhielt darauf den Auftrag, Roderique zu bestimmen, auch die in preußischem Sinne sprechenden Mitteilungen zum Abdruck zu bringen. Allein Roderique weigerte sich, und da auch eine Beschwerde beim Rate der Stadt nicht zum Ziele führte, so griff Friedrich in seiner derben Art zur Selbsthülfe und wies den Residenten von Rohde an, 100 Dukaten zu verwenden, um den Zeitungsschreiber „mit einer Tracht Prügel“ (so ist der aktenmäßige Ausdruck) zur Handhabung der Parität in seiner gazette zu bringen. Der Resident fand denn auch alsbald einen handfesten Kölner, der sogar schon für 50 Dukaten dem widerwilligen gazettier in der von Friedrich gewünschten Weise „Raison“ beibrachte; und nunmehr bequemte sich Roderique, die Kriegsberichte aus den Berliner Zeitungen neben den österreichischen zu geben und zugleich um Verzeihung zu bitten. Doch kamen bald neue Klagen von Berlin, und der Resident von Rohde mußte Roderique erklären, entweder würde man auch noch die übrigen 50 Dukaten verwenden, oder ihm womöglich das Zeitungsschreiben ganz legen. Darauf bat Roderique wieder um Verzeihung; er habe geglaubt, daß er mit der Auf-

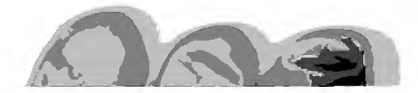
nahme der Berliner Berichte alles gut gemacht habe, werde sich aber in Zukunft noch mehr hüten, anzustoßen. Herr von Rohde hatte aber wenig Vertrauen zu diesen Versicherungen. Roderique werde, so meldete er nach Berlin, schwerlich Wort halten; mit den Erfolgen Österreichs wachse die Malice und der Einfluß der „Gazette de Cologne“.*) Die Zukunft gab auch dem Herrn von Rhode recht; es kam noch zu vielen Differenzen zwischen Roderique und der preußischen Regierung, ohne daß diese mit ihren Beschwerden etwas Namhaftes erreichen konnte, dagegen wuchs der Einfluß Roderiques an den katholischen Höfen beständig, auch wurde der gewiegte Kenner der politischen Verhältnisse wiederholt aus diesen Kreisen um seinen Rat und sein Gutachten angegangen, namentlich vor Beginn der Aachener Friedensunterhandlungen. Für seine Dienste erhielt er den Titel eines österreichischen und bayrischen Hofrats und eines apostolischen Syndikus. Doch auch klingende Münze brachte ihm sein Zeitungsgeschäft reichlich ein, so daß er sich bereits 1743 ein stattliches Haus kaufen und rege Geselligkeit pflegen konnte.

Als Roderique 1756 starb, ging seine Zeitung auf seinen Neffen Caspar Anton Jacquemotte über, der auf Wunsch seines Oheims seinem Namen den Zusatz de Roderique gab. Allein Jacquemotte leitete das Blatt nur neun Jahre, bereits 1765 ging auch er mit Tode ab, und nun gab es seine Witwe Maria Theresia, geborene de Laid, heraus. 1770 war eine Maria Barbara de Laid directrice de la gazette; ihr zur Seite stand der Stabloer Hof- und Regierungsrat Heinrich Joseph de Laid als Vormund der minorennen Maria Theresia Jacquemotte de Roderique. Im Jahre 1776 wurde die Zeitung vom Abbé Jeaurinvilliers und 1785 von N. Madigné redigiert. Ihre Bedeutung hatte sie längst verloren, und spurlos ist sie dann untergegangen.**)

Die sonstigen Zeitungen, welche im achtzehnten Jahrhundert in Köln erschienen, blieben durchweg unbedeutend. Die Pfeiffersche

*) Droysen, S. 10 u. 11.

**) Ennen, S. 34—65.



Postzeitung (Vergl. S. 80) wurde nach Pfeiffers im Jahre 1717 erfolgten Tode von dessen Witwe fortgesetzt, die Frankenbergschen Blätter kamen, so scheint es, in den Besitz der Witwe Kramer, denn diese gab in der Mitte des Jahrhunderts wöchentlich zwei Blätter heraus, die, da die Verlegerin vor St. Paulus in dem Hause „Zum Bäumchen" wohnte, allgemein die „Bäumchens-Zeitungen" genannt wurden. Daneben ließ noch ein Friedrich Albert Herckenrath ein „Historisches Journal" erscheinen, das aber trotz seines vornehmen Titels auch nur ein Blatt „des gewöhnlichen Post-Zeitungs-Stils" war. Ferner kamen noch ein „Mercurius", ein „Eilfertiger Welt- und Staatsbote", zwei Intelligenzblätter (von etwa 1760 ab), verschiedene lateinische Zeitungen für den Klerus ꝛc. heraus, und selbst das kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amt rief am 1. Januar 1763 eine Zeitung ins Leben. Aber alle diese Blätter blieben unbedeutend; selbst die „Kayserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung", welche viermal wöchentlich, am Montag, Diestag, Freitag und Sonnabend, erschien und natürlich mit besonderer Betonung die Interessen Österreichs vertrat, „welches", wie es in der Abonnementseinladung hieß, „bis zu der Welt Ende dauern werde", erhob sich nicht über das Niveau der andern Zeitungen. Doch ist sie insofern von Bedeutung, als aus ihr sich die heutige „Kölnische Zeitung" entwickelte. Denn als im Jahre 1794 die Franzosen Köln besetzten und jede Verbindung mit dem Reichspostmeister aufhörte, setzte der bisherige langjährige Redakteur und Postbeamte Johann Arnold Otten die Zeitung unter dem Titel „Post-Amts-Zeitung" fort und ließ sie auch, wie es bisher der Fall gewesen, bei Schauberg-Erben drucken. Einige Jahre später — das linke Rheinufer und mit ihm Köln war inzwischen der französischen Republik einverleibt worden — ging das Blatt an den Kölner Bürger Franz Köntgen über, der es jetzt einfach „Kölner Zeitung" nannte. Der Abonnementspreis blieb wie bisher 12 Franken jährlich. Redakteur wurde der ehemalige Professor am Laurenzianer Gymnasium Lugino. Der erhoffte Aufschwung der Zeitung blieb aber aus, so lebhaft auch Lugino versicherte, „nur mit der Aegide oder dem heiligen Schilde der Wahrheit aufzutreten", so daß Köntgen schließlich ganz gern

am 9. Mai 1802 das Blatt an die Erben Schauberg und den Präfekturrat J. M. Nicolaus du Mont für ein Billiges verkaufte. Er machte sich auf Lebenszeit eine monatliche Rente von 2 Kronenthalern aus, denen noch ein halber Kronenthaler hinzugefügt werden sollte, falls die Zahl der Abonnenten auf 400 stiege. Die neuen Eigentümer konnten aber die Auflage nicht über 250 Exemplare bringen, weshalb sich der Präfekturrat du Mont noch in demselben Jahre aus dem Geschäfte zurückzog. Die Erben Schauberg mühten sich darauf noch einige Jahre erfolglos ab und würden dann gewiß das Blatt haben eingehen lassen, wenn nicht ein junger, rühriger Rechtsgelehrter Marcus du Mont, der eine der Schaubergschen Erben, die Maria Katharina Jacobine Schauberg, heiratete, am 10. Juni 1805 die Druckerei und die Zeitung für 1400 Thaler erworben und auch die Redaktion des Blattes übernommen hätte. Mit seinem scharfen Blick für das Zeitgemäße, seiner Energie und Umsicht rettete er das Blatt vor dem Untergange und brachte die Zahl der Abnehmer bereits im ersten Jahre auf 400. Die weitere Entwickelung des Blattes wird im nächsten Kapitel, das sich mit dem Schicksale der deutschen Presse unter der Fremdherrschaft zu beschäftigen hat, zu schildern sein.

Die „Gazette de Cologne“ war jedoch nicht das einzige in französischer Sprache geschriebene Blatt, das Friedrich II. bekämpfte, auch in Erlangen erschien seit 1741 ein solches, und diese „Gazette d'Erlangen“ gebährdete sich noch viel gehässiger, als ihre Kölner Kollegin. Aber in der diplomatischen Welt besaß sie weder die ausgezeichneten Quellen, noch den großen Einfluß der „Gazette de Cologne“. Immerhin hat auch sie dem Könige manche bittere Stunde bereitet. Ihr Herausgeber war der Professor Johann Gottfried Groß, ein früherer preußischer Gymnasiallehrer, der außerdem auch noch ein kleines deutsches Blatt, „Auszug aus der neusten Weltgeschichte“ redigierte. Als hervorragender Mitarbeiter an der Gazette wurde der Erlanger Universitätskanzler Superville betrachtet, „der mit S. M. sehr malcontent zu sein sich verlauten lassen, weil S. M. ihm nicht genug Distinction erwiesen habe.“ Es war dies derselbe Super-



ville, dem die Markgräfin von Bayreuth, die Schwester Friedrichs II., ihre Memoiren zum Zwecke der Herausgabe vermachte. Die Angriffe der „Gazette d'Erlangen“ auf Preußen waren so boshaft und so unablässig, daß Friedrich II. sich wiederholt beim Markgrafen von Bayreuth, zu dessen Markgrafschaft Erlangen gehörte, und ebenso bei seiner Schwester, beschwerte. „Vous avez souffert“, schrieb er am 16. April 1746 an diese, „qu'un faquin de gazetier d'Erlangen me déchirât publiquement deux fois par semaine; au lieu de le punir on le laissa évader“. Allein die markgräfliche Regierung beeilte sich nicht sonderlich, dem Wunsche des Königs zu entsprechen, und machte sie wirklich einmal Miene dazu, so zog sich Groß rechtzeitig in die Mauern der benachbarten Reichsstadt Nürnberg zurück, oder er entwich auch wohl nach Wien. Unter diesen Umständen konnte er seine Verlästerungen des Königs bis zu seinem Tode fortsetzen, der 1768 erfolgte.

Auch die „Gazette de Gotha“ ist noch zu den französisch geschriebenen preußenfeindlichen Blättern zu zählen. Sie spiegelte die Anschauungen des Hofes von Gotha, vorab die der philosophischen Herzogin, wider. Der preußische Resident bei den ernestinischen Häusern, Kriegsrat Backhoff Freiherr von Echt, bemühte sich im Dezember 1744 vergeblich, einen wahrheitsgetreuen Bericht über den Rückzug der Preußen aus Böhmen in die „Gazette de Gotha“ zu bringen. Einen größeren Einfluß gewann jedoch das Blatt nicht.*)

---

4. Die übrige Zeitungslitteratur Deutschlands. Die „Leipziger Post-Zeitung“, die Blätter in Dresden, Bautzen, Plauen, Schnepfenthal, Erfurt. Die Unternehmungen des Rud. Zacharias Becker. Die Zeitungen von Kassel, Hanau, Hildesheim, Braunschweig, Hannover, Osnabrück, Bremen, Lübeck, Rostock, Schwerin und Altona. Die Blätter im Flußgebiete des Rheins und in Süddeutschland. Die Kläglichkeit der österreichischen Zeitungen.

Das Bild von der sonstigen Zeitungslitteratur Deutschlands im achtzehnten Jahrhunderte braucht nur in kurzen Strichen gezeichnet

*) Droysen, S. 9.

zu werden. So ziemlich alles, was sich zeigt, ist unbedeutend. Die meiste journalistische Regsamkeit findet sich noch in Leipzig. Dort genoß nach wie vor die „Leipziger Post-Zeitung“ das Privilegium, daß nur sie allein in ganz Sachsen „einige historisch-politische Zeitungen oder wöchentliche Blätter, welche Zeitungsartikel enthalten“, drucken und ausgeben durfte. Wie bisher wurde sie vom Staate verpachtet. Nach Kees d. J. (Vergl. S. 79) waren während des achtzehnten Jahrhunderts Pächter der Kammerkommissarius Sebastian Evert, der das Blatt gegen eine jährliche Pachtsumme von 2400 Thalern bis 1732 inne hatte, der Accisrat und Geheime Kämmerer Moritz Georg Weidemann und später dessen Witwe gegen eine Pacht von 2600, später 2750 Thalern bis zum Jahre 1764, der Kammerkommissarius und Botenmeister Johann Andreas May gegen 2404, später 2500 Thlr. bis 1778, der Notarius Ch. L. Boxberg gegen 7070, später nur 6900 Thlr. bis 1797 und der Advokat F. W. Scharf gegen 7810, später 9050 Thlr. bis 1810. Unter Evert wurde auch eine lateinische Ausgabe eingerichtet, die jedoch nur wenig Absatz fand und daher 1766, als ihre Auflage bloß noch 100 Exemplare betrug, wieder in Wegfall kam. Der innere Gehalt der Zeitung besserte sich in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts wenig. Eine ausgiebige Besprechung fand der Lawsche Aktienschwindel in Frankreich, ferner die Zurücksendung der dem Könige von Frankreich zur Gemahlin bestimmten Infantin von Spanien, welche eine „Affaire“ genannt wurde, die, „sie sei wie sie wolle, von einer solchen Beschaffenheit ist, daß sie zu einer general Veränderung nicht nur in gantz Europa, sondern auch in den entlegendsten Königreichen und Ländern Anlaß gegeben und noch geben kann, dergestalt, daß, wo Gott nicht die Herzen der Könige regieret, zu befürchten stehet, es werde diese unvermuthete Prozedur noch viele Unruhe verursachen“. Die befürchtete „Generalveränderung“ trat indessen bekanntlich nicht ein. Auch der bekannte Besuch des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Dresden 1728 wurde eingehend geschildert. Der Pächter Weidemann mußte eine sehr scharfe Zensur des vielberufenen Ministers Brühl erdulden; er durfte über sächsische Angelegenheiten nur noch ganz kurz refe-



rieren und von 1750 überhaupt gar keine Nachrichten aus Sachsen mehr bringen. Noch schlimmer erging es der Witwe Weidemann während des siebenjährigen Krieges. Kaum war Leipzig in preußischen Händen, berichtet C. D. von Witzleben, so ward die Zeitung unter preußische Zensur gestellt. Diese verfuhr mit äußerster Strenge. Einer Menge Artikel, die in fremden Blättern ohne Anstand abgedruckt worden waren, wurde, wenn sie sich im Entferntesten gegen Preußen richteten, die Aufnahme verweigert; aus Polen, dem zeitweiligen Sitze des Königs Friedrich August und seiner Regierung, durfte nicht eine Silbe gebracht werden. Dagegen wurde die Zeitung von den preußischen Machthabern zu heftigen Angriffen gegen Österreich benutzt, worauf dies den Vertrieb der Zeitung allen Reichs- und kaiserlichen Postämtern untersagte. Damit hörte aber der ganze Absatz der Zeitung nach Süd- und Westdeutschland, sowie nach Österreich auf. Hierzu kam das Auftauchen einer Menge neuer Zeitungen und Intelligenzblätter im Kurfürstentume, da die preußischen Behörden sich um das Weidemannsche Privilegium nicht kümmerten und ihm keinen Schutz gewährten. Endlich gingen während des Krieges auch die Abonnementsgelder unregelmäßig und unsicher ein, oder sie wurden in den von den Preußen ins Land gebrachten minderwertigen Münzsorten bezahlt, während die Zeitungspächterin ihre Zahlungen außerhalb Sachsens in vollwichtigem Gelde bewerkstelligen mußte; ja, es geschah sogar wiederholt, daß die Zeitungsgelder von den preußischen Behörden mit Beschlag belegt, oder die Zeitungskasse zwangsweise zu Vorschüssen genötigt wurde. Infolgedessen ging das ganze Geschäft der Witwe Weidemann mit Riesenschritten zurück. Die Auflage sank von 1150 Exemplaren im Jahre 1756 schon im folgenden auf 825 herab, und von Gewinn war bald keine Rede mehr. Im Jahre 1758 mußte ein Verlust von 1048 Thalern konstatiert werden. Es wurde daher ein Arrangement mit der sächsischen Regierung angebahnt. Der Inhalt der Zeitung war während dieser Zeit der Kläglichkeit der äußeren Situation entsprechend. Die einzige Verbesserung ist die Umänderung des Titels im Juli 1734 in „Leipziger Zeitung“, welche Bezeichnung bis heute beibehalten worden ist. Unter der Mayschen

Verwaltung hob sich dann die Zeitung wieder; die Stürme des Krieges waren vorüber, und zwei ausgezeichnete Redakteure, zunächst der unermüdlich thätige und durch umfassende historische Kenntnisse unterstützte Magister Gottlieb Schumann, der das Blatt bis 1769 leitete, dann der ausgezeichnete Sprachforscher Adelung, der es bis 1787 redigierte, wußten ihm einen wertvolleren Inhalt zu geben, was vom Publikum auch sehr bald anerkannt wurde. Unter der Voxbergschen und Scharfschen Pachtperiode entwickelte sich das Blatt rasch noch weiter. Die Ereignisse der französischen Revolution machten alle Welt auf die Meldungen der Zeitungen gespannt, und die „Leipziger Zeitung“ zeigte sich besonders zuverlässig unterrichtet und beobachtete auch eine besonnen-ruhige Haltung. Mit der Schnelligkeit der Übermittelung der Nachrichten sah es freilich noch schlimm aus. So konnte z. B. die Nachricht von Robespierres am 27. Juli 1794 erfolgtem Sturze, ungeachtet sie der Zeitung auf außerordentlichem Wege zuging, erst am 11. August 1794 veröffentlicht werden; die Pariser Nachrichten bedurften mithin noch am Ende des vorigen Jahrhunderts auch bei äußerster Schnelligkeit der Beförderung eines mehr als vierzehntägigen Zeitraums, um nach Leipzig zu gelangen. Die pekuniären Verhältnisse nahmen einen besonderen Aufschwung durch das immer häufigere Auftreten der Inserate. Die Sitte, Familiennachrichten in der Zeitung zu veröffentlichen, beginnt mit dem Jahre 1790. Es sind Todesanzeigen, die zuerst erscheinen; dann tauchen 1794 die Vermählungsanzeigen auf, denen 1797 die Geburtsanzeigen folgen. Die Verlobungsanzeigen wagen sich erst von 1816 ab hervor; hier war die Scheu vor der Öffentlichkeit am schwersten zu überwinden. Für die gerichtlichen Bekanntmachungen des Kurfürstentums wurde mit dem Jahre 1797 der Zwang, in der „Leipziger Zeitung“ zu inserieren, eingeführt und dem Blatte überdies die Priorität gesichert.*)

Mit diesen lukrativen Vorrechten ausgestattet, und überhaupt nach jeder Seite hin in kräftiger Entwickelung begriffen, ging das

*) v. Witzleben, S. 29—64.



Blatt in das neunzehnte Jahrhundert hinein, wo aber nur zu bald aufs neue wilde Stürme es umtosten.

Neben der „Leipziger Zeitung" blieben die anderen Blätter Leipzigs naturgemäß durchaus unbedeutend. Zu nennen ist nur das vom Vice-Ober-Konsistorial-Präsidenten von Hohenthal 1763 gegründete „Leipziger Intelligenzblatt", aus dem das heutige „Leipziger Tageblatt" hervorging, und „Der gemeinnützige Leipziger Zeitungsmann", ein Lokalblatt, das der Advokat Scharf und der Kollegiat des Frauenkollegiums K. S. Ouvrier in den achtziger Jahren ins Leben gerufen hatten, und in welchem sich die Herausgeber in einem biderben Ton an die unteren Stände wendeten. Als Scharf die „Leipziger Zeitung" übernahm, brachte er das Blatt in eine gewisse Verbindung mit der Zeitung. Später erhielt es die Bezeichnung „Leipziger Fama" und erschien unter diesem Titel bis 1849.

In Dresden erschien nur seit 1730 ein Intelligenzblatt, aus dem sich später der „Dresdner Anzeiger" entwickelte. Vor 1730, von 1718 ab, hatte man sich mit einem geschriebenen „Diarium Dresdense" beholfen, das aber ebenfalls, wie ein Chronist versichert, „von vielen nützlichen Dingen am Orte" berichtete. In Bautzen wurden 1782 die „Budissinischen wöchentlichen Nachrichten" (die heutigen „Bautzener Nachrichten") gegründet. In Plauen entstand 1776 ein „Anzeige-Blatt", das sich aber nicht entwickelte, worauf der Buchdrucker Haller 1789 ein „Intelligenzblatt" gründete, das noch heute unter dem Titel „Vogtländischer Anzeiger" besteht. Für Thüringen gab der bekannte Pädagoge Ch. G. Salzmann und nach dessen 1811 erfolgten Tode J. W. Ausfeld in Schnepfenthal von 1788—1817 einen im volkstümlichen Tone gehaltenen „Boten aus Thüringen" heraus. In Erfurt kamen verschiedene kleine Blätter, der „Geschichtscourier", der „Staatsbote", die „Erfurter Zeitung" u. s. w., sowie die „Neue Weltbühne" heraus, die nur aller drei Wochen zur Ausgabe gelangte, dafür aber mit Kupferstichen geziert war. Während seines Aufenthaltes in Erfurt 1769—1779 redigierte sie der bekannte Historiker Meusel. In Gotha erschien neben der schon erwähnten „Gazette de Gotha" nur eine unbedeutende „Privi-

legirte Gothaische Zeitung" und ein Intelligenzblatt, doch nahm das dortige Zeitungswesen im letzten Jahrzehnt noch einen lebhaften Aufschwung durch Rudolf Zacharias Becker. Dieser intelligente Mann, geb. 1752, gest. 1822, hatte sich ursprünglich dem Lehrfach gewidmet und war Lehrer von Philanthropin in Dessau gewesen, dann aber 1783 nach Gotha übergesiedelt, um sich ganz der Schriftstellerei und der Journalistik zu widmen. Als Schriftsteller machte er sich einen Namen durch sein von gesunder Lebensanschauung getragenes „Noth- und Hülfsbüchlein" und sein „Mildheimisches Liederbuch", als Journalist durch seine „Deutsche Zeitung für die Jugend", die er 1784 gründete und 1796 in die „National-Zeitung der Deutschen" umwandelte, sowie durch seinen 1791 ins Leben gerufenen „Anzeiger", dem er vom September 1792 an den Titel „Kaiserlich Privilegirter Reichs-Anzeiger" gab. Beide Zeitungen entwickelten sich, da ihr frischer Geist allgemein ansprach, rasch zu schöner Blüte, die aber sehr bald nachher in der napoleonischen Zeit schwer geschädigt werden sollte. Kassel besaß während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts nur ein Intelligenzblatt (seit 1731) und eine sehr unbedeutende „Hessische Zeitung" (seit 1756), Hanau dagegen bereits, wie schon erwähnt, seit 1678 eine weit verbreitete „Hanauer Zeitung", die in der Mitte des Jahrhunderts außer in Hessen auch viel in Österreich, besonders Böhmen, gelesen wurde, bis in den sechziger Jahren die von Schönfeldsche Familie die „Prager Ober-Postamts-Zeitung" gründete und die meisten Leser in Böhmen an sich zog. Doch gewann jetzt das Blatt, das sich 1774 den Titel „Hanauer neue Europäische Zeitung" beigelegt hatte, mehr Boden am linken Rheinufer, besonders als die Revolution in Frankreich begann. Hildesheim, das bereits zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeitung besessen, sie aber beim Beginn des dreißigjährigen Krieges wieder eingebüßt hatte (vergl. S. 74), erhielt 1705 einen „Hildesheimer Relations-Courier", aus dem sich die „Privilegirte Hildesheimische Zeitung", heute „Hildesheimer Allgemeine Zeitung", entwickelte, seit 1792 Eigentum der Verlagsfirma Gebr. Gerstenberg. Zu dieser sozusagen bürgerlichen Zeitung trat 1756 auf Veranlassung der

fürstbischöflichen Regierung ein von geistlicher Seite redigiertes Blatt, die „Hochfürstlich Hildesheimische gnädigst privilegirte Zeitung“. Ganz besonders dürftig sah es inbezug auf das Zeitungswesen während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in Braunschweig aus. Hier bestanden von 1745 ab nur die „Braunschweigischen Anzeigen“, ein Intelligenzblatt, dem allerdings J. J. Eschenburg, der bekannte Freund Lessings und Übersetzer Shakespeares, im letzten Drittel des Jahrhunderts durch ein „Braunschweigisches Magazin“, das des Sonnabends beigegeben wurde, einige geistige Würze zu verleihen suchte, und die 1786 vom Prediger H. W. D. Bräß gegründete kleine Zeitung im Volkston „Für Städte, Flecken und Dörfer, insonderheit für die lieben Landleute“, die sich in Niedersachsen wegen ihres behaglichen Tons und ihrer geschickt zusammengefaßten Schilderungen viele Leser gewann. Nach dem Tode von Bräß 1798 setzte sie der Buchdrucker Bindseil in Wolfenbüttel mit dem schriftstellerisch gewandten Hof-Postsekretär August Raabe fort. Zwei Versuche, eine größere politische Zeitung ins Leben zu rufen, schlugen fehl. Auch Hannover begnügte sich mit einem kleinen Blättchen, den „Hannoverischen Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung nöthig und nützlich“, die zudem erst seit 1750 erschienen. Ein ganz besonderer Wert wurde den in Osnabrück herausgegebenen an sich höchst unbedeutenden Intelligenzblättern durch Justus Möser verliehen. Dieser ausgezeichnete Mann von edelster Gesinnung und außerordentlich scharfem Blick schrieb von 1766 bis 1782 für die Beilagen dieser Blätter eine lange Reihe von belehrenden Abhandlungen, Gesprächen, Briefen, kleinen Erzählungen und dergl., in denen er alle Verhältnisse des Lebens besprach. Oft eilte er dabei seiner Zeit weit voraus und trat z. B. bereits für die allgemeine Wehrpflicht, die Schwurgerichte u. a. ein, als man in Regierungskreisen an solche Einrichtungen noch nicht im entferntesten dachte. Goethe sagte denn auch in „Wahrheit und Dichtung“: „Man müßte Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die Möser behandelt“. Die Tochter Mösers, J. W. J. von Voigt, sammelte später diese Aufsätze und gab sie

Das Flußgebiet der Rheins wies außer den beiden Zentren des geistigen Lebens, Frankfurt und Köln, nur wenige Städte auf, die sich einer Zeitung von auch nur einiger Bedeutung erfreuen konnten. In den vielen geistlichen Territorien kam ein regeres geistiges Leben nicht auf, und Straßburg, die Wiege des deutschen Zeitungswesens, sah sich schwer durch die ungünstigen politischen Verhältnisse in seiner Weiterentwickelung gehemmt. Das auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1727 in Duisburg gegründete Intelligenzblatt, das den hochtrabenden Titel „Duisburgische wöchentliche, auf das Interesse der Kommerzien der Klevischen, Geldrischen, Mörs- und Märkischen eingerichteten Adressen- und Intelligenz-Zettel“ führte, wurde 1736 etwas erweitert. Auf Veranlassung des Königs lieferten die Professoren dem Blatte „Sachen, die kuriös zu lesen“, aber auch diese Beiträge waren doch so dürftig, daß die Duisburger sich lieber die Kölner Zeitungen hielten. Krefeld blieb bis zur französischen Zeit vollständig ohne Zeitung. Elberfeld, das doch schon in der Mitte des Jahrhunderts eine recht bedeutende Industriestadt war, erhielt erst 1789 eine „Churfürstlich privilegierte Elberfelder Zeitung“, der noch ein Intelligenzblatt als eine Art Beilage beigegeben war. Gründer des Blattes war der Buchdrucker J. A. Mannes, der ein sehr betriebsamer Geschäftsmann gewesen zu sein scheint, denn er verkaufte in seinem Zeitungs-Kontor auch Brillen, Harlemer Balsam und selbst Cichorien-Kaffee. Seiner Zeitung widmete er aber wohl sein Hauptinteresse, und darum entwickelte sich diese auch mehr und mehr. 1799 erhielt sie den Titel „Churfürstlich privilegirte Herzoglich Bergische Provinzialzeitung“ und wurde das Organ für das ganze Bergische Land. Weiterhin erwuchs sie zur „Elberfelder Zeitung“, auf die bei der Behandlung des neunzehnten Jahrhunderts zurückzukommen sein wird. In Aachen erschienen die „Ordinaire Kayserlicher Freyer Reichs-Stadt Aachische Zeitung“, deren älteste bekannte Nummer von 1752 im Aachener Zeitungsmuseum aufbewahrt wird, und der „Aachener Zuschauer“, beides ganz unbedeutende Blätter. Darmstadt erfreute sich erst von 1777 ab einer politischen Zeitung, die den Titel „Hessen-darmstädtische privile-

girte Landzeitung" erhielt. Das Blatt sollte in engem Zusammenhange mit der von der Landesbehörde ins Leben gerufenen Land-Kommission stehen als deren amtliches Organ und deshalb neben den wichtigsten allgemeinen Weltbegebenheiten ebenso die Wünsche, Bestrebungen und Schritte jener Behörde in populärem Gewande vor das Publikum bringen, wie die Wünsche und Bedürfnisse der einzelnen Landesteile laut werden lassen. Nach einem landesherrlichen Dekrete ging die Absicht dahin, das „so sehr zerstreute hessische Land mit sich selbst bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern und dem jetzt Lebenden sowohl zur Kenntniß, als der Nachwelt zum Andenken zu bringen, den Weg der Communikation des Landes unter sich zu erleichtern, und auch Auswärtigen in all' diesen Stücken auf eine anständige Weise bekannter zu werden." Zur Mitarbeit wurden sämtliche Geistliche, Beamte und jeder „vor das gemeine besondere Beste des Landes empfindsame gute Bürger" aufgefordert, zum Redakteur aber wurde der 1776 als Oberlandkomissarius von Wandsbeck nach Darmstadt berufene Matthias Claudius bestellt. Die Zeitung sprach sofort an und fand Verbreitung, Claudius redigierte sie jedoch nur bis März 1777, da er um diese Zeit nach Wandsbeck zurückkehrte. An seine Stelle trat der Kriegsrat Hoffmann. Später entwickelte sich das Blatt zu der noch heute bestehenden offiziellen „Darmstädter Zeitung".*) Das sehr zurückgekommene Straßburg blieb nach dem Untergange des Johann Carolusschen Zeitungsunternehmens viele Jahrzehnte ohne jede eigene Zeitung. Erst 1732 wurde ein „Straßburger Wochenblatt" gegründet, das aber nur ein einfaches Intelligenzblatt war. Anfangs erschien es nur in deutscher Sprache, später setzte man eine französische Übersetzung unter jede Anzeige, dann, der bequemeren Übersicht halber, beide getrennt in zwei Spalten nebeneinander. 1788 wurde auch der Versuch gemacht, zwei Ausgaben, eine deutsche und eine französische, zu veranstalten, doch kehrte man 1791 zu der doppelsprachigen zurück. Ein politisches Blatt erstand erst wieder 1782 als „Straßbur-

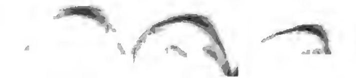
---

*) Herbst, Matthias Claudius, 3. Aufl. Gotha 1863, S. 175—204.

gische Privilegirte Zeitung", und als dann die Ereignisse in der französischen Hauptstadt ein immer lebhafteres Interesse für die Politik wach riefen, kamen noch ein „Patriotisches Wochenblatt" und „Wöchentliche Nachrichten für die deutschsprechenden Einwohner Frankreichs, besonders für Handwerker und Bauern" heraus; beide Blätter gingen aber alsbald im Strudel der Revolution wieder unter.*)

Die Presse in Süddeutschland war noch unbedeutender, als die in Westdeutschland. In Stuttgart erschienen zwar während des ganzen Jahrhunderts allerlei Blättchen, aber sie waren äußerst dürftig. Von 1709 bis 1711 kam zweimal in der Woche das „Stuttgartische Ordinari Diens Tags (resp. Frey Tags) Journal" heraus, gedruckt bei Müller am Bebenhäuser Hofe. Aus dem Jahre 1717 ist ein mit einem blasenden Postillon geziertes Blättchen „Der schnell anhero eilende Friedens- und Kriegs-Courier" bekannt, das bei Christian Gottlieb Rößlins seel. Wittib hergestellt wurde. 1729 taucht „Der über See und Land daher eilende Mercurius" auf, der als Titelbild einen Merkur zeigt. Diese kleine Zeitung hielt sich mehrere Jahrzehnte, auch als von 1754 ab bei Johann Georg Cotta dem Jüngeren „Das Merkwürdigste von Politischen Neuigkeiten", später (z. B. 1757, 60, 62 ff.) als „Stuttgarter privilegirte Zeitung", herausgegeben wurde. In der Mitte des Jahrhunderts wurde der „Mercurius" bei Johann Nicolaus Stoll in der Hirschgasse, von 1764 bei Christoph Gottfried Mäntler gedruckt. Ein weiteres Emporkommen des Blattes konnte aber nicht ermöglicht werden, und so schwand es Ende 1783 aus Mangel an Abonnenten dahin. Doch wurde es 1785 aus seinem Todesschlummer wieder aufgeweckt, um sich nun als „Schwäbischer Merkur", allerdings erst im neunzehnten Jahrhunderte, in großartiger Weise zu entwickeln. Der Mann, der diese Wiederauferstehung bewerkstelligte, war Christian Gottfried Elben, geboren am 4. Mai 1754 in Zuffenhausen bei Stuttgart. Er hatte in Tübingen Theologie studiert,

*) Hermann Ludwig, Straßburger Zeitungswesen, Buchhandel und Zensur vor hundert Jahren. (Nat.-Ztg. 1888.)



war dann aber auf einer Wanderung in der Nähe von Heilbronn von preußischen Werbern ergriffen und in das preußische Heer gesteckt worden, wo er vier Jahre hatte dienen müssen. Darauf war es ihm zwar im Herbst 1778 gelungen zu entkommen, seine theologische Laufbahn vermochte er aber nun nicht mehr fortzusetzen. Er suchte sich daher durch Schriftstellerei eine Lebensstellung zu schaffen und kam dabei schließlich auf den Gedanken, den entschlafenen „Mercurius" wieder aufzuwecken. Es ließ sich das um so leichter bewerkstelligen, als das Privilegium für das Blatt noch bis Georgii 1787 reichte. Die bisherigen Drucker, Gebrüder Mäntler, waren jedoch nicht geneigt, den Verlag des Blattes wieder zu übernehmen, der „Schwäbische Merkur" erschien daher von Anfang an im Verlag von Ch. G. Elben. Die erste Nummer kam am 3. Oktober 1785 zur Ausgabe. Schon im nächsten Jahre wurde dem „Merkur" die „Schwäbische Chronik" beigefügt.*) Die lebendige Darstellung, die freimütige Beurteilung besonders der französischen Verhältnisse, der Zoll der Bewunderung, der bei allen Gelegenheiten Friedrich dem Großen dargebracht wurde, eroberten dem Blatte bald einen größeren Leserkreis; doch blieb der Umfang noch lange sehr beschränkt. Oft konnte der eifrige Redakteur zu seinem Bedauern auch bei wichtigeren Aktenstücken nur einen Auszug geben; aber er bemerkte dann für die enragierten Politiker: „Diejenigen, welche solche Schriften ganz lesen wollen, mögen das Exemplar des Zeitungs Schreibers entlehnen." Leider wurde unter Herzog Friedrich II. im Juli 1791 wieder in Württemberg die allgemeine Zensur eingeführt und dadurch die freiere Äußerung sehr gehemmt. Über den Verfassungsstreit, der in diesen Jahren im Lande tobte, konnte fast nichts gebracht werden. Noch kläglicher gestalteten sich aber die Verhältnisse in der napoleonischen Zeit, die wir im nächsten Kapitel betrachten werden. Kurz vor Schluß des Jahrhunderts, mit dem 1. Januar 1798, trat noch in Tübingen ein Unternehmen ins Leben, das der berühmte Buchhändler J. F. Cotta schon seit Jahren geplant hatte, die „Allgemeine Zeitung", zuerst

*) Otto Elben, Gesch. des Schwäbischen Merkurs. Stuttg. 1885.

„Neueste Weltkunde“ genannt. Der eminente Einfluß dieses Blattes auf unser Geistesleben machte sich aber natürlich erst im neunzehnten Jahrhundert geltend, weshalb hier nur die Gründung desselben registriert sei. Die bayrische Hauptstadt behalf sich mit der äußerst kümmerlichen „Münchner Ordinari Postzeitung“, in Nürnberg befriedigte eine bescheidene „Reichspostzeitung“ das Bedürfnis nach Neuigkeiten. In Augsburg erschienen während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts zwei Zeitungen, eine protestantische und eine katholische, die aber beide bereits zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ins Leben getreten waren. Die protestantische Zeitung erhielt ihr kaiserliches Privilegium 1690 und war während des achtzehnten Jahrhunderts im Besitze des Druckers Andreas Maschenbauer und dessen Erben. Sie führte den Titel „Augsburgische Ordin. Post-Zeitung“, weiterhin „Augsburgische Ordinari-Zeitung“, dann „Augsburgische Ordinäre Zeitung“ und entwickelte sich schließlich zu der noch heute bestehenden liberalen „Augsburger Abendzeitung.“ Das katholische Blatt, das sich ebenfalls „Augsburgische Ordinari-Post-Zeitung“ nannte, erlangte das kaiserliche Privileg 1695. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war die Zeitung im Besitz des Druckers Matthias Metta, in der zweiten gehörte sie Joh. Ant. Moy und wurde daher auch oft die Moysche Zeitung genannt; jetzt heißt sie „Augsburger Postzeitung“. Etwas mehr Wert, als die eben genannten Blätter, hatten die beiden Regensburger Zeitungen, die „Privilegirten historischen Nachrichten“ und der „Kaiserlich Priv. Unpartheyische Cabinets-Courier“. Die ersteren erschienen wöchentlich einmal, ohne sich an einen bestimmten Tag zu binden, bei Chr. G. Seiffart, der letztere ebenfalls nur einmal wöchentlich, doch stets am Sonntag, anfangs bei Joh. Casp. Memmels seel. Wittib, später, von 1742 ab, bei Heinr. Gottfr. Zunkel. Die Bedeutung dieser beiden Blätter hatte ihren Grund in dem Umstande, daß der Reichstag von 1663 bis 1806 seine Sitzungen in Regensburg abhielt und die beiden Zeitungen daher Mitteilungen über die Verhandlungen des Reichstages brachten.

Das kläglichste Bild geistiger Armut boten aber die österreichischen politischen Zeitungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Nachdem Wien, das hier fast nur in Frage kommt, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts mehrere Jahrzehnte ganz ohne eine Zeitung geblieben war, erschien anfangs 1703 dort ein „Post-täglicher Mercurius, eine ganz besondere posttägliche Relation von den wichtigsten in Europa vorangegangenen Novellen mit kuriosen Raisonnements und politischen Reflexionen untermenget, und den geneigten Neubegierigen zur beliebigen Vergnügung zusamben getragen". Herausgegeben wurde das Blatt von der bekannten Buchdruckerei der Familie van Ghelen, und zwar an jedem Posttage, also jedem dritten bis vierten Tage. Wie es scheint, hat es sofort Beifall und Boden gefunden, denn schon ein halbes Jahr später gab der Reichs-Hof-Buchdrucker Joh. Bapt. Schönewetter ein Konkurrenzblatt heraus unter dem Titel: „Wienerisches Diarium, Enthaltend Alles Denkwürdige, so von Tag zu Tag sowohl in dieser Kayserlichen Residentz-Stadt Wien selbsten sich zugetragen, als auch an andern Orten auß der gantzen Welt allda nachrichtiglich eingetroffen u. s. w." Auch diese Zeitung gewann sich einen Leserkreis, worauf beide Blätter bis 1721 nebeneinander erschienen, und gewiß würde dies auch noch weiterhin der Fall gewesen sein, wenn nicht im Jahre 1721 die Hofkommission auf den Gedanken gekommen wäre, die Mittel zum Bau einer neuen Hofbibliothek durch ein „leydentlich impost auf Calender und Zeitungen" zu beschaffen. Diese ganz unerwartete Steuer weigerte sich der Buchdrucker Schönewetter zu zahlen, worauf sein Privilegium nach „fruchtloser Verwarnung" an den Meistbietenden versteigert wurde. Dieser war Johann Peter van Ghelen, der nun gegen einen jährlichen Pachtschilling von 3000 Gulden das „Diarium" neben seinem „Mercur" erscheinen ließ, dann aber 1724 den „Merkur" mit dem „Diarium" verschmolz und zu veranlassen wußte, daß das „Diarium" zum offiziellen Organ, zur Staatszeitung erhoben wurde. Als solche erscheint das Blatt noch heute, nur führt es seit 1780 den Titel „Wiener Zeitung". Viele Jahrzehnte war das „Diarium" das einzige Blatt Wiens und noch dazu eine äußerst dürftige Quelle. Auch die Darstellung war ungemein steif und ungelenk; dabei rühmte sich die Redaktion noch, „ohne einigen oratorischen auch

poetischen Schmink auch Vorurtheil" zu schreiben. Dagegen begann die Zeitung schon früh mit der Einführung der Inserate. Eine Beilage „Gelehrte Nachrichten" erschien nur von 1766 bis 1768, wohl weil sie zu wenig Interesse erregte. Ein zweimaliges Erscheinen genügte während des ganzen Jahrhunderts. Erst im Oktober 1812 wurde eine dreimalige Ausgabe in der Woche eingeführt, und vom 1. Januar 1814 die tägliche. Eine weitere Ausgestaltung des Textes hinderte besonders die über alle Maßen strenge Zensur. Bis zur Zeit der Maria Theresia wurde sie von den Jesuiten ausgeübt; während der Regierung der Kaiserin fand zwar eine teilweise Einschränkung des jesuitischen Einflusses dadurch statt, daß die Zensur einer staatlichen Behörde unter van Swintens Oberleitung, der Bücherzensur-Hofkommission, übertragen wurde, im übrigen kam es aber womöglich zu noch strengerer Aufsicht. Der Geschäftsgang der Zensur war dabei ein Leidensweg mit vierzehn Stationen, da der referierende Rat den Auftrag hatte, Stellen, „die von der Beurteilung des kaiserlichen, auch kaiserlich-königlichen Oberhofmeisteramtes, der geheimen Hof- und Staatskanzlei, der niederländischen und welschen Departements, der Reichshofkanzlei oder des Hofkriegsrates insonderheit abhängen, einer jeden dieser Behörden extraktlich vorzulegen, mithin erst nach dem von dort eingeholten Befunde die Approbation zur Kundmachung zu erteilen". Kaiser Joseph II. gewährte dem Zeitungswesen eine wesentlich freiere Bewegung. Er erließ das Zensurgesetz vom 11. Juni 1781, durch das die bisherigen Zensurkommissionen in den einzelnen Ländern aufgehoben und nur die Bücherrevisionsämter als untergeordnete Behörden belassen wurden. Die Leitung der Zensurgeschäfte wurde dafür den Landesstellen zugewiesen und diese einer Bücherzensurhauptkommission in Wien untergeordnet. In den Weisungen, die diese Behörden erhielten, war vor allem die Duldsamkeit betont. Wirklich Unsittliches sollte unterdrückt werden, aber Alles, was eine wissenschaftliche Unterlage habe, solle mit Nachsicht behandelt werden. Periodische Schriften solle man nicht sogleich wegen einzelner anstößiger Stellen verbieten. Kritiken, wenn es nur keine Schmähungen wären, sie möchten nun treffen wen sie wollten,

vom Landesfürsten bis zum Untersten, dürften, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken ließe und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellte, nicht verboten werden. Allein mit dieser plötzlich so großmütig gewährten Freiheit wußte man in Wien nichts rechtes anzufangen, zudem empfand das so lange in geistiger Gefangenschaft gehaltene Volk gar kein besonderes Bedürfnis nach einer reicheren geistigen Nahrung, und so entstanden nur allerlei kleine unbedeutende Zeitungen, die weiter nichts als Auszüge aus fremden Journalen brachten, wie das „Tagebuch aller Neuigkeiten", die „Zeitung aller Welttheile", das „Wiener Früh- und Abendblatt" u. s. w., und kleine Blättchen, die bloß den Klatsch der Stadt zusammentrugen, das „Wienerblättchen", die „Brieftasche", der „aufrichtige Postkläpperbote" u. a. m. Eine längere Zeit, um sich nach und nach zu erheben und sich auszuwachsen, war aber dieser Presse nicht vergönnt. Die josephinische Zeit dauerte nur neun Jahre, und nach ihr brach die geistige Finsternis nur um so nachdrücklicher wieder über sie herein. Ein Hofdekret vom 1. September 1790 erklärte, daß „nach den Regeln der Klugheit" alle Schriften, welche Uneinigkeit, Lauigkeit in Beobachtung der bürgerlichen oder Religionspflichten, Zweifelsucht u. s. w., nach sich ziehen könnten, eher verboten als zugelassen werden sollten. „Nach diesem Grundsatze sind", hieß es dann weiter, „künftig alle Schriften, welche öffentliche landesfürstliche Gesetze und Anordnungen kritisiren und tadeln, ganz dem Verbote zu unterziehen, weil durch Verbreitung solcher Schriften die Folgsamkeit des Unterthans und die Vollziehung der landesfürstlichen Verordnungen geschwächt wird". Diesen Zensurvorschriften folgten in den nächsten Jahren noch verschiedene Verschärfungen. Es wurde verboten, aus den fremden Zeitungen solche Artikel zu nehmen, „welche auf Verbreitung ärgerlicher Erdichtungen und unverschämter Verdrehungen, auf Verwirrung und Erhitzung der Gemüther durch unsinnige Ideen . . . abzielen", und den Censoren aufgegeben, „daß sie in allen jenen Fällen, wo inländische Thatsachen, künftige Verordnungen und Unternehmungen in das Publikum gebracht werden, solche nicht eher zulassen, als bis sie überzeugt sind, daß

jenes, was man vorbringt, mit der Wahrheit übereinstimme". Eine „erneuerte Censurordnung" von 1795 verbot in §. 4 summa summarum „irgend etwas, es sei was es wolle", ohne Bewilligung der Behörde in Druck zu legen und ein Dekret vom 16. April 1803 endlich untersagte den Zeitungen rundum, ohne Auftrag der Landesstelle von inländischen Einrichtungen und überhaupt von österreichischen Regierungsgeschäften eine Erwähnung zu machen. Da nun auch außerdem durch Hofkanzleidekret vom 13. September 1798 den Kaffeehäusern das Abonnieren auf litterarische Journale untersagt worden war, „weil dadurch die von der Zensur verbotenen Bücher in Auszügen zur öffentlichen Kenntnis gelangten" und eine Art von „Lesekabinetten" entstehen könnte, ferner nur solchen politischen Zeitungen der Eintritt in die österreichischen Lande gestattet wurde, die im Sinne des österreichischen Regimes geschrieben waren, so sank das gesamte Zeitungswesen zu vollständiger Bedeutungslosigkeit hinab. „Erbarmungslos war die Wiener Journalistik einer Allgewalt ausgeliefert, welche ihr die Daumenschrauben stets enger und enger anzog, die blos ‚nach den Regeln der Klugheit' richtete, auf Bagatellen Strafen setzte, die aller Vernunft spotteten, gegen die es keine Berufung, keinen Schutz, keinen Rechtsweg gab".*)

---

5. Wiederauftauchen der geschriebenen Zeitungen. Die Berliner geschriebenen Zeitungen des Rathes Ortgies; die Hamburger Bulletins von J. G. Griesch; die Kölnischen geschriebenen Zeitungen des Roderique. Regensburger und Wiener „Zettel". Einfluß und Glaubwürdigkeit der geschriebenen Zeitungen.

Allerwärts also, in Preußen ebensowohl, wie in den vielen kleinen Territorien und Reichsstädten, ganz besonders aber in Österreich, lag im achtzehnten Jahrhundert die Presse in schweren Banden, und durchaus berechtigt war die melancholische Klage, „daß es in Deutschland nicht ein einziges politisches Blatt gebe,

*) Zenker, S. 25—93.

in welchem ein unparteiischer, durch das Studium der Geschichte geläuterter Geist das wechselvolle Spiel unserer Zeiten begleite"*).

Das geistige Leben des achtzehnten Jahrhunderts war aber doch in so energischer Entwicklung begriffen, und zugleich kam es in der politischen Welt fort und fort zu so großen und folgenschweren Umgestaltungen, daß sich die angeregteren Geister mit der Unzulänglichkeit und Kärglichkeit der Zeitungen nicht zufrieden geben konnten. Es wurde nach einem Aushülfsmittel gesucht und dies schließlich in geschriebenen Zeitungen gefunden. Die alte Einrichtung des sechzehnten Jahrhunderts lebte wieder auf, doch nannte man diese Blätter, die bald in der ausführlichsten Weise über alles berichteten, was interessierte und oft genug den niedrigsten Leidenschaften die weitesten Konzessionen machten, jetzt nicht Zeitungen, sondern Bulletins. Nach und nach etablierten sich solche Bulletins-Schreiber in Berlin, Hamburg, Köln, Dresden, Regensburg, Wien, Warschau, London, Paris und versandten ihre Korrespondenzen in regelmäßiger Folge, meist zweimal in der Woche. Abonnenten waren nicht nur Privatpersonen und Zeitungsredaktionen, sondern auch die Kabinete, die durch diese verschwiegenen Mitteilungen oft hinter die geheimsten Machenschaften kamen. Natürlich waren die Regierungen immer eifrig bemüht, im eigenen Lande das Bulletin-Schreiben möglichst zu unterdrücken. So bald ein solcher Korrespondent entdeckt wurde, versicherte man sich seiner und belegte ihn mit harten Strafen.

In Berlin stellte im ersten Drittel des Jahrhunderts besonders der schwarzburg-sondershausensche Rat und Agent Franz Hermann Ortgies reichhaltige und wohl auch ziemlich zuverlässige Bulletins zusammen, die große Verbreitung gewannen und höhere Beamte, Offiziere, Präsidenten und sogar den Herzog von Württemberg zu ihren Abonnenten hatten. Vermöge seiner halbamtlichen Stellung hatte er vielfach Gelegenheit, politische und gesellschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, und war so imstande, selbst über die kleinsten und intimsten Vorgänge am Hofe zu

*) J. v. Schwarzkopf, Über pol. Zeitungen in Sachsen 2c. Gotha, 1802. S. VI.

berichten. Aber zu Anfang des Jahres 1735 kam die preußische Regierung der Korrespondenz auf die Spur, ließ durch die Postmeister Nachforschungen anstellen und acht verschiedene Exemplare auffangen. Darauf wurde Ortgies festgenommen und fünf Monate hindurch in einem kalten Gefängnis bei schlechter Nahrung und unter roher Umgebung in Haft gehalten. Erst der Bitte einer Prinzessin gelang es, ihn zu befreien, worauf er Landes verwiesen wurde. Während der Regierungszeit Friedrichs des Großen scheint man zu sehr den Zorn des Königs gefürchtet zu haben; wenigstens sind aus diesen Jahrzehnten keine Bulletins aus Berlin bekannt geworden. Um so üppiger wucherte dann diese Berichterstattung unter Friedrich Wilhelm II. auf. Das „Berliner Bulletin", das ein Steuerbeamter Kunze herausgab, drang bis in die entlegenste Provinzialstadt; selbst Frauen lasen es, da es viele Mitteilungen von dem lustigen Treiben des Hofes in Potsdam brachte und alle die Gerüchte verzeichnete, die damals über die wunderlichsten politischen Unternehmungen umliefen. Der König war über diese Korrespondenz sehr aufgebracht und erließ am 21. Februar 1792 eine Kabinetsordre an das gesamte Staatsministerium, worin er diesem anempfahl, die Bulletins ohne Unterschied bei Festungsstrafe zu verbieten, sowie „die Unterbedienten in allen Dicasteriis, hauptsächlich im Kammergericht, bei Kassation zu verwarnen und anzuhalten, sich allen instruktionswidrigen Correspondirens zu enthalten und namentlich der Mittheilung und Verbreitung solcher Landes- und Dienstgeschäfte, welche nicht publici juris werden sollen." Das Staatsministerium entsprach dem Befehle und machte bekannt, daß es bei der Bestrafung ohne Nachsicht verfahren werde. Trotzdem waren diese Bulletins nicht auszurotten und verschwanden erst 1806 mit dem Zusammenbruch des preußischen Staates.*)

Von den Hamburger Bulletins waren besonders die von Joh. Gottfr. Griesch beliebt, die u. a. auch der Bremer Rat hielt. Die Korrespondenz wurde wöchentlich zweimal, stets drei

*) Friedrich Kapp, Berliner geschriebene Zeitungen aus dem vorigen Jahrhundert. (Deutsche Rundschau, Oktoberheft 1879).

Blätter Folio stark, verschickt. Jede beginnt mit einem Artikel Hamburg, dann folgen andere von der Elbe, von Stockholm, Petersburg, Hannover, Dresden, Paris, aus dem Haag, Frankfurt, Berlin. Mehrfach wird erwähnt, daß diese und jene Nachricht von dem österreichischen Residenten in Hamburg, Baron von Kurtzrock, komme. Häufig sind die Nachrichten aus Petersburg, aus dem Haag u. a. als Extrakt aus Partikularschreiben bezeichnet. Man hat da ungefähr die Summe von Nachrichten, namentlich von den falschen, bei einander, die in der Zeit von 1731 bis 1756 in Hamburg zusammenflossen. Die Stimmung, die durch das Ganze hindurchgeht, ist sehr günstig für England, Hannover, Sachsen und den Wiener Hof, recht ungünstig und geringschätzig gegen Preußen und Kaiser Karl VII., reichspatriotisch gegen Frankreich.*) Später, von 1760 bis 1770 gab der Sekretär Dreyer eine geschriebene Zeitung in Hamburg heraus, an der auch der s. Z. sehr beliebte Schauspieler J. C. Brandes mit arbeitete.**)

Aus Köln versandte Roderique, der bekannte Herausgeber der „Gazette de Cologne", handschriftliche „nouvelles", und zwar diejenigen Nachrichten, „die er aus Diskretion dem gemeinen Volke eben nicht wollte durch den Druck bekannt machen". „Diesen geschriebenen Nachrichten", sagt er in einem Briefe, „müsse er, wenn er dieselben auch etlichen vornehmen Herren für Geld zukommen lasse, da es ja einem Jeden nicht anstehe, das Seinige unentgeltlich zu verschenken, den Charakter der Geheimheit wahren, denn er lasse dieselben wissentlich Niemanden zugehen, der mit Nouvellen Handel treibe; dann würden sie auch Niemandem mitgetheilt, von dessen Redlichkeit und Discretion er nicht alle mögliche Versicherung vermeine erhalten zu haben". Zu den Abonnenten zählte auch Frierich II.; er bezahlte jährlich 12 Dukaten für das Blatt, allerdings ohne daß es Roderique erfuhr, denn er bezog die Korrespondenz durch den Postmeister in Wesel.***)

*) Droysen, S. 15.

**) Schwarzkopf, Pol. Zeitungen in Hamburg. (Hans. Mag., Bd. 6) u. J. C. Brandes, Lebensgesch. 1799. 3. Bd.

***) Ennen, S. 38.

Die kümmerlich besoldeten Vertreter der kleinen Fürsten und Herren in Regensburg gaben, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, eine „Regensburger Comitial-Correspondenz“ heraus. Aus Wien ging der weit verbreitete „ordinäre wiener Zettel“ hervor; daneben existierten noch verschiedene andere kleinere Korrespondenzen. Kaiser Leopold I. und Kaiser Franz II. suchten diese Blätter durch verschiedene Verordnungen zu unterdrücken, vermochten sie aber nicht zu beseitigen. Das letzte Verbot gegen sie erging am 4. März 1794, aber noch 1846 fand sich in einem Wiener Kaffeehaus eine geschriebene Zeitung ausgelegt.*)

Für die Nachwelt hat sich von dieser Flut von geschriebenen Zeitungen nur wenig erhalten. Eine wirklich bedeutende Sammlung besitzt nur die Bremer Stadtbibliothek; sie enthält die Jahrgänge 1731 bis 1756 der Grieschschen Zeitung; sonst finden sich immer nur einzelne Reste in den verschiedenen Staatsarchiven, jene Nummern, die aufgefangen wurden und dann die Unterlage zu Prozessen bildeten.

Der Einfluß der geschriebenen Zeitungen auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts und dann später auf die Geschichtsschreibung ist noch nicht genügend beachtet worden; er ist vielleicht größer und verderblicher gewesen, als man bisher angenommen hat. Verächtlich sagt Friedrich Nicolai im fünften Hefte seiner „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen“ von den Bulletinsschreibern: „Sie fangen die Stadtgespräche der politischen Kannengießer in den Residenzstädten auf und fügen allenfalls gangbare Stadthistörchen und chronique scandaleuse hinzu, wahr oder falsch, und wenn sie nichts erfahren, so erfinden sie etwas“. Diesen Klatsch, der nicht kontroliert und nicht richtig gestellt werden konnte, trugen die geschriebenen Zeitungen in weite Kreise, aus denen er dann in die Memoirenlitteratur und nur zu oft auch in geschichtliche Darstellungen überging. Es vollzog sich dabei allerdings ein gewisser Akt der Gerechtigkeit denjenigen Machthabern gegenüber, die eine offene und freie Presse nicht duldeten; der Historiker

*) A. Wiesner, Denkwürdigk. d. österr. Zensur. S. 329.

sieht sich aber oft vor die schwere Aufgabe gestellt, das viele Falsche und parteiisch Gefärbte von dem wirklich Wahren zu trennen. Bisher ist diesen Bulletins wohl oft zu viel Glaubwürdigkeit beigemessen worden. Mit Recht hat daher Droysen diesem Auswuchse des Zeitungswesens gegenüber die vorsichtigste Quellenkritik empfohlen.

---

6. Die politischen Zeitschriften. Die Leipziger „Europäische Fama", der „Europäische Staatssecretarius", das „Neueröffnete Kriegs- und Friedensarchiv." Die Faßmannschen „Gespräche aus dem Reiche derer Todten."

Viele Fesseln hatten also die politischen Zeitungen verhindert, sich wesentlich zu entwickeln; kaum etwas günstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei den politischen Zeitschriften, die teils wöchentlich, teils monatlich erschienen und meist kurzweg als „Journale" bezeichnet wurden. Da sie nicht, wie die Zeitungen, die ja in allen Kaffeehäusern und Weinstuben auslagen, so ohne weiteres in jedermanns Hände kamen, auch ihre Artikel nicht so direkt in den Gang der Ereignisse eingreifen konnten, so wurden ihnen zwar etwas mehr Freiheiten gestattet; immerhin machte sich auch bei ihnen oft genug der allgemeine Druck auf das geistige Leben recht empfindlich bemerkbar.

Als die ältesten und auch angesehensten politischen Journale sind die Leipziger „Europäische Fama", die Danziger „Beiträge zur neuen Staats- und Kriegsgeschichte", der „Europäische Staatssecretarius" und Joh. Gottfr. Haymanns „Neueröffnetes Kriegs- und Friedensarchiv" anzuführen.

Die „Europäische Fama, welche den gegenwärtigen Zustand der europäischen Höfe entdecket", war wohl die verbreitetste deutsche politische Zeitschrift in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Sie erschien von 1702 ab im Verlage von J. F. Gleditsch in Leipzig und erlangte gleich beim Beginn ihrer Laufbahn durch ein geschicktes Manöver eine gewisse Popularität. Denn als die Nachricht von dem großen Siege Marlboraughs und des Prinzen

Eugen am 13. August 1704 bei Hochstädt in Leipzig eintraf, wurde das Heft der „Fama“, das den Siegesbericht enthielt, öffentlich unter das Volk verteilt. Ihre Blüte erreichte die „Fama“ unter der Redaktion des „wegen seiner witzigen und angenehmen Schreibart sehr beliebten“ *) Sinold von Schütz, der später gräflich Salmscher Geheimer Rat wurde und 1742 zu Laubach starb. Eine Charakteristik der allbeliebten Wochenschrift giebt Chr. Gottfr. Hofmann in seinen 1714 erschienenen „Aufrichtigen und unparteiischen Gedanken über die Journale“ u. s. w. „Gegenwärtige ‚Fama‘“, heißt es dort, hat allzeit eine gute Famam in der gelehrten und politischen Welt gehabt. Die Vorsorge des berühmten Herrn Verlegers hat hierzu nicht wenig beigetragen. Die Accuratesse und Nettigkeit derer vor jedem Theile sich befindenden Portraits hat viele Liebhaber gefunden . . . Über dieses ist die Einrichtung von diesem Journal billig zu loben. Die Herren Autores bedienen sich einer freien und ungezwungenen Schreibart, welche auch geringe Sachen und unnöthige Umstände mit einer Anmuth vorträgt. Sie eröffnen ihre Gedanken und verfallen bisweilen auf lustige und satirische Expressionen, welche dem unordentlichen Appetit derer Leser gemeiniglich gar wohl anstehen. Sie lassen auch Acta Publica, Friedensschlüsse, Briefe, Reden u. w. d. m. von großen Herren in ihr Journal einrücken, damit auch diejenigen ihre Satisfaction finden mögen, welche dergleichen curieuse Piecen conserviret wissen wollen. Ferner muß man auch mit Danke annehmen, daß von großen Herren und anderen bekannten Personen particularia communiciren, welche theils aus einer guten Correspondence, theils particulierten Observation genommen sind, wie denn auch sonsten nichts unterlassen wird, was nur einigermaßen unter die Novitäten und Curiositäten kann gerechnet werden, daß man davon Nachricht zu geben sich nicht bemühen sollte.“ Doch besaß die „Fama“ auch noch unter der Redaktion des eben zitierten Hofmann, der der Nachfolger von Sinold von Schütz wurde, sowie unter der von Karl Wilhelm Gärtner, dem Herausgeber des Sachsenspiegels, und

*) J. J. Mosers Selbstbiogr. 3. Aufl. IV, 146.



unter der des Magisters Gottlob Schumann, der sie von 1730 an als „Neue Fama" erscheinen ließ, einen großen Leserkreis. Schumann verstand es besonders, der Zeitschrift durch vorsichtige Zurückhaltung über die mißlichen Situationen hinwegzuhelfen, in denen sie sich in den vierziger Jahren, als Friedrich II. Sachsen besetzt hielt, so oft befand. In den fünfziger Jahren, als die Verarmung in Mitteldeutschland mehr und mehr zunahm, ging auch die „Fama" unaufhaltsam zurück, worauf sie 1756 ihr Erscheinen einstellte. Sie hatte es auf sechsundvierzig Bände mit fast sechshundert Teilen gebracht.

Der „Europäische Staatssecretarius" war ein heftiger Feind des Franzosentums. Er erschien in Leipzig seit 1734, jedoch mit manchen Unterbrechungen, bis 1755. Das Haymannsche „Neueröffnete Kriegs- und Friedensarchiv", das von 1744 bis 1754 in Leipzig und Görlitz in 70 Heften herauskam und in der letzten Zeit von Joh. Heinr. Spindler redigiert wurde, vertrat den sächsischen Standpunkt.

Eine „Zerrgestalt historischer Journalistik" waren die „Gespräche in dem Reiche derer Todten, Nebst dem Kern der neuesten Merkwürdigkeiten und sehr wichtig darüber gemachten Reflectionen", die von 1718 ab von Daniel Faßmann in Leipzig herausgegeben und von einem großen Leserkreise eifrig gelesen wurden. Sie sind in gewandter Gesprächsform geschrieben, bieten aber einzig und allein nur pikanten Klatsch aus aller Herren Ländern, den Niederschlag der Frivolität des achtzehnten Jahrhunderts. Der 1683 zu Wiesenthal im Erzgebirge geborene Verfasser war ein viel umhergeworfener Gelehrter, der in seiner Jugend verschiedene abenteuerliche Reisen gemacht hatte, dann von 1726 bis 1732 am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen lebte, hierauf sich dauernd in Leipzig niederließ und 1744 auf einer Reise nach Karlsbad starb.

Einen tieferen Wert besaß keins dieser Journale; das meiste, was sie brachten, schöpften sie kritiklos aus dem Haager „Mercure historique et politique", den sie aber nur selten als Quelle angaben.

Drittes Kapitel.

Das geistige Leben sucht seinen Ausdruck in der schönen Litteratur zu gewinnen.

1. Die große Fehde zwischen Gottsched und den Schweizern. Die „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Die Zeitschrift der Schweizer. Die „Bremer Beiträge".

Weit wichtiger, als die politischen Zeitungen und Journale wurden für das geistige Leben der Nation um die Mitte des Jahrhunderts die litterarischen Zeitschriften. Die Epoche dieser Journale des achtzehnten Jahrhunderts hob mit der großen litterarischen Fehde zwischen Gottsched und den Schweizern Bodmer und Breitinger an, die 1740 begann und nach und nach das ganze gebildete Deutschland in seine Kreise zog. Es handelte sich in dieser zunächst darum, daß die Schweizer die immer mehr hervortretende Neigung Gottscheds für die Franzosen verurteilten, während Gottsched die Vorliebe Bodmers und Breitingers für Milton als eine maßlose Überschätzung lächerlich machte. Weiterhin warf Gottsched den Schweizern Überspanntheit und ausschweifende Phantasie vor, während diese den bisherigen Beherrscher des litterarischen Lebens als einen nüchternen Pedanten bezeichneten, der nicht imstande sei, poetisch zu empfinden. Schließlich bildeten sich in diesem litterarischen Streite zwei scharf abgegrenzte feindliche Heerlager heraus, die sich mit größter Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit bekämpften und dabei weit über die ersten strittigen Punkte hinausgingen.

Zur Führung des Kampfes wurden von beiden Parteien litterarische Zeitschriften ins Leben gerufen. In Leipzig gründete ein Anhänger Gottscheds, Johann Joachim Schwabe, 1741 die „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, die gleich mit einem komischen Heldengedichte „Der deutsche Dichterkrieg“ begannen, in dem Bodmer unter dem Namen Merbod lächerlich gemacht wurde. Die Schweizer gaben in Zürich die Zeitschrift „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes“ heraus. Bodmer veröffentlichte hier unter dem Pseudonym Heinrich Effinger eine beißende Satire gegen die Leipziger und ihren „Dichterkrieg“.

Noch verschiedene andere Zeitschriften erstanden, aber nur noch eine, die unter dem Titel „Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ von 1744 bis 1748 von Karl Christian Gärtner herausgegeben wurde, erlangte eine besondere Bedeutung. Der Standpunkt Gottscheds war mehr und mehr ein so einseitiger, er selbst so schroff und störrisch geworden, daß ein Kreis junger sächsischer Schriftsteller nicht mehr den Anschauungen und dem Tone der Schwabeschen Zeitschrift zustimmen konnte und sich daher unter der Leitung Gärtners mit den „Neuen Beiträgen“, oder, wie man sie nach dem Druckorte hauptsächlich nannte, den „Bremer Beiträgen“ ein neues Organ schuf. Dem Kreise gehörten Fr. W. Zachariä, der sich bereits durch sein komisches Heldengedicht „Der Renommist“ einen Namen gemacht, J. A. Ebert, ein gediegener Kenner der englischen Litteratur, Christlob Mylius, der geniale, aber nur zu flüchtige Freund Lessings, Konrad Arnold Schmid, ein Lyriker von feiner Empfindung, der geniale Elias Schlegel, J. Andr. Cramer, Gisecke u. a. an. Auch Gellert und der Satiriker Rabener traten bisweilen hinzu, und später erschien auch Klopstock, der im 4. Bande, im Frühjahr 1748, die drei ersten Gesänge seines „Messias“ abdrucken ließ. Die „Bremer Beiträge“ suchten zunächst zwischen den Schweizern und Gottsched und seinem Anhange zu vermitteln, bald aber zeigte es sich, daß sich bei jedem Vermittelungsversuche die Kluft nur noch mehr erweiterte, und

nun sagten sie sich mit aller Entschiedenheit von Gottsched los. Scharf verurteilten sie die geschraubte, hohle Kunstdichtung Gottscheds, und mit jugendlichem Enthusiasmus hoben sie die volkstümliche Dichtung auf den Schild. Mit dem Erscheinen der drei ersten Gesänge des „Messias" siegten sie auf der ganzen Linie. Bodmer brach in Entzücken über die Klopstocksche Dichtung aus, während Gottscheds Einfluß für immer dahin schwand und Spott und Hohn sich über ihn ergoß, weit mehr als er verdient hatte.

Die Gärtner, Zachariä, Ebert, Schmid — Elias Schlegel starb vor der Zeit, und Klopstock beteiligte sich nicht weiter — waren aber doch nicht bedeutend genug, um längere Zeit hindurch eine leitende Zeitschrift erhalten zu können, sie blieben auch nicht lange genug in Leipzig zusammen, um den mündlichen Austausch ihrer Ideen und Anschauungen weiter zu pflegen — Gärtner wurde schon 1745 Hofmeister in Braunschweig und dann 1747 dort Professor der Moral und Beredsamkeit am Karolinum —, und sie entwickelten auch nicht das nötige Geschick, um solchen journalistischen Unternehmen eine weite Verbreitung zu verschaffen. Die weitere Entwicklung der litterarischen Zeitschriften wurde daher von einem ganz anders gearteten Manne herbeigeführt, dem Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai.

---

2. Auftreten Nicolais. Seine „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste". Die Zeitschrift unter Christian Felix Weiße. Nicolais „Briefe, die Neueste Litteratur betreffend". Die „Allgemeine deutsche Bibliothek". Verspottung Nicolais.

Mit Friedrich Nicolai beginnt die Blütezeit der litterarischen Journalistik des achtzehnten Jahrhunderts. Neben einer nie rastenden kaufmännischen Betriebsamkeit und einer großen geschäftlichen Umsicht, besaß Nicolai auch einen feinen Spürsinn für litterarische Talente, mit Hülfe dessen es ihm gelang, sich alsbald einen großen Stab ganz ausgezeichneter Mitarbeiter zusammenzustellen, der die gesammte litterarische Bildung des

damaligen Deutschlands repräsentierte. Dadurch gewann er schnell eine dominierende Stellung im litterarischen Leben, und seine Zeitschriften galten drei Jahrzehnte hindurch als die gewichtigsten kritischen Stimmen.

Nicolai wurde am 18. März 1733 zu Berlin als der Sohn eines Buchhändlers geboren, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin und die Schule des Waisenhauses in Halle, eignete sich jedoch den größten Teil seiner Kenntnisse durch unermüdliches Selbststudium an. Eine harmonische Bildung erreichte er aber damit nicht. „Mit dem Eigensinn und der Dünkelhaftigkeit des Autodidakten erzielte er nicht auch die Selbständigkeit des self made-Mannes: zeitlebens fühlte er sich dort am wohlsten, wo er den ganzen Chor aller sogenannten vernünftigen Leute auf seiner Seite hatte".*) Er wurde dadurch zum „konsequentesten Vertreter des Utilitäts- und Aufklärungsjahrhunderts".

Nach seiner Schulzeit widmete auch er sich dem Buchhandel, trat aber auch sofort in das litterarische Leben ein und knüpfte direkt bei dem Mitarbeiterkreise der „Bremer Beiträge" an. Demgemäß war er von Anfang an ein Gegner Gottscheds und bezeugte dies auch gleich bei seiner ersten schriftstellerischen Arbeit „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe", die er 1753 herausgab, und in der er die Anschauungen Gottscheds bekämpfte, während er Milton in Schutz nahm. In umfassender Weise entwickelte er dann seine Ansichten über die litterarischen Verhältnisse zwei Jahre später in der Schrift „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland". Er wendete sich hier nicht nur gegen Gottsched, sondern auch gegen die Schweizer, die ebensowohl, wie der ehemalige Gewaltige in Leipzig, in Einseitigkeit befangen seien, und wies dann auf das Drama hin, dem man sich vor allem zuwenden müsse, wenn man eine bessere Zukunft der deutschen Dichtung herbeiführen wolle. Doch dies nicht allein, man müsse auch eine strengere Handhabung der

*) Minor, Lessings Jugendfreunde (Kürschners D. Nat.-Litt. Bd. 72) S. 279.

Kritik einführen, denn so lange man das Mittelmäßige für erträglich halte, werde man den verderbten Geschmack nicht bessern. Mit diesen Grundanschauungen erwarb er sich die Freundschaft Lessings und Moses Mendelssohns', und unter der Ägide dieser wagte er nun sein erstes großes journalistisches Unternehmen, die Gründung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“, der ersten deutschen Zeitschrift großen Stils. Lessing hatte in Gottfried Dyk in Leipzig den Verleger beschafft. Das erste Stück der Zeitschrift erschien zur Ostermesse 1757. Nicolai erklärte darin, daß die Bemühungen der Verfasser zwar hauptsächlich dahin gingen, die Beredsamkeit und die Dichtkunst zu fördern, doch würden sie auch, davon überzeugt, daß die schönen Künste durch die genauesten Bande mit einander verknüpft seien, Malerei, Kupferstecher-, Bildhauer- und Baukunst, wie auch Musik- und Tanzkunst mit in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, mit der besonderen Absicht, zu zeigen, „daß, des Eigenen ohnerachtet, das jede Kunst für sich habe, dennoch alle Künste in ihren Grundregeln übereinstimmen“. Das Hauptgewicht legte er aber auf die Förderung des Dramas, dessen Bedeutung für die Entwickelung der Litteratur er ja schon in seinen „Briefen“ betont hatte. „Sowie der Verbesserung, als auch der Geschichte des deutschen Theaters“, sagte er, „werden wir uns besonders befleißigen ... Doch werden wir auch von Zeit zu Zeit einige Nachrichten von auswärtigen Schaubühnen einfließen lassen, und wir hoffen besonders, von den neuesten Begebenheiten des französischen Theaters ordentliche Nachrichten geben zu können, wie auch das engländische Theater aus einem solchen Augenpunkte zu zeigen, daß man sehen wird, wie schätzbar es ist, und wie elend die Urtheile einiger seichten Köpfe sind, die es verachten, ohne es anders zu kennen, als aus den Machtsprüchen eingebildeter Kunstrichter, die weder das Theater überhaupt, noch die Sprache und das Genie der engländischen Nation zu beurtheilen wissen“. Dieses Programm hielt Nicolai auch fest; er selbst bot gleich im ersten Hefte eine Abhandlung über das Trauerspiel und veröffentlichte weiterhin die verschiedenartigsten Artikel über das deutsche und ausländische Theater, u. a.

eine Besprechung von Lillos berühmtem Drama „Der Kaufmann von London", das einen so großen Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Dramas ausgeübt hatte, und von Goldonis Lustspielen, die damals einen Siegeszug durch Europa machten. Zudem setzte er jährlich einen Preis von fünfzig Thalern für das beste Trauerspiel aus, was in jener Zeit des frischen Emporblühens unserer dramatischen Litteratur entschieden befruchtend wirkte. Den ersten Preis gewann J. F. v. Cronegk mit seinem Trauerspiel „Codrus".

Die hauptsächlichsten Mitarbeiter waren Mendelssohn, Hagedorn, Lippert u. a.; Lessing, der 1755 von Berlin nach Leipzig übergesiedelt und mit anderen litterarischen Arbeiten beschäftigt war, steuerte nur wenige und auch nur unbedeutende Beiträge bei, dagegen besorgte er eine Zeit lang die Korrektur und hie und da eine Redaktionsarbeit.

Trotz dieses freieren Schwunges, dieses erweiterten Gesichtskreises, konnte sich die „Bibliothek" aber doch nicht zu einer Führerrolle emporschwingen. Die Redaktion hatte zwar gesagt, daß sie der Gewohnheit der deutschen witzigen Köpfe, einander nur immer zu streicheln und über alle Maßen zu loben, nicht folgen wolle, aber sie wagte doch niemals einen entscheidenden Schlag, entfaltete auch nicht genug eignen künstlerischen Sinn, sondern beharrte, wie Hettner hervorhebt, in der altväterischen und zopfigen Anschauung, daß nur das Moralisierende und Lehrhafte als der einzige und höchste Endzweck der Dichtung und Kunst hinzustellen sei. Diesen Mangel an einem tieferen Einfluß mochte Nicolai auch bald selbst empfinden; es war ihm daher ganz erwünscht, daß sich ihm im Herbst 1759 Gelegenheit bot, in geschickter Weise die „Bibliothek" auf andere Schultern zu legen. Durch das Ableben seines älteren Bruders, der bisher die väterliche, mittlerweile wesentlich vergrößerte Buchhandlung weiter geführt hatte, sah er sich genötigt, das Geschäft, in dem auch sein Vermögen steckte, fortan selbst zu leiten, und übertrug nun, da er jetzt auf die Messen von Danzig und Leipzig gehen müsse, die Redaktion der „Bibliothek" dem Leipziger Schriftsteller Christian Felix Weiße.

Mit Christian Felix Weiße trat ein Mann von vollständig anderen Grundsätzen und Anschauungen an die Spitze des Unternehmens. Weiße stand in dem Litteraturkreise Leipzigs. Geboren am 28. Januar 1726 zu Annaberg in Sachsen, kam er schon als neunzehnjähriger Student nach Leipzig und lebte dann dort, einige Reisen abgerechnet, ununterbrochen in glücklichen Verhältnissen bis zu seinem am 16. December 1804 erfolgten Tode. In seinen zahlreichen poetischen Schöpfungen suchte er vor allem der großen Menge zu gefallen. Durch seine „Scherzhaften Lieder“ im Tone Hagedorns und Gleims, die allgemein ansprachen, von denen aber Lessing sagte, daß zwei Drittel von ihnen hätten ungedruckt bleiben können, seinen vielen Lustspielen und Trauerspielen, die auf allen deutschen Bühnen gegeben wurden, seinen Singspielen und komischen Opern, deren Lieder man auf allen Gassen sang, und schließlich auch durch einen „Kinderfreund“, den er von 1775 bis 1784 herausgab, war er nächst Gellert der populärste deutsche Dichter des achtzehnten Jahrhunderts. Einen höheren Gesichtspunkt nahm er aber in keinem einzigen dieser Werke ein, und zu einem solchen schwang er sich auch nicht bei der Leitung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ empor. Über den Gesichtskreis eines Rabener, Gleim, Uz u. a., wie über die veralteten ästhetischen Lehrsätze eines Batteux, ging er nie hinaus; dagegen suchte er möglichst vielseitig zu sein; Garve,, Engel, Gerstenberg, Kästner, Clodius, Thümmel und selbst Winckelmann waren seine Mitarbeiter, die alle neu erschienenen Werke über Philosophie, Philologie, Kunst, Ästhetik und Geographie — von Geschichte, Naturwissenschaften und Theater wurde abgesehen — eingehend besprachen. Doch wachte der Herausgeber der „Bibliothek“ sorgfältig darüber, daß alles vermieden wurde, was zu Streitigkeiten führen konnte. Den Zwist mit den Schweizern hatte er von Nicolai mit übernehmen müssen, aber er suchte ihm bald die Spitze abzubrechen und führte auch schließlich wieder eine Annäherung an Bodmer herbei.

Bei dieser Farblosigkeit und dieser Pedanterie konnte die „Bibliothek“ kein richtiges Abbild ihrer Zeit geben. Alles, was

in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in unserer Litteratur durch Gärung ans Licht strebt, schreibt Minor, der Biograph Weißes*), wird in dieser Zeitschrift rücksichtslos totgeschwiegen oder mit einem bedächtigen Räsonnement abgefertigt. Weiße setzte eine wahre Ehre darein, keiner Partei anzugehören, um es mit den andern nicht zu verderben. Alle Aufforderungen, sich in den Kampf der Geister zu mischen, wies er ab, und zu den Angriffen schwieg er still. Weder die Bodmer, noch die Klotze, noch die Riedel, noch die Lessinge, noch die Herder, gleichviel ob sie lobten oder schimpften, vermochten ihn seinem Stillschweigen zu entreißen. Dieses Verhalten Weißes war in seinem letzten Grunde aber doch nicht Friedensliebe, sondern hochmütige Verachtung fremder Interessen und Mangel an Verständnis für die große Litteraturperiode, die sich vor seinen Augen entwickelte.

Die „Bibliothek“ übte daher auch nur in den ersten Jahren ihres Bestehens einen gewissen Einfluß aus, weiterhin galt sie zwar als eine gewisse litterarische Zentrale, durch deren Mitteilungen man sich gern unterrichtete, auf deren Urteil man aber wenig gab; am Ende des Jahrhunderts war sie bis zur Bedeutungslosigkeit hinabgesunken. Weiße leitete sie unter dem bisherigen Titel bis 1765 und dann als „Neue Bibliothek“ bis zu seinem Tode 1804, doch erst 1806 ging sie endlich ein.

Die Hoffnungen, denen sich Nicolai bei der Gründung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ hingegeben hatte, waren also nicht in Erfüllung gegangen. Lessing, der seit 1758 wieder in Berlin lebte, unterbreitete daher dem Freunde bereits im Sommer 1758 ein neues Projekt. Die Form dieses neuen Journales sollte zwangloser sein; im bequemen Briefton sollte man sich freier gehen lassen, dabei aber über das litterarische Gebiet nicht hinausschweifen. Um den Briefen einen bestimmten allgemeinen Charakter zu geben, schlug Lessing vor, sie an einen im Felde

*) J. Minor, Ch. F. Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Litt. des 18. Jahrh. Innsbr. 1880 und J. Minor, Lessings Jugendfreunde (Kürschners Deutsche National-Litteratur, Bd. 72).

verwundeten befreundeten Offizier zu richten. Er selbst dachte hierbei an seinen Freund Ewald von Kleist.

Nicolai ging sofort auf das Projekt ein, und so erschien bereits am 4. Januar 1759 das erste Heft der „Briefe, die Neueste Litteratur betreffend", mit denen Deutschland sein erstes kritisches Journal von wirklicher Bedeutung erhielt, „das", wie Gödeke in seinem „Grundriß" hervorhebt, „der werdenden Litteratur eine freie Bahn brach, auf das Altertum zurückging und den Engländern, besonders auch Shakespeare, gerecht zu werden suchte".

Außer Lessing arbeiteten zunächst nur Nicolai und Mendelssohn mit. Lessing entwickelte sofort die großen allgemeinen Gesichtspunkte, von denen eine wirklich wertvolle Kritik ausgehen müsse. „Die Güte eines Werkes", sagte er, „beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachteiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten." Weiterhin entwickelte er, daß unsere Dichtkunst vor allem dahin streben müsse, national zu sein, eine wirklich deutsche, die aus dem innersten Wesen und Leben des Volkes hervorgehe, in der sich daher das geistige Wesen und der Lebensgehalt der Gegenwart rein und unbefangen abspiegeln würde. Dann fegte er mit energischer Hand mitten in die vielen Dichterlein hinein, die mit ihren Reimspielereien und ihrem anakreontischen Getändel wunder was für liebliche Poesie zu zeitigen vermeinten. Nur weniges bestand vor seiner Kritik, Ewald von Kleists und Gerstenbergs Gedichte und Gleims Kriegslieder. Dagegen mußte sich schon Klopstock manches gefallen lassen. Das Empfindungspathos leide nicht selten an Gedankenleere, und die prächtigen Tiraden der geistlichen Lieder seien „so voller Empfindung des Dichters, daß der Leser oft gar nichts dabei empfinde". Dem jungen Wieland aber, der sich in jener Zeit in seraphischer Überschwänglichkeit gefiel, las er sehr nachdrücklich den Text und machte ihm klar, daß er ganz falsche Wege wandele.



Natürlich erregte dieses energische und rücksichtslose Auftreten Lessings in weiten Kreisen Angst und Schrecken und rief viele heftige Erwiderungen hervor, besonders von seiten der Anhänger Klopstocks; aber Lessing nahm davon nur wenig Notiz. Leider stellte er bereits 1760 bei seinem abermaligen Weggange von Berlin, als das Unternehmen erst bis zum 7. Teile fortgeschritten war, seine regelmäßige Mitarbeit ein und lieferte später nur noch zwei Beiträge. Die hauptsächlichsten Verfasser der „Briefe" wurden jetzt Nicolai, Mendelssohn und der geniale Thomas Abbt, der aber noch in zu jugendlichem Alter stand, um mit der hoheitsvollen Gemessenheit eines Lessing die Spreu vom Weizen zu sondern. Nicolai wendete sich in dieser Zeit besonders gegen die Nachahmer Youngs und die sentimentale Frömmelei der Jünger Klopstocks. Weiterhin wurden Resewitz, Grillo und Sulzer Mitarbeiter der „Briefe", vermochten aber dem Unternehmen kein neues Leben einzuhauchen, so daß es mit dem 24. Teile im Jahre 1765 einging.

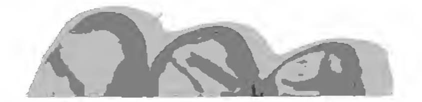
Nicolai hatte mittlerweile bereits den Plan zu einem neuen Journale entworfen, das, auf die breiteste Grundlage gestellt, alle bisher dagewesenen übertreffen sollte. Das ganze litterarische Leben der Nation beabsichtigte er hier widerzuspiegeln; alle Erscheinungen desselben sollten hier besprochen und auf ihren wahren Wert und ihre wirkliche Bedeutung geprüft werden. Als Titel wählte er die Bezeichnung „Allgemeine deutsche Bibliothek".

Mit außerordentlicher Umsicht und Energie ging er ans Werk. Bald hatte er einen großen Kreis von bedeutenden Mitarbeitern, Philosophen, Historiker, Politiker, Archäologen, Philologen, Juristen, Mediziner, Physiker, wie Herder, Merck, Schlözer, Heyne, Eschenburg, Knigge, Musäus, Engel, Ersch, Böttiger, Biester, Griesbach, Sprengel und viele andere, um sich versammelt, deren Einsendungen er mit nie ermüdender Sorgfalt genau durchkorrigierte und zurechtstutzte, damit das ganze Journal nie den Charakter der Einheitlichkeit verlor und stets den Eindruck machte, als sei es von Anfang bis zu Ende von ein und derselben universellen Feder verfaßt worden. Daß es bei diesem Verfahren des Redakteurs nicht ohne Eigenmächtigkeiten und Gewaltthätigkeiten

abging, ist selbstverständlich; aber Nicolai wußte sich immer mit vielem Geschick durch alle diese Klippen hindurchzuwinden, so daß er sein System vierzig Jahre lang aufrecht erhalten konnte und mit ihm der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" wenigstens in den beiden ersten Dezennien eine dominierende Stellung verschaffte.

Der erste Band erschien bereits 1765 im Nicolaischen Verlage, und darauf gehörte die Zeitschrift über fünfundzwanzig Jahre zur Hauptstütze der Nicolaischen Buchhandlung. Als jedoch das Wöllnersche Regiment durch seine harte Zensur der „Bibliothek" viele Schwierigkeiten bereitete, gab sie Nicolai 1792 an Bohn in Hamburg ab, wo sie die trübe Wöllnersche Zeit auch glücklich überstand; dagegen erfuhr sie einige Jahre später noch einen harten Schlag. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution wurde die Zeitschrift von orthodoxer Seite beschuldigt, die frevelhaften französischen Grundsätze auch in Deutschland verbreitet zu haben, worauf sie von 1799 bis 1801 in Preußen verboten wurde. Sie wurde in dieser Zeit in Kiel verlegt. Nach Wiederaufhebung des Verbotes nahm sie Nicolai aufs neue in Verlag und leitete sie noch bis 1806. Mit den Anhängen und Registern hatte sie es bis auf dritthalbhundert Bände gebracht, zu der 154 Mitarbeiter beigesteuert hatten.

Der breite Boden, auf dem die „Allgemeine deutsche Bibliothek" stand, war der der deutschen Aufklärung. Sie focht unablässig für die Rechte des gesunden Menschenverstandes, unaufhörlich gegen Schwärmerei, Kryptokatholizismus, Pfaffenherrschaft und Unduldsamkeit, „die sie", wie Geiger sagt, „bis in ihre äußersten Schlupfwinkel verfolgte und selbst da aufsuchte, wo sie sich gar nicht befand." Sie ging also zwar hie und da zu weit, allein sie erwarb sich trotz alledem das große Verdienst, daß sie überall für die einfachen Wahrheiten eintrat und die vielen theologischen Zänkereien und Silbenstechereien jener Zeit als unreligiös verurteilte. Später jedoch, als Goethe neue Ideale auf den Thron hob, vermochte Nicolai diese Gedankenflüge nicht mitzumachen; die „Bibliothek" stellte sich dem jungen Heros mehr und mehr feindlich gegenüber und wurde schließlich das Organ des Rückschritts.



Dafür überschütteten nun Goethe und die Seinen den alten Kämpen mit Spott und Hohn. Verächtlich auf ihn herabblickend, rief der junge Titan:

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen:
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schürt mich der Berliner Bann,
Geschmacklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen."

Und als Nicolai nun gar in Folge heftiger Kopfkongestionen eines Tages — allerdings eine seltsame Ironie des Schicksals bei einem Manne, der Zeit seines Lebens gegen Aberglauben und Gespensterfurcht gekämpft hatte — bei hellem Sonnenlicht Geister zu sehen vermeinte, benutzte Goethe diesen pathologischen Zufall und machte ihn im zweiten Teile des „Faust" als „Proktophantasmist" mit den Versen lächerlich:

„Ei, der ist eben überall.
Was andre tragen, muß er schätzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,
Das hieß' er allenfalls noch gut,
Besonders, wenn ihr ihn darum begrüßen solltet."

Auch Ludwig Tieck und A. W. Schlegel fielen über ihn her; der erstere karikierte ihn in seinem „Zerbino" und ließ ihn beim jüngsten Gericht, als man ihn weder im Himmel, noch in der Hölle haben wollte, in die leere Nichtigkeit verweisen, und Schlegel höhnte, da Nicolai jetzt plötzlich Geister gesehen habe, so wünsche er nun auch einmal den seinigen zu sehen und verspreche dem, der ihm die Mittel angebe, das schwierige Unternehmen auszuführen, eine entsprechende Belohnung.

Da war es denn ganz natürlich, daß er in den Augen des neuen Geschlechtes mehr und mehr zum Vertreter der kläglichsten Plattheit hinabsank, zum Hauptträger des alten Zopfes, und als dieser, als der Repräsentant der Philisterwelt des achtzehnten

Jahrhunderts, gilt er im großen und ganzen noch heute. Seine Verdienste, die er sich in der ersten Hälfte seines Lebens erwarb, bleiben dabei unbeachtet. Dabei thut man ihm aber bitter Unrecht, und darum hat auch schon Biester gleich nach seinem am 6. Januar 1811 erfolgten Tode auf seine große und erfolgreiche Lebensarbeit hingewiesen. „Die Allgemeine Deutsche Bibliothek war ein Werk von solchem Umfange über unser gemeinschaftliches deutsches Vaterland“, schrieb er, „und von solchem Einfluß auf alle Provinzen desselben, wie keine Nation ein ähnliches aufzuweisen hatte. Nun erst erfuhr Deutschland, was überall litterarisch in ihm vorging; es lernte sich selbst kennen und kam eben dadurch in nähere Verbindung mit sich selbst .... Daher hat dieses Werk eine Wirksamkeit geäußert, die eine wahre Revolution von der heilsamsten Art in allen Teilen der Wissenschaft und Kultur, ja in der ganzen Denkungsweise des deutschen Volkes hervorbrachte. Wer drei kritische Werke begründet und herausgegeben hat, wie die Leipziger Bibliothek, die Litteraturbriefe und die Allgemeine Bibliothek, und zwar zu einer Zeit, wo nichts Ähnliches vorhanden war, der kann ruhig zusehen, wenn nachher mit frischer Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten, die von ihm schon durchmessen worden ist“.

---

3. Weitere litterarische Zeitschriften. Klotz und seine „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Gerstenbergs „Schleswigsche Merkwürdigkeiten“. Die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“. Das „Göttingische Magazin“ von Lichtenberg und Forster. Die in das Litteraturleben des 19. Jahrhunderts hinüberleitenden Litteraturzeitungen von Jena und Halle.

Neben den Zeitschriften Nicolais sproß aber sehr bald noch eine Fülle von andern litterarischen Blättern empor, von denen zwar kein einziges auch nur annähernd den Einfluß der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ zu gewinnen vermochte, die aber doch trotz alledem — jedes in seiner Art — eine gewisse Wirkung auf das damalige geistige Leben ausübten. Zuerst sind da zu nennen die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“, die direkt

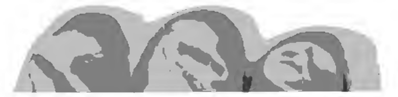
als Konkurrenzunternehmen der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" auftrat, die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur" und die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", in denen ein neuer Geist, der der Stürmer und Dränger, sich geltend machte, sodann das „Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur", das den Überschwang der Stürmer zu mäßigen suchte, und endlich die Litteraturzeitungen von Jena und Halle, die die Verbindungsglieder zwischen dem Litteraturleben des achtzehnten und dem des neunzehnten Jahrhunderts darstellen.

Der Begründer der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften" war der vielberufene Geheimrat Professor Christian Adolf Klotz in Halle. Die Zeitschrift erschien von Herbst 1767 bis dahin 1771. Klotz (geb. 1738, gest. 1771) war ein reich begabter, aber leichtfertiger und charakterloser Mann, der ohne strenge Arbeit eine große Rolle in der litterarischen Welt spielen wollte und sich daher, als er sich in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" nicht genug gelobt sah, sein eigenes kritisches Organ gründete. Hier schlug er aber einen so hochfahrenden und groben Ton an, daß er sehr bald mit aller Welt in Fehde geriet und Lessing bereits im Februar 1768 an Nicolai schrieb: „Das ist doch unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln!" Und als sich dann Klotz in pöbelhafter Weise auch an Lessing selber vergriff, da erhob sich dieser zornsprühend, und es spielten sich nun jene berühmten „Klotzischen Händel" ab, in denen Lessing in glänzender Dialektik die litterarische Bedeutung des eitlen Klotz für alle Zeiten vernichtete.

Die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur", nach dem Druckorte Schleswig meist „die Schleswigschen Merkwürdigkeiten" genannt, wurden von 1766 bis 1767 von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg herausgegeben, der sich später hauptsächlich durch seine Tragödie „Ugolino", das erste dramatische Denkmal der Sturm- und Drangperiode, bekannt machte. In den „Briefen" wendet er sich gegen die trockene Lehrhaftigkeit der Dichtungen, er verlangt die Äußerungen wirklicher dichterischer Begeisterung, den Schwung und das Feuer des Genius. Darum wies er auf die sonnige Heiterkeit des Ariost und den geist-

sprühenden Witz des „Don Quixote" hin, machte auf die Gefühlsinnigkeit der volkstümlichen Dichtungen aufmerksam und pries das tiefe Gemüt, das aus den nordischen Göttersagen, der Edda und den altdänischen Volksliedern spreche. Klopstock empfing aus diesen Darlegungen die Anregung zu seinen Bardengesängen. Vor allem aber trat Gerstenberg für die hohe Bedeutung Shakespeares ein, die damals noch nicht genügend erkannt wurde. „Er hat Alles", ruft er aus, „den bilderreichen Geist der Natur in Ruhe und der Natur in Bewegung, den lyrischen Geist der Oper, den Geist der komischen Situation, sogar den Geist der Groteske; und das Sonderbarste ist, daß Niemand sagen kann, diesen hat er mehr und jenen weniger." Aber Gerstenberg erklärt sich in seiner Begeisterung auch für die Shakespearesche „Regellosigkeit", er will nicht mehr das nach den althergebrachten Regeln gezimmerte Drama, das sich nur steif bewegen könne, sondern ein tiefergreifendes Seelengemälde ohne einschnürende Fesseln. Lessing warnte zwar sofort in seiner Dramaturgie, mit der Verwerfung der Gesetze der französischen Tragik nicht zugleich alle Gesetze der Tragik zu verwerfen, und hob energisch hervor, daß sich die Tragödie von der Richtschnur der Aristotelischen Dichtlehre keinen Schritt entfernen könne, allein das emporstürmende junge Dichtergeschlecht kümmerte sich nicht um diese Warnung; Gerstenberg selbst schrieb den schon genannten ungeheuerlichen „Ugolino", in dem alle Qualen des Hungertodes geschildert werden, und Lenz, Klinger, Wagner u. a. folgten seinem Beispiele.

In noch mannigfaltigerer Weise, als in den „Schleswigschen Merkwürdigkeiten", kamen die Ansichten der Stürmer und Dränger in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" zum Ausdruck, allerdings nur in dem Jahrgange von 1772. Unter dem Titel „Frankfurter Gelehrte Zeitung" hatte das Blatt schon seit 1736 bestanden, aber es war bisher nur ein trockenes und recht unbedeutendes Gelehrtenblatt gewesen; mit dem Jahre 1772 dagegen, nachdem der fürstlich Waldeckische Hofrat Deinet es durch Kauf an sich gebracht und zur Mitarbeit „eine Gesellschaft Männer" gewonnen hatte, „die", wie es in der Ankündigung hieß, „ohne



alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen im Stillen bisher dem Zustande der Litteratur und des Geschmacks hiesiger Gegend als Beobachter zugesehen", errang es sich schnell ein großes Ansehen und bedeutenden Einfluß. Die „Gesellschaft freier Männer" bestand allerdings auch aus Merck, Herder, Schlosser und vor allem aus dem jungen Goethe, der soeben seine Schwingen zu regen begann. Wie in der kurzen Nachricht an das Publikum gesagt wurde, sollte das Blatt, das nunmehr den Titel „Frankfurter gelehrte Anzeigen" führte, kein Repertorium aller gelehrten Bücher sein, sondern vielmehr nur die gemeinnützigen Artikel in der Theologie, Jurisprudenz und Medizin, hingegen das Feld der Philosophie, der Geschichte, der schönen Wissenschaften und Künste in seinem ganzen Umfange umfassen. Besonders werde man auch auf die englische Litteratur sein Augenmerk richten. Wie Goethe in „Wahrheit und Dichtung" berichtet, war Merck zunächst der geistige Lenker des Unternehmens, bald aber bildete sich unter den Mitarbeitern ein engeres freundschaftliches Verhältnis heraus, das einen ganz ungezwungenen Verkehr zur Folge hatte. „Wer das (zu besprechende) Buch zuerst gelesen hatte", so erzählt Goethe weiter in seinen Lebenserinnerungen, „der referirte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaction . . Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten". Dadurch wurden diese Besprechungen zu einem ganz rückhaltlosen ästhetischen Glaubensbekenntnisse der Sturm- und Drangperiode. Besonders der junge Goethe ließ seinem Genius frisch, frei und froh die Zügel schießen, so daß nach Jahrzehnten noch der gealterte Goethe sich dieser übermütigen journalistischen Thätigkeit mit Vergnügen erinnerte. Die Abhandlungen seien Ergießungen seines jugendlichen Gemütes gewesen, sagt er in „Wahrheit und Dichtung", wild, aufgeregt und flüchtig hingeworfen, rückhaltslos leidenschaftliche Bekenntnisse seiner jugendlichen Gesinnungsweise. Aber sie



bedeuteten für ihn auch noch mehr, sie brachten Klarheit in seine ästhetischen Anschauungen und förderten in ihm früher, als dies z. B. bei Schiller der Fall war, die „Besonnenheit des Künstlers“. Sie sind daher für die Kenntnis des jungen Goethe sehr wichtig, und es ist infolgedessen, da die Exemplare der Zeitschrift mittlerweile sehr selten geworden sind, ein Neudruck des Jahrganges von 1772 mit einer umfangreichen Einleitung von Wilhelm Scherer hergestellt worden.*) Leider kann nicht mehr vollständig festgestellt werden, welche Artikel, die sämtlich anonym erschienen, vollständig von Goethe verfaßt wurden. Goethe selbst hat 37 Kritiken als von ihm herrührende in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen, dabei aber gleich vorsichtig bemerkt, es habe ihm bei dieser Auswahl doch die bestimmte Erinnerung gefehlt, daß er wirklich der Verfasser jeder einzelnen Kritik gewesen; er habe die gewählt, „an denen er sich wiedererkannte“. In der That hat er denn auch verschiedene Rezensionen sich zugeschrieben, die neuerdings für andere Autoren bezeugt worden sind, dagegen hat Scherer eine ganze Anzahl von Besprechungen, die Goethe nicht in Anspruch nahm, für Goethesche Erzeugnisse erklärt. Im 37. Bande der „Sophien-Ausgabe“ von Goethes Werken hat dann Wilkowski die von Scherer dem jungen Goethe zugewiesenen Artikel auf ein viel bescheideneres Maß zurückgebracht und dabei zugleich festgestellt, daß den größten Teil der Arbeit Merck und Schlosser lieferten. Zugleich erklärt Wilkowski, daß das, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ über die Art, wie die „Anzeigen“ zustande gekommen, geäußert habe, durchaus unglaubhaft sei. Der Forschung steht also hier noch ein interessantes Feld offen.

Beim Schlusse des Jahres 1772 löste sich die „Gesellschaft freier Männer“ auf, besonders weil die Geistlichkeit Frankfurts auf Betreiben des bekannten Hamburgischen Hauptpastors Johann Melchior Göze in korpore die Abstellung des heterodoxen ärgerlichen Tones in den „Anzeigen“ verlangt und den Verleger wiederholt wegen „Unfug und Mißstand“ hatte verurteilen lassen.

*) Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 7 u. 8: Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Heilbronn, 1883.

Goethe schrieb in der letzten Nummer des Jahrganges das Abschiedswort, die „Nachrede", und ließ sich dabei vom Schalk die Feder führen, indem er versicherte, daß es im neuen Jahre das eifrigste Bestreben der Herausgeber sein werde, allen Beschwerden, die im Laufe des verflossenen Jahres erhoben worden seien, so viel wie möglich abzuhelfen. Diejenigen Rezensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, seien gewillt, ihrem kritischen Leben ein Ende zu machen.

Die Leitung der „Gelehrten Anzeigen" kam nun in die Hände untergeordneter Geister, worauf das Blatt alle Bedeutung verlor und 1790 einging.

Als ein Nachklang aus der „Gesellschaft freier Männer" sind die „Blätter von deutscher Art und Kunst" zu betrachten, die Möser mit Herder und Goethe 1773 herausgab. Herder veröffentlichte in ihnen seine Abhandlung „Über Ossian und die Lieder alter Völker", sowie einen Aufsatz über Shakespeare.

Mit dem „Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur", das von 1780 bis 1782 von G. Ch. Lichtenberg und Georg Forster herausgegeben wurde, erhob sich eine den Stürmern und Drängern abgeneigte Stimme. Die beiden Redakteure waren gereifte Männer, denen die sentimentalen Überschwänglichkeiten und die genialischen Ungeheuerlichkeiten der emporstürmenden Jugend durchaus zuwider waren. Beide hatten sie ihren Geschmack in England gebildet und verlangten daher vor allem Maß und echte Natürlichkeit. Gegen die sogenannten Originalgenies, „die fluchen und schimpfen wie Shakespeare, leiern wie Sterne, sengen und brennen wie Swift und posaunen wie Pindar, und die doch nur zum Namen Genie kommen, wie die Kellerasseln zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viel Füße haben, sondern weil die Meisten sich nicht die Mühe nehmen, bis auf vierzehn zählen zu wollen", bot Lichtenberg seinen ganzen beißenden Witz auf, und bei seinem Widerwillen gegen alles Formlose übersah er denn auch das wirklich Geniale in Goethes „Götz von Berlichingen". Einen tieferen Einfluß gewann die Zeitschrift nicht, die neue Zeit ging über sie hinweg, ohne sich viel um sie zu kümmern; doch hat Goethe Zeit seines Lebens eine Ab-

neigung gegen Lichtenberg gehegt und auch dessen witzige Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche nie recht gelten lassen.

Die jenaische „Allgemeine Litteraturzeitung" wollte sich über den Streit der Parteien erheben und stellte auch in der That im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens das vornehmste kritische Journal dar, eine wirkliche „Trägerin des lebendigen Geistes der Gegenwart"; doch wurde auch sie schließlich in einen großen Kampf hineingezogen, und der litterarische Hader, der sich nun entspann, blieb mit seiner Heftigkeit nicht hinter dem Gottsched-Bodmerschen zurück. Das Blatt wurde unter Beihülfe von Bertuch und Wieland 1785 von Christian Gottfried Schütz gegründet. Dieser (geboren 1747 zu Derstädt, seit 1779 Professor in Jena und von 1804 bis zu seinem Tode 1832 Professor in Halle) war ein hochgebildeter Philologe, ein fein empfindender Ästhetiker und ein gewandter Stilist. Es gelang ihm, mit Unterstützung des Juristen Gottlieb Hufeland das Blatt rasch zu hohem Ansehen zu bringen, wobei ihm allerdings auch die Sympathien Goethes für das Unternehmen sehr förderlich waren. Als die hervorragendsten Mitarbeiter sind Schiller, Kant, L. F. Huber, W. v. Humboldt, Körner, A. W. Rehberg, A. W. Schlegel, J. B. v. Alxinger und Joseph Schreyvogel zu nennen. Entscheidend für die Entwicklung der „Litteraturzeitung" war es, daß sie sich gleich von anfang an auf die Grundanschauungen der neuen Kantschen Philosophie stellte, die soeben alle bedeutenden Geister zu beschäftigen begann. Doch brachte diese Richtung das Journal auch in große Gefahr. Die Verdüsterung, die seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. in Preußen eingetreten war und sich auch Kant gegenüber empfindlich bemerkbar gemacht hatte, übte ihre Wirkung bis Jena aus. Die preußische Regierung machte Miene, das freimütige Blatt in ihren Landen zu verbieten, was so ziemlich einer vollständigen Unterdrückung gleichgekommen wäre; doch gelang es den Vorstellungen der herzoglichen Regierung, diese Gewaltmaßregel noch rechtzeitig abzuwenden. Es mußte aber in Berlin die Versicherung abgegeben werden, man werde künftig in Weimar dafür Sorge tragen, daß nichts „Unzulässiges" mehr in dem Blatte gedruckt werde.

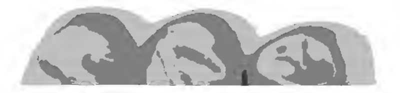
Im übrigen wurde die „Litteraturzeitung" sehr energisch den litterarischen Bestrebungen in Weimar und Jena dienstbar gemacht, sogar in einer Weise, die wir heute — in Sachen der Reklame doch wesentlich feinfühliger und empfindlicher geworden — bei einem hochstehenden Autor nicht mehr billigen würden. So fand z. B. Schiller keinen Verstoß gegen den point d'honneur darin, die Hefte der „Horen" von Referenten besprechen zu lassen, die direkt von Cotta, dem Verleger der „Horen", bezahlt wurden. Er kontrolierte auch die Manuskripte dieser Rezensionen vor dem Druck und achtete darauf, daß der Schein der Unparteilichkeit gut gewahrt wurde. Zugleich schrieb er sehr befriedigt an Goethe: „Wir können so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß".

Der große litterarische Kampf, den die „Allgemeine Litteraturzeitung" auszufechten hatte, wandte sich gegen eine neue Richtung, die sich sehr ungestüm ein Terrain zu erobern und ihre neuen ästhetischen Anschauungen mit kecker Dreistigkeit geltend zu machen suchte. Die Vertreter dieses neuen Glaubens waren neben dem schon genannten A. W. Schlegel dessen Bruder Friedrich, Ludwig Tieck, Fichte, Schelling u. a., also die Romantiker. Diese sprengten die Regeln der Antike, proklamierten die Willkür des Dichters und setzten an die Stelle der abstrakten Forderungen der Kantschen Lehre das „Recht der lebendigen Persönlichkeit". Als A. W. Schlegel 1795 durch Schillers Vermittlung Mitarbeiter der „Allgemeinen Litteraturzeitung" wurde, war die neue Bewegung noch nicht in Fluß gekommen, Schütz konnte also den jungen kenntnisreichen und äußerst fleißigen Schriftsteller herzlich willkommen heißen und ihm nach und nach eine große Menge von Arbeiten für seine Zeitschrift anvertrauen. Mit der Übersiedelung Friedrich Schlegels nach Jena änderte sich aber die Situation. Friedrich hatte einen sehr anstößigen Roman „Lucinde" geschrieben und in diesem erklärt: „Für mich und für diese Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in sich, ist kein Zweck zweckmäßiger, als der, daß ich gleich anfangs das, was wir Ordnung nennen, vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht

einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die That behaupte". Für einen solchen Autor konnte die „Allgemeine Litteraturzeitung" nicht eintreten, sie vermochte überhaupt der ganzen Richtung der Romantiker nicht zuzustimmen, und als sich das schließlich klar herausstellte, brachen die Schlegel und ihre Freunde in großer Erregung mit Schütz. „Die ‚Allgemeine Litteraturzeitung' wurde die Zielscheibe der heftigsten Ausfälle", schreibt Haym*), „der Prügelknabe, gegen welchen alles dasjenige losgelassen wurde, was die neue Schule gegen die alte, was ihr rücksichtsloser Radikalismus gegen den Geist der Halbheit und des Moderantismus, der unphilosophischen Seichtigkeit und der fachgelehrten Pedanterie auf dem Herzen hatte". Am heftigsten wurde Schelling, der ein förmliches Manifest gegen die „Allgemeine Litteraturzeitung" veröffentlichte. In diesem warf er sich als der berufene Verteidiger des neuen durch den Bund mit Poesie und Kunst charakterisierten wissenschaftlichen Zeitgeistes auf und schmähte die Zeitschrift als das zurückgebliebenste, verrottetste Institut, als eine „Herberge aller niedrigen Tendenzen und Leidenschaften", als einen von Pöbeleien wimmelnden „Abgrund von Gemeinheit und Schlechtigkeit". Durch solche ungemessene Grobheiten schadeten sich nun allerdings die Romantiker nur selbst; immerhin war der Bruch mit den jungen Geistern für die „Allgemeine Litteraturzeitung" verhängnisvoll. Die Mitarbeiter, die ins Lager der Romantiker übergingen, konnten nicht genügend ersetzt werden, und da außerdem Schütz in der Hitze des Gefechts ebenfalls manchen Fehlgriff that, so büßte die Zeitschrift mehr und mehr ihre bisherige Vornehmheit ein, und viele Abonnenten wandten sich von dem Blatte ab.**) Diese mißliche Lage fiel außerdem noch zusammen mit einer allgemeinen Kalamität der Universität Jena. Infolge der verschiedensten Ursachen verließ nach und nach eine ganze Menge bedeutender Professoren die Hochschule; man sprach schließlich von einem förmlichen Exodus; auch die Zahl der Stu-

*) R. Haym, Die romantische Schule. Berl. 1870. S. 730 u. ff.

**) Ausführliches über den Kampf zwischen der „Allgemeinen Litteraturzeitung" und den Romantikern in Schütz' Leben, von seinem Sohne. Halle 1834, 2 Bde.



denten sank bedenklich. Dadurch litt das Ansehen der Universität sehr empfindlich, und das wirkte natürlich auch auf die „Allgemeine Litteraturzeitung" zurück; das ganze Institut geriet ins Schwanken.

Da lag es denn nahe, daß auch Schütz Auswanderungsgelüste bekam und gern einen Ruf nach Halle annahm, wo die Universität unter der eifrigen Unterstützung der preußischen Regierung neu zu blühen begann. In Weimar aber wirkte dieser Entschluß Schützes, mit dem natürlich auch der Verlust der „Allgemeinen Litteraturzeitung" verbunden war, geradezu deprimierend. Es lag die Gefahr nahe, daß die Universität vollständig versande und veröde. Sofort faßte daher Goethe, als er im August 1803 durch Hegel die erste Nachricht von der Absicht des Professors Schütz erhielt, den Entschluß, für Jena einen Ersatz zu schaffen, eine neue Litteraturzeitung ins Leben zu rufen; ja, er ließ sogar durch seinen Adlatus, den Major von Hendrich, nicht bloß der Akademie, sondern auch „allen treuen Bürgern der Stadt Jena" erklären, daß die Zeitung erhalten bleiben werde. Das hieß dann allerdings so viel, als wenn in Halle eine neue Litteraturzeitung gegründet werden solle, was die Anhänger von Schütz natürlich zu Gegenerklärungen veranlaßte. Doch waren diese Plänkeleien nicht von Belang, ernster dagegen mußten die Schwierigkeiten genommen werden, die die preußische Regierung wegen Zulassung der Zeitung in Preußen erhob. Goethe wandte sich hier mit einem selbstverfaßten Promemoria direkt an den preußischen Minister Grafen von der Schulenburg und erreichte auch, daß alle weiteren Bedrückungen von Berlin aus unterblieben. Zum Leiter des Blattes wählte er H. K. A. Eichstädt, einen vorzüglichen Latinisten, der, 1772 zu Oschatz geboren und in Schulpforta ausgezeichnet vorgebildet, bereits seit 1797 Honorar-Professor in Jena und zugleich Gehülfe in der Redaktion der „Allgemeinen Litteraturzeitung" war. Zu Mitarbeitern suchte er alle seine Freunde und alle ihm nur einigermaßen näher bekannte Persönlichkeiten von Bedeutung zu werben. Er schrieb an Zelter, Johannes Müller, den berühmten Hallischen Philologen F. A. Wolf, den Philosophen Niethammer,

den Juristen J. A. Reichardt, an Schleiermacher, den „geistreichen Mann", wie es in dem Briefe hieß, „der originelle Blicke in viele Fächer hinwirft", Steffens, Brinkmann, Thibaut und selbst an seinen alten Freund F. H. Jacobi. In einem Konzepte zu einem Briefe, der aber nicht zur Absendung gelangte, sagte er im Hinblick auf seine rege Thätigkeit für die neue Litteraturzeitung: „Ich will Dir gestehen, daß ich in alter Weise, vielleicht ein wenig inconsiderat, Kräfte und Zeit zu diesem Geschäft engagirt habe, die ich vielleicht anderen Arbeiten hätte widmen sollen, zumal da die letzten Decennien drängen und Oekonomie gebieten. Ich müßte aber ein Lump sein, wenn ich in dem Augenblicke, da zwanzigjährige Miethlinge ihren Posten verlassen, nicht wacker bei denen stehen sollte, die solchen Posten, in welchem Sinne auch, behaupten mögen".

Auch das Programm des neuen Blattes wurde sorgsam erwogen. Den Kantischen Standpunkt, den die alte „Litteraturzeitung" vertreten hatte, wollte man fallen lassen und sich der neueren Richtung der Naturphilosophie zuwenden, sich aber dabei eines freien Urteils nicht begeben; im übrigen sollten zum Vorteil der Sache mehr darstellende und begünstigende, als tadelnde und widerwärtige Beurteilungen gegeben werden. Den belletristischen Wust gedachte man möglichst kurz abzuthun; am liebsten hätte man die Rubrik „Belletristik" ganz aufgegeben und dafür eine Rubrik „Artistik" eingesetzt, in der man sich dann nur mit wahren Kunstwerken befaßt hätte. Auch die politischen Schriften, die bisher von A. W. Rehberg sehr verständig besprochen worden waren, wollte man möglichst bei Seite lassen. „Mögen doch Völker und Gouvernements sehen, wie sie mit einander fertig werden", schrieb Goethe an Eichstädt. „Erst, wenn ihre Händel zu Papier geworden sind, dann gehören sie für eine allgemeine Litteraturzeitung, und ein Litterator kann Gott danken, daß er das Weltwesen historisch zu traktiren befugt ist". Und als Gentz verlangte, die „Litteraturzeitung" möge „dem verderblichen politischen Einflusse Frankreichs" entgegentreten, mahnten Goethe und der Minister C. G. von Voigt ernstlich ab. Der Welt- und Staatsmann müsse freilich für den Augenblick für eine gewisse

Seite, um nicht zu sagen Partei, handeln und schreiben, meinte Goethe; der Litterator dagegen und noch mehr der Leiter einer litterarischen Zeitung befinde sich in einer ganz andern Lage: er könne da ruhig sein, wo jener wirke, abwarten, wo jener dränge, dulden, was jener unerträglich finde, ja, er müsse entgegengesetzte Parteien reden lassen.

Nachdem so die Grundlinien des neuen Unternehmens festgestellt worden waren, wurde das Blatt unter dem 30. September 1803 angezeigt und erschien sodann vom Beginn des Jahres 1804 an unter dem Titel „Jenaische Litteratur-Zeitung". Goethe bot gleich in der ersten Nummer einen wertvollen Aufsatz über die letzte Weimarische Kunstausstellung mit einer Entwicklung von Polygnots Gemälde in der Lesche von Delphi und lieferte auch in der Folge eine ganze Reihe von Abhandlungen und Rezensionen, ja er sah sogar die Druckbogen anderer Rezensionen durch und machte auch Vorschläge für die Haltung des Blattes in diesem und jenem Falle. Es ist daher auch nicht mit Unrecht gesagt worden, daß er wenigstens in den ersten Jahren gewissermaßen Oberredakteur der „Litteraturzeitung" gewesen sei. Jedenfalls setzte er die ganze Macht seiner Persönlichkeit für sie ein und gab dadurch der Universität Jena einen neuen Halt.

Der Erfolg erfüllte Goethe mit großer Freude. „So ein kleines Ländchen wir auch sind", schrieb er an Johannes Müller, „so sind doch in litterarischen Unternehmungen diejenigen nicht schwach, die die Geister kommandiren, und wir können es hierin kecklich jeder großen Provinz in Deutschland bieten". Immerhin ging es mit dem Blatte doch nur sehr langsam vorwärts, ja, die hallische „Allgemeine Litteraturzeitung" entwickelte sich sogar lebhafter, als die jenaische Zeitschrift. Sie hatte eben ein günstigeres Terrain, wurde auch von Berlin aus eifrig unterstützt und erhielt außerdem in dem umsichtigen und vielseitig gebildeten Joh. Samuel Ersch (geb. 1766, gest. 1828) einen ausgezeichneten Mitredakteur. Doch hatte sie von Herbst 1806 ab schwer unter der Willkür zu leiden, mit der Napoleon gegen die Universität Halle verfuhr, konnte sich auch nach der napoleonischen Zeit nicht wieder genügend kräftigen und ging schließlich mit dem Tode

Schützes 1832 ein. Die „Jenaische Litteratur-Zeitung" überstand dagegen die Kriegszeit etwas besser; Napoleon sagte der Universität Jena seinen Schutz zu, so daß die Zeitschrift leidlich über die schlimmen Jahre hinweg kam. Doch hörte die Mitarbeit Goethes nach und nach auf, was für das Blatt einen großen Verlust bedeutete, da Eichstädt allein nicht im Stande war, es ferner auf der bisherigen geistigen Höhe zu erhalten. Zudem war Eichstädt mit der Zeit weit mehr auf den pekuniären Ertrag der Zeitung, als auf die Vertiefung ihres geistigen Inhalts bedacht. Düntzer wirft ihm sogar vor, er habe sie schließlich „rein als ‚melkende Kuh' betrachtet"; hatte er sich doch nach und nach nicht weniger denn fünf Rittergüter zu erwerben vermocht. Trotzdem war die „Jenaische Litteratur-Zeitung" doch immer noch ein vornehmes Blatt, und Goethe konnte auch noch 1820 gelegentlich der Beantwortung einer Anfrage Eichstädts an diesen schreiben: „Ew. Hochwohlgeboren haben mir zum schönsten Frühlingstag eine sehr angenehme Empfindung gegönnt, indem Sie mich an die Zeit erinnern, wo wir mit Muth und Kühnheit ein Unternehmen begannen, welches unter so mancherlei Zufälligkeiten durch Ihre Thätigkeit und Beharrlichkeit noch den besten Fortgang hat. Mit sehr vielem Vergnügen betrachte ich die Tüchtigkeit so vieler Recensionen in allen Fächern".

Die Zeitschrift überlebte denn auch ihre hallische Rivalin um ein Beträchtliches; Eichstädt gab sie noch bis zum Schlusse des Jahres 1841 heraus, worauf er sich bis zu seinem 1848 erfolgten Tode ganz der Verwaltung seiner Güter widmete; von 1842 ab erschien sie sodann unter dem Titel „Neue Jenaische Litteratur-Zeitung", bis die Stürme von 1848 auch sie in den Orkus hinabrissen.*)

*) Eingehend wird die Gründung und Förderung der „Jenaischen Litteraturzeitung" besprochen in Goethes Briefwechsel mit Eichstädt, herausgegeben von Woldemar Frhrn. v. Biedermann, Berl. 1872; Ergänzungen dazu finden sich in der „Sophien-Ausgabe" von Goethes Werken, Bd. 16 und 17 der vierten Abteilung.

Viertes Kapitel.

Die zunehmende politische Erregung giebt den Zeitschriften mehr und mehr eine politische Grundstimmung.

1. Die vornehmsten freiheitlich gesinnten Zeitschriften: Wielands „Mercur", Schubarts „Deutsche Chronik", Weckherlins Journale, Schlözers „Staatsanzeigen".

In den bisher charakterisierten Journalen wurden die rein litterarischen und ästhetischen Interessen in der ausgiebigsten Weise vertreten; daneben kam eine politische Meinung nur langsam zum Ausdruck. Es fehlte für eine solche an großen allgemeinen Anschauungen und Zielen. Das Deutsche Reich bildete ein Konglomerat von nahezu 300 so gut wie ganz souveränen und 1500 so gut wie halb souveränen (reichsritterschaftlichen) Territorien, in denen man sich gegenseitig chikanierte und über die kleinlichste Kirchturmspolitik nicht hinaus kam. Der Gedanke, gemeinsam etwas für das Reich zu unternehmen, lag den bürgerlichen Kreisen noch in der Mitte des Jahrhunderts vollständig fern. Wieland erzählt, in seiner Kindheit sei ihm viel gesagt worden von Pflichten gegen Gott und den nächsten, auch wohl beiläufig ein Wort von Pflichten gegen die Obrigkeit, gegen Ihre Römische Kaiserliche Majestät, den Bürgermeister und Rat der löblichen Reichsstadt, von der Pflicht, ein deutscher Patriot zu sein, aber nichts; deutsch (im politischen Sinne) sei damals ein unbekanntes Wort gewesen.

Allmählich regte sich aber das Volksbewußtsein trotz alledem.

Das Auftreten Friedrichs II. und der Befreiungskampf in Nordamerika rüttelten das gesamte deutsche Volk sehr energisch aus seiner philiströsen Versunkenheit auf, und als dann die französische Revolution grollend emporstieg, wurde nach und nach ganz Deutschland in die lebhafteste Aufregung versetzt. Dadurch entwickelte sich denn auch der Boden für eine neue Gruppe von Zeitschriften, in denen nicht mehr der litterarische und ästhetische, sondern der **politische** Gedanke den Grundton bildete. Diese Zeitschriften sind erheblich mannigfaltiger und gehaltvoller, als die bisherigen litterarischen, und bedeuten daher einen wesentlichen Fortschritt in der deutschen Journalistik.

An der Spitze dieser neuen Gruppe steht „**Der Teutsche Mercur**“ von **Christoph Martin Wieland**, mit dessen Erscheinen sich auch der Übergang von der litterarischen Zeitschrift zu dem von den Gesichtspunkten der neuen Zeit aus geleiteten politischen Journale vollzieht. Wieland*) war allerdings kein Politiker von Fach, sondern Gelehrter und Dichter, aber bei der Lebhaftigkeit, mit der er das ganze äußere Leben betrachtete, mußten ihn auch die großen Weltbegebenheiten, die sich vor ihm entwickelten, heftig packen, und er empfand nun das Bedürfnis, die großen Zeitfragen zu erörtern. Doch kam er hierbei über den Standpunkt des geistreichen Dilettanten, des ehrenwerten Bürgers und Familienvaters nicht hinaus; das aber genügte, um seinen Ausführungen einen großen Leserkreis zu verschaffen und den „Mercur“ mehrere Jahrzehnte hindurch zum beliebtesten Journale in ganz Deutschland zu machen.

Bei der Gründung des „Mercur“ ging Wieland von dem Wunsche aus, Deutschland ein Journal zu geben, wie es Frankreich in dem berühmten „Mercure de France“ besaß. Nebenbei hoffte er dadurch, daß er den „Mercur“ in eigenen Verlag nahm und auch seine dichterischen Erzeugnisse hier zum ersten male zum Abdruck bringen wollte, seine Einnahmen etwas aufzubessern. Die Zeitschrift erschien vom Jahre 1773 ab in Weimar, wohin Wieland 1772 von der Herzogin Anna Amalia als Er-

*) J. G. Gruber, Christoph Martin Wieland, 2 Bde. Lpzg. 1815—16; Karl Wilh. Böttiger, Das Leben Karl August Böttigers. Lpzg. 1837.



zieher des Erbprinzen Karl August und Prinzen Konstantin berufen worden war, in Monatsheften von durchschnittlich 6 Bogen in klein Oktav. Im Jahre 1789 erhielt sie den Titel „Neuer teutscher Mercur“.

Um sie auch in Österreich einzuführen, hatte sie Wieland „Ihro Röm. Kayserlicher Majestät“ zugeeignet, allein die Römische Kayserliche Majestät wurde hiervon nicht berührt, und es fehlte nur wenig, so wäre der „Mercur“ in Wien eben so rücksichtslos verboten worden, wie einige Zeit vorher des Dichters „Agathon“. Auch sonst stellten sich dem neuen Journale sofort allerlei Hindernisse entgegen. Die ersten Bände wurden schamlos nachgedruckt, und die Buchhändler zeigten wenig Geneigtheit, die aus einem Selbstverlage hervorgegangenen Hefte zu verbreiten.

Aber nach und nach erwarb sich das Journal allerwärts im großen Publikum eine solche Gunst, daß kleinliche Rancünen ihm nichts mehr anhaben konnten, und jeder Gebildete es für angezeigt hielt, regelmäßig von dem Inhalte der schlichten Weimarischen Hefte Kenntnis zu nehmen. Es giebt daher auch wohl kein Memoirenwerk aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, in dem der „Mercur“ nicht des öftern erwähnt wird.

Diese allgemeine Beliebtheit gründete sich zum Teil auf die Wielandschen Dichtungen, die im „Mercur“ veröffentlicht wurden. Gleich im Jahrgange von 1774 begann der Abdruck der „Abderiten“, denen dann 1780 der „Oberon“ und weiterhin eine ganze Reihe von Erzählungen folgte. Ferner hob sich das Ansehen des „Mercur“ durch die wertvollen dichterischen und wissenschaftlichen Beiträge vieler hervorragender Männer. Schiller spendete 1788 „Die Götter Griechenlands“, die großes Aufsehen und zum Teil lebhaften Widerspruch hervorriefen, 1789 die Erzählung „Ein Spiel des Schicksals“, das Gedicht „Die Künstler“ und die Jenenser Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Von Goethe erschienen 1788 und 1789 einige Aufsätze über seine italienische Reise. Der Philosoph Reinhold, der sich auch eine zeitlang an den Redaktionsarbeiten beteiligte, veröffentlichte im „Mercur“ philosophische und religionsgeschichtliche Abhandlungen.

Es darf aber angenommen werden, daß die politischen Artikel des „Mercur“ die Leser sehr bald weit mehr angezogen haben, als die litterarischen, und zwar nicht blos die über die französische Revolution, sondern auch die über die sonstigen staatlichen Verhältnisse. Doch bildeten naturgemäß die Ereignisse in Frankreich das Hauptinteresse.

Eine Begeisterung ohnegleichen hatte die weitaus größte Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands beim Beginn der französischen Revolution erfaßt. Klopstock, Kant, Fichte, Voß, Campe, Friedrich von Stollberg und viele andere begrüßten sie mit überschwänglichen Hoffnungen. In einer Ode an die französischen Generalstände sang Klopstock:

> Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon;
> Die Morgenschauer dringen den Wartenden
> Durch Mark und Bein: o komm', du neue,
> Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Und der Berliner Pastor Jenisch feierte im „Mercur“ die neue Zeit, die jetzt für alle Völker anbrechen sollte, mit den Strophen:

> Getrost mein Geist! Noch sind für Hochgefühle
> Der Menschheit und ihr heil'ges Recht
> Nicht alle Busen kalt: es wanken zitternd Königsstühle,
> Der Mensch bleibt nicht mehr Knecht!

Auch Wieland wurde durch die Vorgänge in Frankreich in einen hellen Enthusiasmus versetzt. Er hatte von je her weltbürgerlichen Ideen gehuldigt und sah diese nun in dem Vorgehen der französischen Nationalversammlung verwirklicht. „Daß eine große Nation“, schrieb er im Maiheft des Jahres 1790, „die sich in die Notwendigkeit versetzt sieht, das Recht des Stärkeren gegen ihre Unterdrücker geltend zu machen, ihre Stärke mit solcher Weisheit gebraucht und, indem sie sich in die unverjährbaren Rechte des Menschen und des Bürgers wieder einsetzt, sich eine Staatsverfassung giebt, die ein mit dem letzten Zweck der Gesellschaft übereinstimmendes Ganzes ist, das hat die Welt noch nie gesehen, und der Ruhm, ein solches Beispiel zu geben, scheint der französischen Nation aufbehalten zu sein“. Und als es bereits

im Frühjahr 1790 in Paris zu schlimmen Ausschreitungen kam, ließ er sich doch keineswegs in seinen Hoffnungen und Erwartungen erschüttern. „Es ist mir schlechterdings unmöglich", versichert er im Juniheft von 1790, „um der wirklichen oder erdichteten Greuel willen, deren sich der Pariser Pöbel schuldig gemacht hat, weniger überzeugt zu sein, daß die Revolution ein notwendiges und heilsames Werk oder vielmehr das einzige Mittel war, die Nation zu retten und aller Wahrscheinlichkeit nach, glücklicher zu machen, als es noch jemals eine andere gewesen ist". Er preist sein Geschick, „bis zu dieser Epoche gelebt zu haben, wo die kultivierteste Nation von Europa das Beispiel einer Gesetzgebung liefert, die, lediglich und allein auf Menschenrechte gegründet, in allen ihren Teilen und Artikeln immer der klare Ausspruch der Vernunft ist". Als sich dann aber das Bild von Frankreich mehr und mehr verdüstert und nach Mirabeaus Tode die vollständige Anarchie hereinbricht, verzweifelt auch Wieland an einer glücklichen Lösung der Verhältnisse. Er erklärt im Juliheft von 1791, daß seit den groben Unbilden des Pariser Volkes vom 18. April, in denen die thatsächliche Unfreiheit des Königs klar zu Tage gekommen, es auch dem parteilosesten Zuschauer widerwärtig sein müsse, nur noch ein Wort über die französische Revolution zu verlieren. Ein Volk, das frei sein wolle und in zwei vollen Jahren noch nicht gelernt habe, daß Freiheit ohne unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze in der Theorie ein Unding und in praxi ein unendlich schädlicherer und verderblicherer Zustand sei, als asiatische Sklaverei, — ein Volk, das auf Freiheit poche und sich aller Augenblicke von einer Faktion von Menschen, die ihr Heil nur im Unheil des Staates finden könnten, zu Handlungen, deren Kannibalen sich schämen würden, aufsetzen und hinreißen lasse, — ein solches Volk sei, aufs gelindeste gesagt, zur Freiheit noch nicht reif.

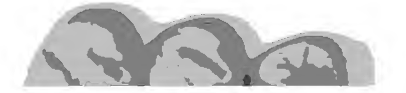
Später lenkte er dann wieder etwas ein. Der Wunsch, eine große Nation zu sehen, sagt er, die, genötigt, das Recht des Stärkeren gegen ihre Unterdrücker geltend zu machen, nun auch ihre Stärke mit Weisheit brauche, habe ihn verleitet, ein so hartes Urteil auszusprechen. Es sei aber wohl nicht richtig, zu sagen,

die Franzosen seien noch nicht reif zur Freiheit, vielleicht seien sie, ihrer sittlichen Fäulnis wegen, richtiger überreif zu nennen. Dabei betont er, um den Angriffen von Voß und Schubart zu begegnen, aufs neue, daß die Sache des französischen Volkes die Sache der ganzen Menschheit sei.

Allein die Greuel der Septembermorde, die Hinrichtung des Königs und die Schreckensherrschaft von Robespierre stimmen ihn mehr und mehr herab, und schließlich erklärt er im Aprilheft von 1798 im dritten „Gespräche unter vier Augen“, daß nur ein Diktator dem armen Lande helfen könne, und daß der thatkräftige junge General Bonaparte alle Haupteigenschaften für einen solchen besitze.

Schon anderthalb Jahre später hatte Wieland die Genugthuung, zu sehen, daß er richtig geurteilt hatte; am 9. November 1799 (am 18. Brumaire) sprengte Bonaparte den Rat der Fünfhundert, riß die Gewalt an sich und rettete Frankreich vom Untergange.

Neben Frankreich war es dann nach dem Thronwechsel von 1797 vor allem Preußen, das die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich zog. Allgemein fragte man sich: Wird der junge König Friedrich Wilhelm III. den aus den Fugen gegangenen Staat Friedrichs des Großen wieder zusammen zu fassen vermögen? Gleim suchte Wieland lebhaft für Preußen zu interessieren, und da außerdem bekannt wurde, daß der „Mercur“ durch die Königin Luise auch in die Hände des Königs kam, so richtete Wieland seine „Gespräche unter vier Augen“, die er im Februarhefte von 1798 begann, eigens für den König ein. Ganz besonders eindringlich wandte er sich im vierten Gespräche (im Maiheft) an den König. Er wirft die Frage auf, welche Staatsform die beste sei, und stellt dann folgende Grundsätze auf: Jeder soll frei sein, aber nicht alle sollen gleich sein. Deshalb sollen Verträge geschlossen werden, welche den freien Mann fest mit dem Herrscher verbinden. Jedoch ist kein Volk berechtigt, sich für sich selbst oder gar für seine Nachkommen der bloßen Willkür anderer Menschen zu unterwerfen. Absolute despotische Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind drei gleich fehlerhafte und



verwerfliche Regierungsformen. Weil sie der menschlichen Natur Gewalt anthun, so können sie von keiner Dauer sein, wenn sie sich nicht durch ihre innere Organisation ebensowohl, als durch die Verwaltung, einer „vermischten Form" nähern. Durch Religion, altes Herkommen, Sitte, Korporationen und feststehende Rechtspflege haben sich die Gewalthaber die Hände gebunden und Grenzen gesetzt. Die Notwendigkeit, zur Verhütung eines größeren Übels ein kleineres so lange, bis es ganz unerträglich werde, zu dulden, sei beinahe das Einzige von Seiten des Volkes, und ein an blinden Gehorsam gewöhntes Heer beinahe das Einzige von Seiten des Despoten, was in solchen Staaten sowohl die Sicherheit des Volkes, als der Regierung ausmache. Die Verschiebung einer furchtbaren Katastrophe hänge von der unbestimmten Wirkung nicht immer hinlänglich moralischer Ursachen ab, z. B. von seiner Liebe zur Person des Fürsten. Ihre Beschleunigung könne dagegen durch zufällige Ereignisse leicht bewirkt werden. Schon die bloße Staatsklugheit verlange, solchen Möglichkeiten zuvorzukommen und das noch freiwillig zu thun, was man später vielleicht zu thun gezwungen sein würde. Natürlich könnten die Staaten ebensowenig ewig dauern, wie andere einzelne Körper, aber es bleibe darum doch wahr, daß schon mancher Staat durch ein „unzertrennliches Band" zwischen Regierung und Volk seine Dauer für Jahrhunderte hätte verlängern können. „Der Ruhm, aus eigner Bewegung der Stifter einer solchen Staatsverfassung zu sein", schließt dann Wieland, „ist, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, irgend einem weisen und großmütigen Könige in dem nächstkommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Ursachen auch die Briten haben mögen, in dieser Hinsicht auf die ihrige stolz zu sein, so zeigt doch ihr gegenwärtiges augenscheinliches Sinken, daß sie wesentliche Fehler in ihrer Anlage haben müssen, welche der verbessernden Hand der weisesten Klugheit bedürfen. Indessen könnte sie immer, da sie doch die einzige in dieser Art ist, einem künftigen Lykurg zum Muster dienen, sowohl dessen, was nachzuahmen, als dessen, was zu vermeiden oder besser zu machen wäre."

Es ist aber wohl anzunehmen, daß Friedrich Wilhelm III.

diesen politischen Anschauungen keineswegs zugestimmt hat. Noch nach Jahrzehnten verhielt er sich einer Verfassung gegenüber durchaus ablehnend. Auch Wieland mochte fühlen, daß er den gewünschten Eindruck nicht machte, und wagte nun noch einen weiteren Schritt. Im Oktoberhefte von 1798 führte er in den „Gesprächen unter vier Augen“ den König selbst unter dem Namen Telemach als inkognito reisenden Fürsten ein und ließ ihn dort das Bekenntnis thun, daß er allerdings keine bedeutenden Fähigkeiten besitze, daß aber auch Marc Aurel nur mittelmäßig veranlagt gewesen sei, seine Anlagen aber zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet habe. Leider sei allerdings die Ausbildung der Fürstensöhne heutzutage meist mangelhaft. Doch gäbe es auch noch manche andere Möglichkeit, ein Volk glücklich zu machen, zum Beispiel — und nun läßt Wieland einmal seinen weltbürgerlichen Phantasien die Zügel schießen — die Krone niederzulegen, den besten Mann im Reiche zum Könige zu machen, oder sich von dem Direktorium in Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du gouvernement auszubitten, mit deren Hülfe die Monarchie in ein Filial der französischen Republik umgeschaffen werden könnte.

Doch scheint auch Wieland selbst über diese Gedankengänge schließlich etwas betroffen gewesen zu sein. Er erwidert (als Geron) dem „Fremden“, daß man so weit doch nicht gleich zu gehen brauche. Ein Fürst, dem die Idee einer Vollkommenheit vorschwebe, sei bereits mehr, als er zu sein glaube. Ernster und fester Wille würden ihn antreiben, sich keine Mühe verdrießen zu lassen, um die fehlenden Kenntnisse zu erlangen; die mit seinem Bestreben verbundene anhaltende und zweckmäßige Übung seiner Geisteskräfte werde diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen würden, dem ganzen Umfange des königlichen Amtes Genüge zu thun.

Auch diese Erörterungen blieben wirkungslos; es ist sogar sehr fraglich, ob sie Friedrich Wilhelm III. überhaupt gelesen hat. Selbst im großen Publikum machten sie keinen Eindruck, sie müssen sogar mißfallen haben, denn Böttiger, der seit Anfang der neunziger Jahre Wieland als Hilfsredakteur unterstützte und seit 1796

die Arbeiten der Herausgabe ganz allein besorgte, erwiderte Gleim auf dessen Drängen, die Sache Preußens noch weiter in patriotischer Weise im „Mercur" zu vertreten, daß die Monatsschrift durch die letzten Arbeiten Wielands an Abonnenten verloren habe und man deshalb das beregte Thema nicht weiter verfolgen wolle.

Doch scheint auch sonst der „Mercur" dem Geschmacke des Publikums jetzt nicht mehr genügend entsprochen zu haben. Seine Zeit war vorüber, wie die Wielands. Das Blatt erhielt sich aber noch mühsam bis zum Jahre 1810. Wieland selbst überlebte seine Zeitschrift noch um drei Jahre; er starb erst am 13. Januar 1813, fast achtzig Jahre alt.

Neben den „Mercur" Wielands stellte sich schon im Jahre 1774 Schubarts „Deutsche Chronik", in der der Herausgeber besonders für die vaterländischen Angelegenheiten und die Pflege des deutschen Geistes eintrat. Es bebt daher ein wärmerer Pulsschlag in dieser Zeitschrift; ein tieferer Ton klingt durch diese schlichten Blätter. Wieland blieb doch immer der schmiegsame Hofmann und war auch Zeit seines Lebens viel zu sehr infiziert von französischem Wesen, als daß er für die deutschen Verhältnisse ein innigeres Verständnis hätte haben können. Ganz anders Schubart. Wohl fehlte diesem die feinere ästhetische Bildung Wielands, und oft genug auch bei der Beurteilung dichterischer Schöpfungen die höhere künstlerische Einsicht, aber der politische Blick ist bei ihm viel weiter, der vaterländische Sinn wesentlich kräftiger ausgeprägt, und dabei spricht er eine viel originellere, schwungvolle, echt volkstümliche Sprache. Leider war es ihm nicht vergönnt, unter so günstigen Verhältnissen zu schaffen und zu wirken, wie Wieland unter dem milden und einsichtsvollen Regimente Karl Augusts, zudem wurde durch seine heißblütige Natur, seinen großen Hang zur Leichtlebigkeit und durch den Mangel an innerer Festigkeit eine stete und ernste Arbeit sehr wesentlich beeinträchtigt. Sein Leben verlief daher sehr wechselvoll, und schließlich, als seine journalistische Thätigkeit endlich Erfolg hatte und eine geordnete Stetigkeit annahm, wurde sie gewaltsam auf viele Jahre unterbrochen. Die „Deutsche Chronik"

gewann denn auch nicht annähernd die Bedeutung, deren sich der „Mercur" so lange zu erfreuen hatte.

Christian Friedrich Daniel Schubart*) wurde am 24. März 1739 in Ober-Sontheim geboren, verlebte aber seine Kindheit in Aalen, wohin sein Vater 1740 als Präzeptor, Diakonus und Musikdirektor versetzt worden war. Früh schon trieb er mit großer Begeisterung Musik, besonders Geigen- und Klavierspiel, worin er sehr bald seinen ganzen Bekanntenkreis überflügelte. Im übrigen liebte er weit mehr das bunte und laute Leben der Gasse, als die Stille der Studierstube. Diese Neigung ist ihm auch in seinem ganzen ferneren Leben eigen gewesen. Als er heranwuchs, kam er auf die gelehrten Schulen zu Nördlingen und Nürnberg und dann auf die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren. Aber die Gottesgelahrtheit zog ihn wenig an. „Ich studierte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum", sagte er selbst. Immerhin brachte er seine Studien zu einem gewissen Abschluß und erhielt nun 1763 die Stelle eines Präzeptors und Organisten in Geislingen. Sein Amt befriedigte ihn aber wenig; er suchte daher Ersatz in litterarischer Beschäftigung, dichtete eine Reihe von Oden und schrieb Beiträge für die Wochenschrift „Der neue Rechtschaffene", die in Lindau am Bodensee 1767 und 1768 erschien. Damit machte er seine journalistischen Lehrjahre durch. Im Herbst 1769 schien sein Leben eine günstigere Wendung zu nehmen; er wurde mit einem Gehalte von 230 Gulden zum Musikdirektor und Organisten in Ludwigsburg ernannt; allein in dem frivolen Treiben der kleinen Residenz verlor er schnell allen Halt; es kam zu Konflikten, und er mußte seine Stelle aufgeben. Darauf begann eine unruhvolle Zeit für ihn; er ging nach Heilbronn, Mannheim, Heidelberg, München, schließlich nach Augsburg, und hier rief er nun im Frühjahr 1774 seine „Deutsche Chronik" ins Leben. Die erste Nummer kam am 31. März 1774 heraus und wurde mit einem schwung-

*) Strauß, Chr. Fr. Dan. Schubarts Leben in seinen Briefen, 2. Aufl. Bonn 1878; Hauff, Schubart in s. Leben u. s. Schriften. Stuttg. 1885; Nägele, Aus Schubarts Leben und Wirken. Stuttg. 1888; Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Hamb. 1875.



vollen Gedichte an Chronos eröffnet. In der Ankündigung hieß es, daß die neue Wochenschrift „nach der Zeitfolge die wichtigsten politischen und litterarischen Begebenheiten enthalten solle". Sie erschien in Oktav im Umfang von einem halben Bogen und gelangte wöchentlich zweimal zur Ausgabe. Nach und nach wuchs die Auflage der Zeitschrift bis zu 1600 Exemplaren an, von denen allerdings die meisten nicht über Süddeutschland hinauskamen, wenn auch einige bis nach London, Paris, Amsterdam und Petersburg drangen. Von Anfang des Jahres 1775 ab erschien das Blatt in der Reichsstadt Ulm, weil der von den Jesuiten beherrschte Magistrat von Augsburg Schubart den „Hut voll englischer Freiheit", die er verlangte, nicht gewähren wollte.

Schubart bewährte sich sofort als ein ausgezeichneter Journalist. Er brachte alle glänzenden Eigenschaften für einen solchen mit: eine große Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck, einen lebhaften Drang, sich mitzuteilen, und eine warme, oft hinreißende Begeisterung für das deutsche Vaterland. Da er immer von dem Wunsche erfüllt war, mitten im frisch quellenden Leben zu stehen, so stellte er sein Blatt auch nicht in stiller abgeschiedener Stube zusammen, sondern im Wirtshaus, wie er selbst sagt, „beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak, mit keinen Subsidien als meiner Erfahrung und dem bischen Witz versehen, womit mich Mutter Natur beschenkt hat". Noch als alter gebrochener Mann blickte er gern auf die glückliche Ulmer Zeit zurück, „auf jene selige Regsamkeit, jenes Treiben und Stoßen, jenen brennenden Mitteilungszwang, jene Leichtigkeit, sich schriftlich und mündlich zu ergießen, welche die Jugendjahre so paradiesisch machten".

Als seine Hauptaufgabe betrachtete Schubart die Weckung des vaterländischen Sinnes und die Ausbreitung eines gewissen Verständnisses für die Weltereignisse, besonders für die deutschen Verhältnisse. Für weite Kreise Süddeutschlands wirkte er dadurch in hohem Grade aufklärend. Besonders stärkte er das nationale Bewußtsein, das sich in Süddeutschland nur eben erst leise regte. Archenholz berichtet, er habe bei seinem zeitweiligen Aufenthalte in Süddeutschland selbst beobachtet, wie Leute, die bisher in ihrem Leben nichts als Legenden gelesen, nun einen

salto mortale gemacht, die „Deutsche Chronik“ zu ihrer Lektüre genommen und von Litteratur, Kunst und Aufklärung zu reden begonnen hätten.

Trotz der traurigen deutschen Zustände, die sich ihm überall darboten, verlor Schubart doch nie das Vertrauen auf eine bessere Zukunft. Bisweilen erhob er sich hier in seiner Hoffnungsfreudigkeit bis zum begeisterten Propheten. „Weine nicht, deutscher Mann, über die Weichlichkeit und Ausländerei deines Volkes!“ ruft er einmal aus. „Die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf. Sie stürzen hervor, wie die Cherusker aus den Wäldern stürzten, reißen abgerissene Länder aus den Armen der Fremden, und unser sind wieder ihre fetten Triften und ihre Traubenhügel. Über ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen“.

Mit Begeisterung blickte er auf Friedrich den Großen, und mit seinem klaren politischen Urteil erkannte er bereits den Beruf, der Preußen dermaleinst zufallen werde. Nicht Österreich, sondern Preußen müsse in Zukunft die Führung in Deutschland übernehmen, erklärte er bereits zu einer Zeit, in der wohl sonst noch Niemand an einen solchen Wechsel in der Vorherrschaft dachte. Doch erkannte er auch die Bestrebungen Josephs II. an. Der Kaiser werde von einem edlen Herzen geleitet, aber seine Reformen würden zu rasch vorgenommen; sie träfen das Volk nicht genügend vorbereitet, sie betäubten das Volk mehr, als daß sie es besserten. Weit richtiger sei die weise Bedächtigkeit in der Gesetzgebung Friedrichs II.

Heftig wendete er sich gegen alles Undeutsche, die „Ausländerei“ im lieben Deutschland, die Nachäffung des Hoflebens von Versailles, die er in seinen „Nachrichten aus dem Morgenlande“ geißelte, die falsche Erziehung „unserer feineren Mädchen“, aus denen man Zierpuppen, aber keine wirklich gebildeten Frauen mache, die alberne Vorliebe für alles, was von den Franzosen komme, jenen Franzosen, von denen dem deutschen Reiche schon so viel bitteres Weh zugefügt worden sei. In Erinnerung an die vielen an Deutschland verübten französischen Frevel ruft er

aus: „Wer von der Schloßruine in Heidelberg nicht einen Fluch nach Frankreich hinübersendet, der kann unmöglich ein biederer Deutscher sein!“ Eine Eigenschaft der Franzosen erkennt er aber laut an. „In Einem, Deutsche“, schreibt er, „ahmt ihnen nach — in der Liebe zum Vaterlande!“

Nicht ohne Neid blickt er zu dem freien England hinüber, aber er verkennt auch die Schattenseiten im Charakter der Engländer nicht. In ihrer Habgier sänken sie nur zu oft zu „unsteten Krämerseelen“ hinab, „die dem Satan gegen den Erzengel Michael Munition verkaufen würden, wenn der Teufel mehr bezahlte, als der Erzengel“, und sein Vaterlandsstolz empört sich, wenn er sehen muß, wie die Briten „auf alle andern Völker, auch auf uns Deutsche, die an Kraft und That, Demut und Bescheidenheit, Einfalt und Herzigkeit weit größer sind als sie, kalt und verachtend hinblicken“.

Bei dieser Haltung der „Deutschen Chronik“ konnte es nicht fehlen, daß auch mancher Stechwitz und mancher Stachelvers über das Treiben in dem Klein-Versailles des Herzogs Karl von Württemberg und über seine Geliebte, die bekannte Franzisca von Hohenheim, fiel. Die pädagogischen Liebhabereien des Herzogs entlockten Schubart das Verschen:

> Als Dionys von Syrakus
> Aufhören muß
> Tyrann zu sein,
> Da ward er ein Schulmeisterlein,

und der Franzisca von Hohenheim legte er den Spottnamen „Schmergalina“ bei, mit dessen mundartlicher Bedeutung er, wie G. Hauff meint, das ansäuerliche moralisierende Wesen derselben (vielleicht richtiger: das Anrüchige ihres Verhältnisses) sarkastisch genug an den Pranger gestellt habe.

Diese Keckheit sollte er aber schwer büßen. Franzisca von Hohenheim ging den Herzog an, den Spötter mundtot zu machen, und der Herzog ließ sich darauf zu einer schmachvollen Gewaltthat hinreißen. Er richtete an den Oberamtmann Scholl in Blaubeuren den „gnädigsten Auftrag“, den „gewesenen Stadt-Organisten Schubart auf unstreitig Herzoglich württembergischen

Grund und Boden zu locken und daselbst gefänglich niederzuwerfen", worauf Scholl am 22. Januar 1777 Schubart unter einem Vorwande zu sich lud und den Arglosen verhaftete. Sodann wurde Schubart nach dem Hohen-Asperg geschafft und unter den Augen des Herzogs und der Franzisca von Hohenheim in einen dunkeln und feuchten Kerker gestoßen, der ihm weiter nichts bot, als einen Haufen Stroh zum Lager. „Jetzt rasselte die Thür hinter mir zu", erzählt er in seiner Lebensbeschreibung, „und ich war allein — in einem grauen, düsteren Felsenloche allein. Ich stand und starrte vor Entsetzen, wie einer, den die donnernde Woge verschlang, und dessen Seele nun im schaurigen Scheol erwacht. Hier in dieser Schauergrotte, in diesem Jammergeklüfte sollte ich 377 Tage verächzen!" Erst als ihm die Kleider am Leibe verfaulten und der Körper den Martern zu erliegen drohte, erhielt er eine etwas wohnlichere Zelle, und hier diktierte er durch ein Loch in der Mauer einem Mitgefangenen die schon erwähnte Lebensbeschreibung. Nach Verlauf von vier Jahren wurde ihm dann die sogenannte Festungsfreiheit zuteil, die ihm gestattete, sich auf dem schmalen Berggipfel zwischen den engen Festungsmauern frei zu bewegen. Auch wurde ihm erlaubt, sich mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Es entstanden daher in dieser Zeit zwei seiner besten Gedichte, das „Kaplied" und „Die Fürstengruft".

Vergebens baten die Seinen für ihn*), vergebens erhob

---

*) Ein für die damalige Zeit sehr charakteristisches, in Unterthänigkeit ersterbendes Bittgesuch des Bruders und des Schwagers Schubarts an den Herzog Karl lautete: „Euer Herzoglichen Durchlaucht gnädigste Verfügung mit dem gegenwärtig auf der Vestung Asperg verwahrten Schubart und die huldreichste Versorgung seiner Familie [der Herzog hatte der in die tiefste Not geratenen Familie Schubarts eine Unterstützung zukommen lassen] machen zwey der nächsten Anverwandten muthig genug, Euer Herzoglichen Durchlaucht ihre hierüber innig gerührte und mit Dank erfüllte Herzen in tiefster Ehrfurcht darzulegen. Es ist die vorzüglichste, Gott ähnliche und nur noch dem Großen Karl von Württemberg gewöhnliche Absicht, mit Einem Gedanken der seelige Retter eines ausschweifenden, von schändlichem Leichtsinn und gefährlicher Unbedachtsamkeit fortgerissenen Menschen zu seyn, und auf eine durch den natürlichen Vater gestürzte Familie Sich väterlich herabzulassen und diese für alle

Klopstock für ihn seine Stimme; erst als er durch eine Ode auf Friedrich den Großen aufs neue die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erhielt er auf Verwendung des preußischen Hofes am 11. Mai 1787 die Freiheit wieder. Über zehn Jahre hatte er auf dem „Thränenberge" zubringen müssen; gebrochen an Körper und Geist verließ er ihn.

Seinen Gepflogenheiten entsprechend, die „gebesserten" Sünder auch wieder in Gnaden aufzunehmen, oder vielleicht auch, um den wieder Freigelassenen auch noch künftig in seiner Hand zu behalten, ernannte der Herzog ihn zum Direktor des Theaters und der Musik in seiner Hauptstadt Stuttgart, gestattete ihm auch, die „Deutsche Chronik" fortzuführen. Doch mußte das Blatt in der akademischen Druckerei in Stuttgart hergestellt werden, damit ein Teil des finanziellen Ertrages der Akademie zu Gute kam.

Diese zweite Periode der „Deutschen Chronik", die von 1787 bis 1791 währte, kann der ersten aber nicht an die Seite gestellt werden. Zu der geistigen Freiheit der Ulmer Zeit konnte sich Schubart nicht wieder erheben, und wagte er doch noch einmal einen kräftigeren Flügelschlag, wie bei der Besprechung des gegen die Begehrlichkeit Österreichs gerichteten Fürstenbundes, so ward ihm, da sein Landesherr dem Bunde nicht beigetreten war, sofort eine Verwarnung zuteil. Überall beengt und niedergedrückt, verfiel er in eine Gemütsverdüsterung, aus der ihn der Tod aber

---

Zeit zu beglücken. Wer staunet nicht diese erhabenste Handlung mit uns an und bewundert darinnen den Fürsten der Schwaben, welcher die Ehre seines Jahrhunderts und die Nacheiferung künftiger Zeiten ist? Der bisher rohe Schubart fällt nun auf die Knie und danket dem höchsten Wesen und Euer Herzoglichen Durchlaucht für seinen jetzigen Zustand, der ihn zur reuevollen Erkenntniß zurückbringt, und alle Schubartischen Verwandten heben zu dem Allmächtigen ihre Hände empor und flehen für Euer Herzoglichen Durchlaucht langes höchstbeglücktes Leben. Zugleich erkühnen wir uns, das Schicksal dieses Schubarts, unseres Bruders und Schwagers, und dessen Familie Euer Herzoglichen Durchlaucht weltbekannten Weisheit und Höchster Huld ferner zu unterwerfen, und leben in der zuverlässigen Hoffnung, daß Höchstdieselben auch auf Erhaltung seiner Seelen- und Leibeskräfte mildeste Rücksicht zu nehmen und dem arrestanten einigen freyern Genuß der Luft zu erlauben gnädigst geruhen werden".

schon am 10. Oktober 1791 erlöste. Nur 52 Jahre alt war er geworden; als ein Märtyrer seines Berufes war er zu Grunde gegangen.

Alsbald, nachdem Schubart 1777 zum Schweigen gebracht worden war, erhob sich ein anderer süddeutscher Publizist, der mit seinen Zeitschriften, die er von 1779 ab herauszugeben begann, mindestens denselben Erfolg erzielte, den die „Deutsche Chronik“ gefunden hatte. Es war dies Ludwig Weckherlin.

Allein Weckherlin ist nicht von dem warmen vaterländischen Sinn erfüllt, der Schubart so hoch stellt; auch besitzt er nicht den genialen politischen Blick, der Schubart auszeichnet. Wohl erklärt er, daß es sein Ziel sei, „die Aufklärung des Publikums, die Berichtigung seiner Einsichten und vornehmlich die Vertilgung der Vorurtheile“ zu fördern; doch er steht zu sehr in der Atmosphäre der Encyklopädisten, er ist zu sehr von der Vorliebe für alles Französische beherrscht, als daß er sich ein so klares Urteil über die politische Entwicklung Deutschlands bilden kann, wie Schubart. Er erkennt denn auch die Bedeutung Preußens für die Zukunft Deutschlands nicht; sein Blick bleibt an den kläglichen Zuständen der Gegenwart hängen. Mit Spott und Hohn überschüttet er die Reichsordnung, und er ist der Ansicht, daß der deutsche Gemeingeist in der allgemeinen Verwirrung der deutschen Verhältnisse unwiederbringlich verloren gegangen sei. Mit französischer Frivolität witzelt er über die Reichsakten und Dokumente, aus denen man sich vielleicht noch vor Ablauf des Jahrhunderts — denn wer möge wissen, ob das Reichssystem dieses überlebe — Papillotten machen werde. Daher tritt er auch gegen den Fürstenbund auf, der von Friedrich II. ins Leben gerufen worden war, um zu verhindern, daß Joseph II. „zur besseren Arrondirung seiner Erbstaaten“ Bayern erwerbe, und er macht sich über den bayrischen Landespatriotismus lustig, der sich gegen die Einverleibung Bayerns in Österreich auflehnt. Zu einem höheren politischen Standpunkte schwingt er sich dabei aber gar nicht auf. „Die wahre Frage ist“, erklärt er, „wird sich unser Schicksal bessern, wenn wir unsere Herren ändern? . . . Unser Interesse ist, wo wir die Verbesserung unseres bürgerlichen Schick-

sals, wo wir billigere und aufgeklärtere Gesetze, mildere Steuern, zahmere Beamte, duldsamere Pfaffen, mäßigere Zölle und Mauten, weniger Fronen und Wildpret finden.“ Trotz alledem taucht neben diesem Mangel an Verständnis für das Staatsleben auch ein gewisser Kosmopolitismus auf, eine gewisse Schwärmerei für Universalmonarchien. „Nie“, ruft er einmal aus, „war die Welt größer als unter Trajan!“ Diese Widersprüche lassen sich nur dadurch erklären, daß damals die meisten in Deutschland alle Hoffnung auf eine Entwirrung der trostlosen heimischen Zustände aufgegeben hatten und darum engherzige Philister und weitherzige Kosmopoliten zu gleicher Zeit sein konnten.

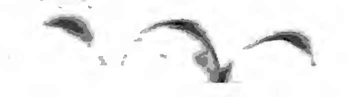
Abgeklärter sind die Urteile Weckherlins über die sittlichen Verhältnisse seiner Zeit. Das kommt schon in der Erklärung zum Ausdruck, die er einmal über seinen Beruf und seine Aufgabe als Journalist abgiebt. „Sie wollen also wissen“, sagt er da, „wodurch ich mich zum Beruf, Obrigkeiten zu beurteilen, Privatfälle vor den Richterstuhl des Publikums zu ziehen, mich zum Zensor der Regierungen aufzuwerfen, zu legitimiren wisse? Jeder Schriftsteller ist geborener Advokat der Menschlichkeit; denn die Vorsicht gab ihm das Talent nur, um der Gesellschaft zu nützen, und man nützt der Gesellschaft nur, wenn man sie von ihrem Interesse unterrichtet .... Jeder Eingriff in die Rechte der Menschlichkeit gehört also vor sein Amt. Er ist das natürliche Organ der öffentlichen Gerechtigkeit und er macht sich dieses erhabenen Berufes nur in dem Grade würdig, in dem er das Unrecht an seinen Mitbürgern fühlt.“

Von diesem Standpunkte aus wandte er sich dann gegen alle gesellschaftlichen Verkehrtheiten und Unsitten, gegen alle Vorurteile, allen Fanatismus und gegen jede geistige Tyrannei. „Fast schien es“, schreibt sein Biograph Gottfried Böhm, „als solle keine Vergewaltigung des Rechts, kein Akt der Intoleranz und des Obskurantismus mehr vorfallen, ohne an die große Glocke in Baldingen (wo Weckherlin eine Reihe von Jahren seinen Wohnsitz hatte) gehängt zu werden. Das stille Dorf wurde zu einem Leuchtturm, nach dem sich die Augen immer weiterer Kreise hinwandten .... Feinde wie Freunde stürzten sich gierig über

Weckherlins Hefte her; es gab kein Kabinet, keine Amts- und Arbeitsstube, keinen Ort, wo sie nicht gelesen worden wären. In einzelnen Dörfern wurden sie auf Gemeindekosten gehalten."

Ein außergewöhnliches Aufsehen erregte Weckherlins Strauß mit dem Magistrat von Glarus. Im Jahre 1782 hatte sich in Glarus ein abscheulicher Hexenprozeß abgespielt; eine arme rotäugige Dienstmagd war dort als Hexe verurteilt und enthauptet worden. Weckherlin stellte diese unerhörte Schandthat des Fanatismus an den Pranger und schloß seine Kritik mit den Worten: „Wie sehr ist ein Volk zu bedauern, dessen Leben in den Händen solcher Kriminalrichter steht!" Das verdroß die Glarner Herren aber gewaltig; sie führten laut Klage über diese „die Achtung einer Obrigkeit allzu nahe angehenden Anzüglichkeiten und Unwahrheiten" und ersuchten den Fürsten von Oettingen-Wallerstein (in dessen Landen Weckherlin damals lebte), „dem Herrn von Wekhrlin gerichtlich intimiren zu lassen, sich auf den 19. kommenden Monats Augusti vor unsere Rathsversammlung zu stellen, in nicht erscheinenden Falle aber zu warten, was Urtheil und Recht über Ihn erkennen wird." Der Fürst entsprach natürlich dem Verlangen der Glarner nicht, zugleich rief Weckherlin den erboßten Herren zu: „Sich freiwillig vor eine Schranke stellen, wo die Partei zugleich Richter ist, vor einen Magistrat, der wegen seines rachsüchtigen und regellosen Verfahrens sich kürzlich berüchtigt gemacht, seine natürliche und gesetzmäßige Instanz verlassen, um einer fremden und unbefugten nachzulaufen, das konnten Ihre Herrlichkeiten zu Glarus nur von einem Tollhäusler erwarten." Und da auch die Bestechungsversuche eines aus der Schweiz herüber gesandten Lockspitzels ergebnislos blieben, so ließ schließlich der Magistrat von Glarus am 1. Dezember 1783 die „Schandschrift" Weckherlins öffentlich durch Henkershand verbrennen. Weckherlin schickte dazu, da er heimlich davon benachrichtigt worden war, den Glarner Herren seine Silhouette, „um sie oben auf den Scheiterhaufen zu legen und das Festin zu verherrlichen".

Die von Weckherlin herausgegebenen Zeitschriften erschienen von 1778 bis 1788 und füllen einunddreißig Bände. Sie führten die Titel „Chronologen" (12 Bände), „Das graue Un-



geheuer“ (13 Bände in 31 Heften) und „Hyperboreische Briefe“ (6 Bände in 17 Heften). Die Tendenz und die Art der Darstellung war aber in allen drei Zeitschriften dieselbe, so daß man eigentlich nur von einem einzigen Unternehmen reden kann, bei dem bisweilen der Titel gewechselt wurde. Alles, was augenblicklich interessierte, wurde von ihm in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, mochte es nun dem Bereiche der Theologie, der Philosophie, der Kosmologie, der Geschichte oder der Litteratur angehören. Ernste Abhandlungen ließ er meist sehr geschickt mit angenehm unterhaltenden Anekdoten und kleinen Scherzen abwechseln. Die meisten Aufsätze schrieb er selbst, hauptsächlich morgens im Bett, die Bücher über die Kissen gestreut, doch verfügte er auch über einen großen Kreis ausgezeichneter Mitarbeiter, von denen nur Bürger, Lichtenberg, Johannes von Müller, M. A. v. Thümmel, Goethes Freund Merck, Schillers Schwager Reinhold, der Pädagoge Salzmann, der jüngere Forster und der katholische Theologe Sailer genannt sein mögen. Bei dem großen Absatz, den die Zeitschriften fanden, konnte der Verleger K. G. Beck in Nördlingen den Bogen mit neun Gulden honorieren, was für Weckherlin die für die damalige Zeit ganz ansehnliche Jahreseinnahme von 1500 Gulden ausmachte.

Trotz der großen Verbreitung der Zeitschriften und obgleich ihr Herausgeber, wie Schlichtegroll in dem Nekrologe sagt, „eine Zeit lang die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland beschäftigt hat“, sind doch verschiedene Perioden im Leben Weckherlins unaufgeklärt geblieben, und obgleich ihm nach und nach nicht weniger denn fünfzehn Biographien gewidmet wurden, ist doch erst in jüngster Zeit eine von allen Fabeln und Irrtümern gereinigte, nur auf archivalischen Forschungen beruhende Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes geschrieben worden.*)

Wie Schubart, so war auch Weckherlin ein Sohn des Herzogtums Württemberg; am 7. Juli 1739 wurde er zu Bothnang bei Stuttgart geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Früh

*) Gottfried Böhm, Ludwig Wekhrlin 1739—1792. Ein Publizistenleben des 18. Jahrhunderts. München 1893.

schon verlor er aber die väterliche Stütze und sollte nun, da die Familie vermögenslos war, die Beamtenlaufbahn ergreifen. Aber in der „Galeere am Schreibtisch in Ludwigsburg“ behagte es ihm alsbald nicht mehr; er hatte eine Vorliebe für aristokratische Allüren, einen heißen Drang, die Welt zu sehen und in ihr, wenn es sich nur irgend wie machen ließ, auch eine Rolle zu spielen. Er verließ daher Württemberg — die näheren Umstände sind nicht mehr zu ermitteln — und betrat den schwankenden Boden des „Aventuriers“, wie man im vorigen Jahrhunderte diejenigen zu bezeichnen pflegte, die „nicht im Lande blieben und sich redlich nährten“. Wo er sich in den nächsten Jahren aufhielt, kann nicht mehr festgestellt werden. Er selbst giebt an, daß er in dieser Zeit in Tübingen, Straßburg und sogar in Paris studiert habe und dort in allen Kreisen der litterarischen Welt wohl gelitten gewesen sei. Selbst die Protektion Choiseuls sei ihm zu Teil geworden. Thatsache ist, daß er sich in jenen Jahren eine ausgezeichnete Kenntnis des Französischen zu eigen machte und auch die Werke Voltaires, Diderots, Montesquieus, Mataigues, Raynals, Linguets und vieler anderer gründlich kennen lernte. Um 1766 tauchte er in Wien auf, wandelte, um als Nebensprößling einer böhmischen Adelsfamilie auftreten zu können, seinen Namen in „Wekhrlin“ um und legte sich auch des Öfteren das Prädikat „von“ bei. Trotz aller Wahrheitsliebe war Weckherlin ein phantastischer Kopf, der schließlich wohl gar selbst an die Märchen glaubte, die er so gerne von sich erzählte. In Wien will Weckherlin Sekretär des französischen Gesandten, des Prinzen Rohan, gewesen sein, weshalb er sich später bisweilen den Titel eines französischen Legationsrates beilegte. Sein Biograph hat darüber nichts ermitteln können, doch darf angenommen werden, daß sich der junge Abenteurer in leidlich guten Verhältnissen befand. Bald zog er durch eine graziöse und witzige Plauderei „Denkwürdigkeiten von Wien“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Bilder, die er von dem gesellschaftlichen und vor allem dem geistigen Leben der Kaiserstadt entwarf, setzten die einen, die hochweisen Perrücken, in argen Schrecken, während sie die anderen, die junge vorwärts drängende Welt, höchlichst amüsierte. Wahr-

scheinlich geriet er nun aber in Konflikt mit der Regierung und mußte Wien verlassen. Er ging nach Augsburg, wurde hier aber sofort mit dem größten Mißtrauen beobachtet und schließlich ausgewiesen. „Ich habe", erklärt der Bürgermeister in den Akten, „bei dem Menschen, weil er uns als ein verdächtiger Autor vorgekommen, durch meine Amtsbediente unterm 27. April (1777) unvermuthet einfallen und seine Scripturen wegnehmen lassen, sofort aber, da ich unter diesen Scripturen beikommendes „Journal littéraire" als einen Verräther seiner Denkungsart angesehen, ihn unter Wegnahme dieses Journals von hier weggeschafft." In seiner Not wandte sich Weckherlin nach Nördlingen, dem Wohnorte seines Verlegers, und schrieb dort „Des Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland", eine Satire auf die damalige Kleinstaaterei, die sofort das größte Aufsehen erregte, für den Verfasser aber auch viele Unannehmlichkeiten zur Folge hatte. Des Weiteren übernahm er die Redaktion des Lokalblattes „Das Felleisen", mußte aber im Mai 1778 aus nicht mehr klar zu stellenden Gründen auch Nördlingen verlassen und siedelte nun nach dem vor den Thoren Nördlingens gelegenen Dörfchen Baldingen über, wo er sich lange Zeit der Gunst und des Schutzes der Wallersteinschen Regierung erfreute und ungestört seine Zeitschriften „Chronologen" und „Das graue Ungeheuer" herausgeben konnte. Er lebte dabei in der größten Zurückgezogenheit; seine gute Bibliothek bildet seine einzige Gesellschaft. Mit dem Jahre 1787 sollte er jedoch auch dieses stillen Erdenwinkels verlustig gehen. Es war ein Pasquill auf den Bürgermeister von Nördlingen, Christian von Tröltsch, erschienen, und Weckherlin sollte es, so erzählte man, verfaßt haben. Der erbitterte Bürgermeister verlangte die Auslieferung Weckherlins; allein der Fürst von Oettingen-Wallerstein nahm die Angelegenheit selbst in die Hand und ließ den Verklagten auf Schloß Hochhaus gefangen setzen. Die Verhandlungen führten jedoch zu keinem Ergebnis, Weckherlin stellte entschieden in Abrede, die Schmähschrift verfaßt zu haben, wurde aber gleichwohl vier Jahre lang festgehalten; doch gewährte man ihm mehr und mehr allerlei Freiheiten und gestattete ihm auch die Herausgabe der „Hyperboreischen Briefe".

Schließlich verließ Weckherlin im März 1792 das Schloß unter der Zusicherung, nach Ostern zurückzukehren, ließ sich jedoch in Ansbach nieder und gründete dort „Die Ansbachischen Blätter". Die Zeitung erregte aber das Mißfallen der Bevölkerung, und eines Tages überfiel ihn der Pöbel und mißhandelte ihn als „französischen Spion", worauf er, wahrscheinlich infolge der großen Aufregungen, die seine geschwächte Gesundheit nicht mehr ertragen konnte, am 24. November 1792 starb. Auch er war der Ungunst erlegen, mit der der Publizist des achtzehnten Jahrhunderts zu ringen hatte.

So bedeutend nun auch die Wirkung auf weite Leserkreise war, die Wieland, Schubart und Weckherlin mit ihren Zeitschriften ausübten, einen leitenden Einfluß vermochten sie nicht auszuüben; einen solchen wußte nur August Ludwig Schlözer mit seinen „Staatsanzeigen" zu erzielen. Er ist daher der bedeutendste Publizist des achtzehnten Jahrhunderts. Leider war auch ihm nur eine kurze Wirksamkeit vergönnt.

Schlözer*) brachte für seine publizistische Thätigkeit eine umfassende Bildung, eine große Weltkenntnis und die Würde eines hochgeachteten Standes mit. Geboren am 5. Juli 1735 zu Jagstſtedt in der Grafschaft Hohenlohe-Kirchberg, konnte er, vermöge seiner reichen Begabung und seines rastlosen Fleißes, bereits 1751 die Universität Wittenberg beziehen, wo er sich, wie auch von 1754 ab in Göttingen, der Theologie und den orientalischen Sprachen widmete. Doch brachte er seine Studien zunächst noch nicht zum Abschluß, sondern ging 1755 als Hauslehrer nach Stockholm und später nach Upsala, wo er historische Studien trieb und 1758 den „Versuch einer Handelsgeschichte" in schwedischer Sprache herausgab. Im nächsten Jahre kehrte er wieder nach Göttingen zurück und studierte, um seiner Bildung eine breitere Grundlage zu geben, Medizin, ließ sich aber, als er eben im Begriff war, sein Doktorexamen zu machen, von dem russischen

*) Schlözer, Öffentliches und Privatleben, von ihm selbst geschrieben (hg. v. seinem Sohne Christian von Schlözer). 2 Bde. Lpzg. 1828; Zermelo, August Ludwig Schlözer. Berl. 1875; Wesendonck, Die Begründung der neueren deutschen Geschichtsschreibung durch Gatterer und Schlözer. Lpzg. 1876.

Reichshistoriographen Müller bewegen, bei diesem in St. Petersburg eine Hofmeisterstelle anzunehmen. Der Aufenthalt in der russischen Hauptstadt führte ihn zum Studium der russischen Sprache und der altrussischen und byzantinischen Chronisten. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Übersetzung und Herausgabe der altrussischen Nestorschen Chronik. Zugleich machte er sich eingehend mit den öffentlichen Zuständen bekannt und veranlaßte die ersten amtlichen statistischen Aufnahmen. Eine gesicherte Stelle nach seinem Wunsche wollte sich aber nicht finden; er nahm daher gerne 1767 den Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie, Geschichte und Politik an der Universität Göttingen an und wirkte dann dort Jahrzehnte hindurch mit außerordentlichem Erfolge. Von seinen wissenschaftlichen Werken, die er hier veröffentlichte, seien nur die „Vorstellung einer Universalhistorie", die „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" und seine „Theorie der Statistik" erwähnt; seinen europäischen Ruf begründeten seine beiden Zeitschriften, sein „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" und die schon genannten „Staatsanzeigen". Der „Briefwechsel" erschien in 10 Teilen zu Göttingen von 1776 bis 1782, die „Staatsanzeigen" kamen von 1783 bis 1794 ebenda in 72 Heften, die 6 Bände ausmachen, heraus.

Die Position Schlözers war für seine publizistische Thätigkeit ganz besonders günstig. Das von England verwaltete Kurfürstentum Hannover wurde mit vieler Nachsicht behandelt. „Etwas von der Luft des freien Englands wehte auch nach dem deutschen Kurfürstentum des englischen Königs herüber und ließ in tonangebenden Kreisen einen gewissen öffentlichen Sinn entstehen".*) Schlözer lenkte denn auch das Lob, das der Haltung seiner „Staatsanzeigen" einmal gespendet wurde, höflich auf diejenigen ab, die die Aufsätze einsenden, und diejenigen, die die Publikation gestatten. Immerhin war die Freiheit, deren er sich erfreute, doch eine sehr beschränkte. Er hatte ängstlich darauf zu achten, daß, wie es in seiner Lebensbeschreibung heißt, „die

*) Wenck, Deutschland vor hundert Jahren. Bd. I. Leipzig 1887. S. 71.

Aufforderung zum Einschreiten gegen ihn nicht etwa von Orten komme, denen die hannoversche Regierung gefällig zu sein gute Ursache habe". Ganz besonders vorsichtig war er Preußen und Österreich gegenüber, und als er einmal befürchten mußte, das ernste Mißfallen Friedrichs II. erregt zu haben, erklärte er auf dem Umschlage des letzten Heftes der „Staatsanzeigen" vom Jahre 1784, daß er sich alle „Odiosa" über deutsche Länder und deutsche noch lebende Personen verbitten müsse, wofern nicht die Einsender Verdienst, Gefahr und Ehre des Märtyrertums für deutsche Preßfreiheit durch ihres Namens Unterschrift mit übernehmen wollten. Daß er hannöverschen Angelegenheiten vollständig fern blieb, war nach den damaligen Verhältnissen selbstverständlich. Er wußte eben ganz genau, daß es in Wirklichkeit eine Preßfreiheit gar nicht gab, daß der Publizist nur von der Willkür der Regierung abhing. „Unsere Preßfreiheit hängt an ein paar seidenen Fäden", bemerkt er denn auch einmal.

Wo er aber glaubte, ohne Gefahr vorgehen zu können, da that er es mit Entschiedenheit und Nachdruck. Fort und fort trat er für die „allgemeinen Menschenrechte" ein, die Freiheit und Gleichheit der Menschen, die Abschaffung der Leibeigenschaft, diese „Erfindung von Unmenschen", wie er sagte. Immer wieder wendete er sich gegen die Bevorzugung des Adels, der sich an der Tragung der öffentlichen Lasten so wenig beteilige, dagegen in den landständischen Korporationen meist eine ausschlaggebende Stellung einnehme. Einen Menschen verbrennen, weil er Jude sei, und einem anderen die höchste Stelle verschließen, weil er nicht von Adel, das seien Reliquien vormaliger Barbarei und mittelalterliche Schmutzreste. Auch die fürstliche Willkür bekämpfte er. Stets müsse dem Volke Gelegenheit gegeben werden, sich auszusprechen, ganz besonders bei Steuerverfügungen. Jede Regierungsform, wo der gute Herrscher nicht durch Volksrepräsentanten (Land- oder Reichsstände) belehrt, geleitet, und der Nichtgute nicht im Notfalle gezügelt werde, sei unnatürlich und für die Zukunft höchst gefährlich. Es sei das Glück der Fürsten selbst, wenn sie nicht über ihre Völker, sondern nur im Verein mit ihnen herrschten (Staatsanz. Bd. 14, S. 126). Dem Staate



müsse ein Vertragsverhältnis zwischen Volk und Regenten zu Grunde gelegt sein, da denn „der Hüter, wenn er nicht kontraktmäßig handle, abgedankt werden möge“. Es gebe weder ein göttliches Recht der Obrigkeit, noch könne die Gewalt eines Fürsten aus der väterlichen hergeleitet werden. Die Souveränität residiere ursprünglich in der Nation (Staatsanz. Bd. 16, S. 233).

Um so nachdrücklicher trat er für die Pflichten ein, die jeder Einzelne dem Staate gegenüber zu erfüllen habe, denn der Staat müsse jedem Manne mehr bedeuten, als der Kuh der Stall, in welchem sie ihr Futter finde. Den Tod für das Vaterland glaubte er aber dem Bürger nicht zur Pflicht machen zu dürfen. Zu diesem höchsten Opfer gehöre noch ein besonders bindender Vertrag. Immerhin erkannte er an, daß der Staat auch ein Recht habe, die Seinen zum Kriegsdienste heranzuziehen.

Gern nahm er die Gelegenheit wahr, das deutsche Selbstgefühl zu wecken, aber sehr oft mußte er angesichts der Kläglichkeit der deutschen politischen Verhältnisse gestehen, daß die Vorzüge der Reichsverfassung doch fast nur in der Theorie bestünden. Er sah um so trüber in die Zukunft, als ihm auch die beiden Hauptmächte Deutschlands, Österreich und Preußen, keine Hoffnungen erweckten. Die aufgeklärte Fürstenwillkür Josephs II. erregte sein ganzes Mißfallen. Die vorgenommenen geschwinden Veränderungen, so meinte er, würden dermaleinst ebenso eigenmächtig wieder abgeschafft werden können. Noch weniger erbaut war er von der Haltung Friedrich Wilhelms II. Es beschlich ihn sogar das Gefühl, als gleiche Preußens Herrlichkeit einem Meteor, das vielleicht ebensoschnell zu Ende gehe, wie es emporgestiegen sei. „Kein Muth mehr in der Nation“, schreibt er resigniert an einen Freund, „nicht einmal mehr militärischer. Schicksal der Menschheit! Zwei Augen, Friedrichs des Adlers, schließen sich, und sechs Millionen Menschen werden umgestaltet!“ Trotzdem trat Schlözer für die Sache des Fürstenbundes ein, da er zu der Oberherrschaft Österreichs in Deutschland kein Vertrauen hatte.

Die Schäden in den zahllosen kleinen Territorien deckte er mit großer Rücksichtslosigkeit auf, so die Bedrückung der Bauern

im Bistum Hildesheim, den Unfug des sogenannten Indigenatsrechts in Mecklenburg, die Willkürherrschaft des Rats zu Nürnberg, die ungerechte Zusammensetzung des lüneburgischen landständischen Körpers und vieles andere.

Mit der größten Heftigkeit aber ging er gegen die Unduldsamkeit und Tyrannei in Glaubenssachen vor und geriet daher mit dem Fürstbischof von Speyer, August Graf von Limburg-Styrum, in eine lange Fehde, die den hochfahrenden geistlichen Herrn so aufbrachte, daß er eine Broschüre „Kurze Bemerkungen, wie sich gegen den göttingischen Professor Schlözer zu benehmen sei“ verbreiten ließ. In dieser wurden alle deutschen Regierungen aufgefordert, beim Könige von England wegen der Nachsicht vorstellig zu werden, deren sich die „schamlose Frechheit“ des Professors Schlözer, dieses „in allem Betracht niederträchtigen Schriftstellers“ im Kurfürstentum Hannover erfreue; auch wurde den Fürsten aufgegeben, ihren Landeskindern den Besuch der Göttinger Universität zu verbieten. Einen Erfolg hatte die Broschüre aber nicht.

Auch die Geistlichkeit Bayerns erhob sich gegen Schlözer. Sie wollte die „Staatsanzeigen“, sowie alle die „Fliegenden Blätter, Scharteken und Fetzen“, die sich neuerdings „noch mehr als die Insekten vermehrten“ und allenthalben „lauter Gift“ verbreiteten, aus Bayern ganz ausgetilgt wissen. Und als Schlözer nachwies, daß bei einem Kindesmordsprozeß in Amberg, der besonders auf Betreiben der Geistlichkeit in Scene gesetzt worden war, ein Justizmord begangen sei, wurde nichts unversucht gelassen, um Schlözer mundtot zu machen. Alle Anstrengungen waren aber vergebens, doch konnte man seinem Herzen wenigstens dadurch Genüge thun, daß man das betreffende Heft der „Staatsanzeigen“ öffentlich unter dem Galgen verbrennen ließ.

Weit mehr noch, als die innern Angelegenheiten, beschäftigten aber Schlözer naturgemäß die beiden großartigen Katastrophen, die sich im Auslande abspielten: der Befreiungskampf in Nordamerika und die französische Revolution, und diese beiden gewaltigen Ereignisse standen auch im Mittelpunkte des Interesses seiner Leser.

Allein Schlözer ließ sich hier nicht zu dem maßlosen Enthusiasmus hinreißen, der so viele ergriff, sondern betrachtete die Entwicklung der Ereignisse mit weit kühlerem Blute. Wohl war auch er durchaus der Ansicht, daß die freiheitlichen Bestrebungen berechtigt seien, aber er hielt die monarchische Regierung doch für die richtigere und zweckmäßigere und erklärte sich gegen alle gewaltsamen Umwälzungen. Dagegen befürwortete er die „allmähliche Revolution", bei der die Übelstände mit Bedachtsamkeit nach und nach abgeschafft würden.

Ganz energisch wendete er sich gegen den Bruch der nordamerikanischen Kolonieen mit dem Mutterlande England. Allerdings wäre es auch nicht wohl angegangen, daß er als hannoverscher Staatsbeamter für die Amerikaner eingetreten wäre; aber er hegte auch die unbedingte Überzeugung, daß die Amerikaner ohne allen zwingenden Grund zur offenen Gewalt übergegangen seien. Diese Verurteilung des nordamerikanischen Befreiungskampfes zog ihm viele Angriffe zu und verwickelte ihn in mancherlei Fehden auch mit Schriftstellern, mit denen er ehedem freundschaftlich verbunden gewesen war. In der Erregung des Streites verirrte er sich schließlich bis zur Einseitigkeit, die ihm sogar den Vorwurf zuzog, seiner bisherigen Überzeugung untreu geworden zu sein. Entschuldigte er doch selbst den schmachvollen Soldatenschacher der deutschen Fürsten und meinte (Staatsanz. Bd. 9, S. 506), von den an England vermieteten deutschen Soldaten seien ja doch nur 11,853 nicht wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

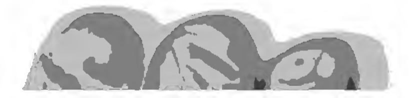
Die französische Revolution hatte anfangs, wie das überall in Deutschland der Fall war, seine ganze Sympathie. Auch er sah in ihr einen Freiheitsmorgen. Die Excesse, die dabei vorkamen, entschuldigte er mit der Bemerkung „Krebsschäden heilt man nicht mit Rosenwasser". Und auch später, als sich seine Begeisterung schon wesentlich abgekühlt hatte, hob er doch noch immer hervor, daß Deutschland „durch die französische Revolution erhellt" und überhaupt durch sie viel Gutes für die Welt gestiftet worden sei. Gar manches habe sie die Deutschen praktisch gelehrt, was diese allerdings theoretisch schon längst gewußt hätten. Als

sich dann aber die entsetzlichsten Scenen in Paris abspielten und eine Gewaltherrschaft ohnegleichen alle Maßnahmen zur Herbeiführung eines freiheitlichen Staatslebens unmöglich machte, wandte sich Schlözer mehr und mehr von der Sache der französischen Revolution ab und trat ihr in seiner derben Art heftig entgegen. Dadurch geriet er aber mit seinen bisherigen Anhängern, wie Campe, Wieland, Karl Friedr. Moser u. a., in die mannigfachsten Konflikte und erregte auch das Mißfallen seiner Leser. Zu einer weiteren Entwicklung dieses eigentümlichen Prozesses kam es aber nicht, denn plötzlich und unerwartet ward durch eine Gewaltmaßregel der Wirksamkeit Schlözers ein Ziel gesetzt; die „Staatsanzeigen“ wurden 1794 verboten, und zwar nur wegen eines Angriffs auf einen unverschämten hannoverschen Postmeister. Doch scheint der Postbeamte, so meint Schlözers Biograph Zermelo, bloß einen erwünschten Vorwand geboten zu haben. Die wirkliche Ursache des Verbots lag wahrscheinlich darin, daß die Freisinnigkeit Schlözers vielen unbequem zu werden anfing, und daß man in Hannover sich nicht mehr dem Andrängen und den Klagen verschiedener Kabinette entziehen wollte und konnte.

Deutschland wurde durch diese Maßregelung seines begabtesten und einflußreichsten Publizisten beraubt. Welche Achtung er genoß, wie hoch man ihn schätzte, geht aus vielen zeitgenössischen Äußerungen hervor. „Schon mehrmals haben Sie durch mich“, schrieb der Herzog Karl von Sachsen-Meiningen 1781 an ihn, „ohne daß Sie es wußten, Beiträge zu Ihrem interessanten „Briefwechsel“ erhalten. Ihr „Briefwechsel“ wird überall gelesen und ist jetzt das einzige Buch, das so allgemeinen Nutzen stiftet und so manche gute Idee in dem Herzen eines wohldenkenden Regenten erweckt.“

Selbst die Kaiserin Maria Theresia zog bei ihren Entschließungen die Ansichten Schlözers in Erwägung und gab einmal ihrem geheimen Rat einen schon gefaßten Beschluß von zweifelhafter Legalität mit dem Bemerken zurück: „Nein! Das geht nicht! Was würde der Schlözer dazu sagen!“

Auf dem Schreibtisch Kaiser Joseph II. hatte Schlözers Journal einen festen Platz. Als der Kaiser eines Tages die



neusten Hefte der „Staatsanzeigen" mit mehreren anderen Werken dem Buchbinder zum Binden übergab, schärfte er ihm ein: „Aber vor allen Andern den Schlözer, den Schlözer bringe er mir bald zurück!"

In den bürgerlichen Kreisen zollte man ihm die höchste Verehrung. Als er zu Anfang der achtziger Jahre eine Reise nach Italien unternahm, füllten sich in Süddeutschland die Gaststuben der Gasthöfe, in denen er abstieg, da man hoffte, mit ihm an einer Tafel speisen zu können, und die Universitäten, an denen er vorbeireiste, die er aber doch nicht besuchen konnte, entsandten ihre Professoren und ließen ihm ihren Gruß entbieten. Zu einem wahren Triumphzug gestaltete sich sein Wiedereinzug in Göttingen. Man empfing ihn um so herzlicher, als man ihn bei seiner Abreise die sichern Grenzen Hannovers nicht ohne Besorgnis hatte verlassen sehen.*)

Das Verbot der „Staatsanzeigen" war für Schlözer ein Schlag, von dem er sich nicht wieder zu erholen vermochte. Die mancherlei Ehrungen, die ihm auch noch weiter zu Teil wurden, konnten ihm über seine tiefe Verstimmung nicht hinweghelfen. Er zog sich ganz vom öffentlichen Leben zurück, verzichtete schließlich auf jeden mündlichen und schriftlichen Verkehr. Einsam starb er am 9. September 1809. Auch er war dem Schicksale nicht entgangen, dem so ziemlich alle bedeutenderen Publizisten des achtzehnten Jahrhunderts erlagen.

---

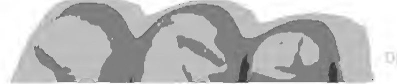
2. Die sonstigen freiheitlich gesinnten Zeitschriften der Epoche. Mosers „Patriotisches Archiv", Göfingks „Journal von und für Deutschland", das „Göttingische historische Magazin" von Meiners und Spittler, das „Deutsche Museum" von Dohm und Boie, die „Minerva" von Archenholtz, das „Braunschweigische Journal" von Campe u. s. w.

Außer den Journalen von Wieland, Schubart, Weckherlin und Schlözer, in denen die politische Stimmung des letzten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts am klarsten und nachdrücklichsten

*) Näheres in Schlözers Leben, v. s. Sohne u. in Waitz, Caroline. Lpzg. 1871.

zum Ausdruck kam, erschien aber noch eine große Menge von Zeitschriften, die teils nur in einseitiger Weise die Weltereignisse besprachen und beurteilten, teils bloß, ohne einen selbständigen Standpunkt einzunehmen, eine Art Sprechsaal des Publikums bildeten. Zu nennen sind das „Patriotische Archiv für Deutschland“ von Friedrich Karl von Moser, das „Journal von und für Deutschland“ von Gökingk und Bibra, das „Göttingische historische Magazin“ von Meiners und Spittler, das „Deutsche Museum“ von Dohm und Boie, die „Minerva“ von J. W. von Archenholtz und das „Braunschweigische Journal“ von J. H. Campe.

Der Herausgeber des „Patriotischen Archivs für Deutschland“ war jener Friedrich Karl von Moser, der das berühmte Buch „Der Herr und der Diener“ schrieb und später durch sein herbes Schicksal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Von seinem Vater, dem bekannten Dichter vieler geistlicher Lieder, J. J. Moser, dem langjährigen Gefangenen des Hohentwiel, hatte er sowohl das Gefühl für strenge Rechtlichkeit, wie auch die tiefe Religiosität geerbt, doch trübte auch bei ihm die pietistische Befangenheit nicht selten den politischen Blick. Seine religiösen Anschauungen trennten ihn denn auch von dem freigeistigen Friedrich dem Großen, von dem er sich abgestoßen fühlte, so wie von den Berliner Schriftstellern mit ihrer nüchternen Art und ihren aufklärerischen Tendenzen. Überhaupt war ihm das ganze preußische Wesen mit seiner kurz angebundenen militärischen Derbheit unsympathisch. Er hielt es für einen großen Fehler, wenn der amtliche Verkehr im Staate militärisch eingerichtet werde. „Das despotische Wesen vieler unserer deutschen Herren“, sagt er in seinem Buche „Der Herr und Diener“, „die harte Behandlung ihrer Unterthanen, die mannigfaltige Übertretung der heiligsten Versprechungen und Verbindungen mit ihren Landständen, die Unwissenheit der meisten Regenten in ihren eigentlichen Pflichten, deren oft wissentliche Hintansetzung und die übertriebene Erhöhung ihrer billigen und in sich allemal unverletzlichen Rechte neben so vielen anderen Zeichen böserer Zeiten haben wir meistenteils der militärischen Regierungsart zu danken.“ Auch die Gepflogenheit



der Fürsten, sich meist in Uniform zu zeigen, die damals mehr und mehr aufkam, erfuhr seinen Tadel.

Angesichts der Willkürherrschaft der vielen kleinen Herren in Deutschland betonte er immer wieder die Autorität der Reichsgewalt über die Einzelstaaten und suchte die Macht des Kaisers zu stützen. Als getreuer Reichspatriot erblickte er eine höhere Vorsehung darin, daß das allerdurchlauchtigste Haus Österreich dazu auserkoren sei, das erste in der Christenheit und der Stamm zu sein, der Deutschland Schutz und Schatten gewähre. Den siebenjährigen Krieg beklagte er denn auch als einen verhängnisvollen Bürgerkrieg.

Trotz seiner Vorliebe für Österreich war er aber doch nicht blind gegen die Mängel, die dort im öffentlichen Leben überall hervortraten. Heftig wandte er sich gegen alle politische Intoleranz und gegen jeden geistigen Druck. Fort und fort betonte er die persönliche Freiheit; seinen ganzen Zorn traf die kriechende Unterwürfigkeit. Schlözer hebt denn auch in seiner derben Weise an ihm besonders hervor, „daß er den Deutschen die Hundedemut ausgetrieben" habe.

Sein rechtlicher und gerader Sinn brachte Moser naturgemäß in viele Konflikte; sein Lebensgang war eine Kette von Kämpfen, und wiederholt wurde er das Opfer seiner Überzeugung und Redlichkeit. Geboren am 18. Dezember 1723 zu Stuttgart, studierte er die Rechte und trat dann in hessen-homburgische, weiterhin in hessen-darmstädtische und hessen-kasselsche Dienste und wurde 1766 Reichshofrat in Wien, bei welcher Gelegenheit ihn Joseph II. in den Freiherrnstand erhob. Darauf trat er 1772 als Präsident und Kanzler an die Spitze der Verwaltung von Hessen-Darmstadt und regelte hier mit großem Geschick die völlig zerrütteten Finanzverhältnisse. Die strenge Gerechtigkeit, mit der er hier vorging, machte ihm aber viele Feinde, die schließlich 1780 seine Entlassung durchsetzten. Moser zog sich darauf auf sein Gut Zwingenberg im Odenwalde zurück und begann hier 1784 die Herausgabe seines „Patriotischen Archivs". Das Journal erschien zu Frankfurt und Leipzig bis 1790 in 12 Bänden; später gab Moser noch von 1792 bis 1794 ein „Neues Patriotisches

Archiv“ heraus. Leider war es Moser nicht vergönnt, sich mit aller Ruhe und Sammlung dieser journalistischen Thätigkeit zu widmen; seine Feinde strengten einen Prozeß wegen Mißbrauch der Amtsgewalt gegen ihn an; ohne Urteil und Recht wurde sein Vermögen mit Beschlag belegt, und er sah sich gezwungen, sein Gut, seine Bibliothek, seine Gemäldesammlung und selbst einen Teil seiner Kleider zu verkaufen. Erst nach dem Tode des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt 1790 wurde der Prozeß niedergeschlagen; Moser erhielt den erlittenen Schaden ersetzt und auch eine Pension von 3000 Gulden, worauf er von Mannheim, wo er seit 1783 gelebt hatte, nach Ludwigsburg übersiedelte. Dort starb er am 10. November 1798.

Von ähnlichen Grundanschauungen, wie das „Patriotische Archiv“, wurde auch das „Journal von und für Deutschland“ getragen. L. F. G. von Gökingk, der, geboren am 13. Juli 1748 zu Gröningen bei Halberstadt, bereits seit 1777 durch seine „Lieder zweier Liebenden“ als Dichter vorteilhaft bekannt war, gründete die Zeitschrift 1784 zu Ellrich, wo er die Stelle eines Kanzleidirektors bekleidete, und bekämpft in ihr ebensowohl die politische Intoleranz, wie die vielen Mißstände in den staatlichen Verwaltungen. Die schwere Bedrückung der bürgerlichen Freiheit nehme in demselben Grade zu, klagt er einmal, in welchem die Toleranz in Religionsmeinungen wachse. Man könne ungestraft die Gottheit Jesu zweifelhaft machen; aber dem Kabinet manches kleinen Sultanchen Infallibilität absprechen, würde Hochverrat sein. Den Grund der schlimmen finanziellen Verhältnisse der meisten kleinen Staaten sieht er besonders in den kostspieligen Soldatenspielereien der Fürsten. „Wie hoch“, wird in einem satirischen Artikel „Aufgaben aus der politischen Rechenkunst“ gefragt, „darf sich die Anzahl der stehenden Soldaten gegen die Anzahl der arbeitenden Unterthanen belaufen, bis sie beide nichts mehr zu essen haben?“ Seiner weiteren journalistischen Thätigkeit wurde jedoch plötzlich durch die preußische Regierung ein jähes Ende bereitet. Gökingk hatte in seiner Zeitschrift gewisse mainzische Verhältnisse berührt und dadurch den sehr empfindlichen Kurfürsten von Mainz verletzt. Der geistliche Herr hatte sich

darauf klagend an die preußische Regierung gewandt, und diese war, da der Kurfürst zum Fürstenbunde gehörte, dem Beschwerdeführenden sofort gefällig gewesen. In einem Ministerialreskript an die Regierungsbehörde in Halberstadt, der Göking in Ellrich unterstand, und das von den Ministern Finkenstein und Herzberg unterzeichnet war, wurde in barschem Tone der Rücktritt Göking von dem Journale verlangt, und Göking auch in den Verhören, die er in Halberstadt zu bestehen hatte, in sehr verletzender Weise behandelt. Selbst mit Spandau soll ihm gedroht worden sein.*) Dieses brutale Verfahren machte aber in der ganzen gebildeten Welt Deutschlands großes Aufsehen. Schlözer, Weckherlin, Archenholtz u. a. wandten sich heftig gegen diese arge Mißhandlung der Preßfreiheit, worauf die Minister sich schließlich veranlaßt sahen, erklären zu lassen, daß das Reskript allgemeinhin ihre Ansichten über die Behandlung von Preßangelegenheiten keineswegs aussprechen solle, daß dies vielmehr keinen andern Zweck gehabt habe, als dem Kurfürsten von Mainz eine Genugthuung zu geben. Immerhin blieb es für Göking bei dem Verbote, die Redaktion des Journals weiter zu führen, worauf Sigmund Freiherr von Bibra mit dem Beginn des Jahres 1785 die Leitung der Zeitschrift übernahm. Göking widmete sich später nur dem Verwaltungsdienste, in welchem er schließlich bis zur Stelle eines Geheimen Oberfinanzrates emporstieg. Hochbetagt starb er am 18. Februar 1828 auf Wartenberg bei Breslau. Bibra führte das Journal bis 1792 fort.

Nüchterner und besonnener in jeder Weise zeigte sich das „Göttingische historische Magazin" von Meiners und Spittler, das von 1787 bis 1792 in 11 Bänden in Göttingen erschien. Der Hauptleiter desselben war Timotheus Spittler, geboren 1752 in Stuttgart, 1779 bis 1797 Professor der Geschichte in Göttingen, gestorben als Kanzler der Universität Tübingen 1810. Mit dem ruhigen Blick des Historikers besaß Spittler einen stark ausgebildeten Sinn für das Maßvolle. Alles Gewaltsame widerstrebte ihm. Er verurteilte daher ebensowohl die rücksichtslosen

*) Wenck, Deutschland, I, S. 77.

Neuerungen Joseph II., wie das gewaltthätige Vorgehen der Revolutionsmänner Frankreichs. Das historisch Gewordene, betonte er, habe so gut ein Recht, wie das neu Werdende. Im Grunde war das Magazin eine wissenschaftliche Zeitschrift, aber die aufgeregte Stimmung der Zeit veranlaßte die Herausgeber, bei ihren historischen Darlegungen Berührungspunkte mit der Gegenwart zu suchen und auch „Nachrichten und Beschreibungen von musterhaften neuen Anstalten und Verbesserungen oder Anzeigen von zu bessernden Mängeln und Mißbräuchen in unsern deutschen Verfassungen" zu geben. Über den Kreis der Gelehrten drang die Zeitschrift aber nicht hinaus.

Ebenfalls sehr vorsichtig trat das „Deutsche Museum" von Dohm und Boie, das 1776 bis 1791 (von 1789 ab als „Neues deutsches Museum") in Leipzig in 30 Bänden herauskam, an die politischen Fragen heran. Ch. W. von Dohm, anfangs der Hauptleiter des Journals, war zwar ein Mann, der mitten im Hauptstrome der Politik stand. Im Auftrage Preußens agitierte er für die Sache des Fürstenbundes, und auch sonst trat er für das „Deutsche Gleichgewicht" ein; des weiteren suchte er eine größere politische Reife in der breiten Masse des Volkes heranzubilden und empfahl die Abfassung von populären Lehrbüchern über Staats- und Völkerrecht; aber in seinem „Museum" beobachtete er doch eine sehr große Zurückhaltung. Schon ein bloßer Hinweis auf den Schleier, welcher die Operationen der Regierungen bedecke, sagt er, sich entschuldigend, sei gefährlich; selbst die kleinste Mißbilligung werde als Tadel aufgenommen. Das Journal wandte sich daher weiterhin mehr der Pflege der älteren Litteratur zu und brachte u. a. auch Herders wertvolle Abhandlung über die „Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst". Dohm beteiligte sich nur von 1776 bis 1777 an der Herausgabe des „Museums"; er widmete sich ganz der Diplomatie, erwarb sich aber später noch ein litterarisches Verdienst durch die Abfassung seiner „Denkwürdigkeiten", die schätzenswerte Beiträge zur Geschichte des letzten Viertels des achtzehnten und des Anfanges des neunzehnten Jahrhunderts enthalten. Geboren 1751 zu Lemgo, war er nacheinander Professor am Karolinum in Kassel, Kriegsrat



und Geheimer Archivar in Berlin, preußischer Gesandter beim Kurfürsten von Köln, Kammerpräsident in Heiligenstadt und Staatsrat des Königreichs Westfalen. Von 1810 ab lebte er bis zu seinem 1820 erfolgten Tode auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen. H. Ch. Boie, geboren 1744 zu Meldorp in Süderditmarschen, hatte sich, ehe er sich mit Dohm zur Herausgabe des „Museums" verband, bereits einen Namen durch die Herausgabe des ersten deutschen „Musenalmanachs" gemacht, der dann das Organ des Hainbundes wurde. Später trat Boie in den dänischen Justizdienst, wurde Landvogt für Süderditmarschen, erhielt den Titel eines dänischen Etatrates und starb 1806 in seinem Geburtsorte.

Einen volkstümlicheren Ton, als das „Museum", schlug die „Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts" an, anfangs in Berlin, später in Hamburg von 1792 bis 1808 von Johann Wilhelm von Archenholtz herausgeben und bis 1812 fortgesetzt von F. Alex. Bran. Archenholtz, geboren 1745 zu Langenfurth bei Danzig, längere Zeit preußischer Offizier und gestorben auf seinem Landgute Oyendorf bei Hamburg 1812, hatte bei allem, was er schrieb, die Wirkung auf ein großes Publikum im Auge. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte er bereits seine „Geschichte des siebenjährigen Krieges" verfaßt, die ein Volksbuch im besten Sinne des Worts geworden war, ebenso verschiedene touristische Schriften. In seiner „Minerva" trat er warm für alle freiheitlichen Bestrebungen ein, die sich bei der französischen Revolution äußerten, und verlegte sogar mitsamt seiner Familie seinen Wohnsitz nach Paris, um die politischen Umwälzungen genauer beobachten zu können. Und als dann die kriegerischen Verwicklungen begannen und er es für ratsam hielt, nach Deutschland zurückzukehren, sicherte er sich die Mitarbeit des geistreichen C. E. Oelsner, der, fast ganz Franzose geworden, ein glühender Freiheitsschwärmer war. Dabei übersah Archenholtz aber keineswegs die Korruption der öffentlichen Zustände Frankreichs; auch er verurteilte die wüste Schreckensherrschaft, doch mißbilligte er durchaus das Einschreiten der Verbündeten und fürchtete, daß dadurch die Entwicklung zu wirklich freiheitlichen

Zuständen geschädigt würde. Daß sich schließlich die Verhältnisse in ganz anderer Weise gestalten würden, wie das der weiterblickende Wieland voraussah, ahnte er nicht.

Mit schrankenlosem Enthusiasmus gab sich das „Braunschweigische Journal" den Ideen der französischen Revolution hin. Sein Herausgeber war Joachim Heinrich Campe, der, geboren 1746 zu Deensen in der Nähe von Holzminden und gestorben 1818 zu Braunschweig, viele Jahre als Schulrat in Braunschweig thätig war und sich in den weitesten Kreisen durch seine Bearbeitung der deutschen Ausgabe des „Robinson" bekannt machte, sich auch durch seine vielen pädagogischen und sprachwissenschaftlichen Schriften einen großen Ruf erwarb. Das „Braunschweigische Journal" gründete er mit E. Ch. Trapp, Joh. Stuve, und Joh. Heusinger und ließ es in der „Braunschweigischen Schulbuchhandlung" erscheinen, die er seit 1787 führte. Die Zeitschrift begann 1788 und erschien bis Ende 1791. Im ersten Hefte erklärte Campe, das Journal solle „unbefangen Untersuchungen anregen und fördern und alles ins Auge fassen, was eine Beziehung auf die Bildung und Glückseligkeit des Menschen hat, die wichtigsten Fragen der Philosophie, Philologie und Pädagogik, insbesondere auch die Kritik der neuesten Litteratur, und das alles in einem anständigen Tone, ohne persönliche Gehässigkeit, keinem zu Lieb und keinem zu Leide". Aber schon sehr bald sollte sich dieser ruhige Ton in eine sehr aufgeregte Sprache verwandeln. Campe unternahm im Sommer 1789 mit seinem ehemaligen Schüler Wilhelm von Humboldt eine Reise nach Paris und wurde dort, besonders durch seine Bekanntschaft mit Mirabeau, alsbald mitten in die Strudel der Revolution hineingezogen. Er, der „feste und unschwärmerische" Mann, wie ihn Lessing einst genannt hatte, geriet dadurch in einen solchen Taumel von Entzücken, daß er die „erhabenen Tugenden" des französischen Volkes, die „Großmuth der Patrioten", den „unwiderstehlichen Zauber" der Nationalversammlung gar nicht genug preisen konnte und in überschwänglichen „Briefen aus Paris" in seinem „Journale" schilderte. Auch weiterhin hielt die Begeisterung noch an, und als die Verbündeten sich anschickten, gegen Frankreich zu Felde



zu ziehen, da klagte das „Journal“, daß nun die Freiheit darniedergeschlagen, die alte Herrlichkeit von neuem hergestellt und der Landmann wieder zum Vieh werden würde. Diese heftige Verurteilung des „Kreuzzuges gegen die Franken“ wurde aber in vielen Kreisen übel vermerkt, besonders in Preußen. Der Minister Wöllner richtete ein förmliches Drohschreiben an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, worauf dieser von Campe in mündlicher Unterredung das Versprechen verlangte, von der ihm unbedingt zugestandenen Preßfreiheit jetzt keinen Gebrauch zu machen. Auch ernannte der Herzog eine Kommission, welche die Angelegenheit erwägen und ein Urteil darüber abgeben solle. Dieses Urteil fiel aber sehr hart aus. Es hieß in demselben, Campe und seine Freunde sollten „hinfüro in ihrem Journal sowohl, als in ihren sonstigen edendis, alle Gegenstände, so theologisch-dogmatischen als politischen Inhalts, vor der Hand ganz unberührt lassen, und daß sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der preußischen, gänzlich enthalten möchten“. Campe erklärte jedoch, sich diesem Beschlusse nicht zu fügen; er erblickte in ihm eine „geistige Landesverweisung“ und verteidigte in einem Promemoria, welches er der Kommission überreichte, das Recht der Preßfreiheit, das ein unveräußerliches Recht der Menschheit sei. Im äußersten Falle sei er bereit, den Wanderstab zu ergreifen. So weit sollte es jedoch nicht kommen, sondern im Frühjahr 1792 wurde Campe durch die Kommission benachrichtigt, „daß Serenissimus, im Vertrauen auf die Ergebenheit gegen seine Person, und in der Hoffnung, daß Campe und seine Mitarbeiter gern alles zu vermeiden suchen würden, was Ihn, seiner Neigung zuwider, zwingen könnte, strenge Verfügungen zu treffen, sie nach wie vor ihrer eigenen Vernunft und ihrer gewissenhaften Vorsicht zu überlassen beschlossen hätten“*). Darauf veröffentlichte Campe noch eine Verteidigungsschrift „An meine Mitbürger“, in der er erklärte, daß seine Sympathieen für die französische Revolution lediglich jener ersten Zeit der Bewegung gegolten habe, als das durch Parteigeist noch nicht

*) J. Leyser, Joachim Heinrich Campe. Braunschw. 1877, Bd. I, S. 419.

verwilderte französische Volk mitten in einer gänzlichen Auflösung aller gesetzlichen Bande sich auf einer seltenen Höhe der Gerechtigkeit und Ordnungsliebe gezeigt habe; später habe er nur eine bittere Thräne des Unmuts gehabt, als eine Sache, in ihren Anfängen so gerecht, in ihren Erfolgen so vielversprechend, durch eine Handvoll blutgieriger Meuchelbuben zu einem Fluche für die gesamte Menschheit geworden sei.

Die journalistische Thätigkeit Campes war damit in der Hauptsache abgeschlossen; er wandte sich von jetzt ab fast ausschließlich wissenschaftlichen Studien zu, besonders Sprachstudien, aus denen dann sein großes „Wörterbuch der deutschen Sprache" hervorging, das von 1806 bis 1811 erschien.

Von den vielen sonstigen freiheitlich gesinnten Journalen, die in jener Zeit noch erschienen, seien wenigstens noch August Hennigs' „Genius der Zeit", der sich durch ein klares Urteil auszeichnete, P. A. Winkopps „Journal für Denker und Männer von Geschmack" und sein „Deutscher Zuschauer", in welchen beiden Zeitschriften besonders leidenschaftlich gegen den kirchlichen Druck gekämpft wurde, und J. F. Reichardts „Deutschland", ein stark zum Republikanismus neigendes Blatt, hervorgehoben. Reichardt wird noch heute als Komponist Goethescher Lieder geschätzt; in seinen politischen Anschauungen gelangte er nie zu einiger Klarheit. „Sein soit disant Republikanismus", schreibt Friedrich Schlegel an seinen Bruder, „ist alter Aufklärungsberlinismus, Oppositionsgeist gegen die Obskuranten und Neigung zu den Franzosen, die er als Deutscher haßt und verachtet, ohne doch von ihnen lassen zu können, so wie er die Deutschen hinwiederum völlig wie ein Franzose verachtet".

---

4. Die den freiheitlichen Bestrebungen der Zeit feindlich gegenüberstehenden Journale. Schirachs „Hamburger Politisches Journal"; Leopold Alois Hoffmanns „Wiener Zeitschrift"; das „Magazin der Kunst und Litteratur" u. a.

Neben diesen soeben charakterisierten Journalen, aus denen die allgemeinen Anschauungen der neuen Zeit sprachen, fehlte es



aber auch nicht an Blättern, die sich dem revolutionären Geiste der großen Menge abwehrend gegenüber stellten; es waren dies besonders Schirachs „Hamburger Politisches Journal" und Leopold Alois Hoffmanns „Wiener Zeitschrift".

Das „Hamburger Politische Journal", das von 1781 ab erschien, trat anfangs den neuen Ideen nicht geradezu feindlich entgegen, wenn es sich auch, wie Schlözers „Staatsanzeigen", von vornherein gegen den Befreiungskampf der Amerikaner wendete. Beim Beginn der französischen Revolution verurteilte es aber diese freiheitliche Bewegung sofort mit großer Heftigkeit und wurde dann zum Sprachrohr aller derer, die an dem, was bisher bestanden hatte, nicht gerüttelt sehen wollten. Verschiedene Regierungen benutzten es, um ihr Verhalten vor weiten Kreisen zu rechtfertigen und vor den Umsturzbestrebungen zu warnen, und Schirach selbst war jederzeit in devotester Weise bereit, den Wünschen, die nach dieser Richtung hin an ihn gelangten, zu entsprechen. Verwundert fragt er, wie bei der großen Menge wohlgesinnter Fürsten, deren man sich gerade jetzt zu erfreuen habe, eine solche Unruhe alle Geister befallen könne, und eifrig stimmt er zu, wenn die großen und kleinen Herren alle Äußerungen über den neuen Geist der Zeit unterdrücken. „Nie war die persönliche Aufmerksamkeit der Souveräne nötiger", schreibt er 1789, „als in diesem Augenblicke, damit der Schlag in Frankreich kein elektrischer durch ganz Europa werde".

Trotz dieser Haltung, die der allgemeinen Stimmung der großen Menge der Gebildeten nicht entsprach, erlangte das Journal eine große Verbreitung. Im März 1789 mußte der Herausgeber sogar bekannt geben, daß die vielen Nachbestellungen erst in einiger Zeit ausgeführt werden könnten, weil verschiedene Hefte ganz vergriffen seien und neu gedruckt werden müßten, und 1790 durfte er sogar behaupten, daß das Journal unter allen politischen Schriften Deutschlands die größte Auflage habe. Diese Erfolge hatte die Zeitschrift in erster Linie ihrer Übersichtlichkeit und Reichhaltigkeit zu verdanken. Sie besaß in allen großen Städten Europas tüchtige Korrespondenten, und das Rohmaterial, das diese lieferten, wurde von Schirach mit Geschick zu allgemeinen

Gesamtbildern verarbeitet, die den Leser vorzüglich orientierten. Jeder also, der sich auf dem Laufenden erhalten wollte, konnte dies am besten durch das „Hamburger Politische Journal“ erreichen. Von dem unsympathischen Tone ließ man sich dann so wenig wie möglich berühren.

Der Herausgeber Gottlob Benedict von Schirach war, als er das Unternehmen begann, schon ein Mann in reiferen Jahren, der sich bereits durch eine vielseitige gelehrte Wirksamkeit allgemein bekannt gemacht hatte. Geboren 1743 zu Tiefenfurt in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, studierte er anfangs Theologie, wandte sich dann aber der Philologie und der schönen Litteratur zu und beteiligte sich an den damaligen gelehrten Fehden, wobei er auf die Seite von Klotz trat. Zugleich gab er einen Band Gedichte heraus, schrieb über die Harmonie des Stils und übersetzte das englische Gedicht Olivier, sowie Marmontels Werke über die Dichtkunst. Durch diese vielseitige litterarische Thätigkeit wurde er nach und nach mit vielen deutschen Schriftstellern seiner Zeit bekannt, besonders mit Gellert, Weiße, Gleim, Uz, Gökingk und Gebler. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen fanden ihre Anerkennung durch eine Berufung an die Universität Helmstädt. Dort widmete er sich hauptsächlich der Geschichte und Statistik, gab sechs Bände Biographieen der Deutschen heraus und verfaßte ein „Pragmatisches Leben Kaiser Karls VI“, was die Kaiserin Maria Theresia veranlaßte, ihn in den Adelstand zu erheben. Weiterhin übersetzte er den Plutarch und schrieb eine Abhandlung über das königlich dänische Indigenatrecht, worauf er einen Ruf der dänischen Regierung als königlich dänischer Legationsrat nach Altona erhielt, dem er 1780 Folge leistete, und hier nun gründete er bereits im Jahre 1781 das „Hamburger Politische Journal“, das er sodann vierundzwanzig Jahre bis zu seinem 1804 erfolgten Tode redigierte.*) Seine Söhne setzten das Journal bis 1837 fort, worauf noch 1838 und 1839 von J. G. L. Heise eine neue

---

*) Lübker-Schröder, S.-H., Schriftstellerlexikon. II, 506.

Folge herausgegeben wurde. Eine Bedeutung für das g istige Leben hatte es seit dem Tode des Begründers nicht mehr.

Auf viel niedrigerer Stufe, als das „Hamburger Politische Journal", stand die „Wiener Zeitschrift". Seit dem Tode Josephs II. erließ die Wiener Hofkanzlei ein Dekret nach dem andern, um den Zensurzwang immer mehr zu verschärfen; bald war es vollständig ausgeschlossen, daß irgendwo in Österreich noch ein offenes und freies Wort geäußert werden konnte. Auch eine sorgfältige geistige Absperrung vom Auslande wurde mehr und mehr erzielt, so daß sich eine geistige Armut sondergleichen auf die österreichischen Lande lagerte. Da war es denn natürlich, daß nur ein Journal innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle existieren konnte, das ganz und gar im Sinne der Regierung geschrieben wurde, in welchem man die Unterdrückung jedes freien Gedankens durchaus billigte und alles verurteilte, was irgendwie nach Aufklärung aussah, oder was sich gegen die Knechtung des Geistes auflehnte. Die „Wiener Zeitschrift" übernahm diese traurige Mission, und ihr Herausgeber, Leopold Alois Hoffmann, entsprach den Wünschen der Regierung in der weitgehendsten Weise. Er hatte, ehe er 1792 die Herausgabe der Zeitschrift begann, bereits wiederholt durch bildungs- und fortschritts-feindliche Machenschaften die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Geboren in Böhmen 1748, studierte er in Breslau und wollte dann in den Jesuitenorden eintreten. Es wurde ihm jedoch die Aufnahme verweigert, worauf er sich der Schriftstellerei widmete und zunächst nach Prag, dann nach Wien ging, wo er auf Veranlassung eines Buchhändlers eine „Predigtkritik" herausgab. Dadurch wurde er mit dem vielvermögenden Dr. van Swieten, dem Leibarzte der Kaiserin Maria Theresia und obersten Bücherzensor, bekannt, der ihn zum Professor der deutschen Sprache in Pest ernannte. Dort zeichnete er sich aber weniger durch seine Lehrthätigkeit aus, der er gar nicht gewachsen war, als vielmehr durch seinen Eifer im Spionieren und Denunzieren, wodurch er sich allgemein verhaßt machte. Im Jahre 1790 wurde er sodann Professor an der Wiener Universität und kaiserlicher Rat, doch verwickelte er sich bald durch seine fortwährenden Verdächtigungen

verdienstvoller Männer in so viel Widerwärtigkeiten, daß er 1792 in den Ruhestand versetzt wurde. Darauf gab er in den Jahren 1792 und 1793 die „Wiener Zeitschrift" heraus, erzielte aber nicht den Erfolg, den er erhofft hatte, und zog sich daher nach Wiener Neustadt zurück, wo er 1806 starb.

Es ist ein außerordentlich trauriges Bild geistiger Dumpfheit und Verkommenheit, das sich in der „Wiener Zeitschrift" offenbart. In der brutalsten Weise fällt Leopold Alois Hoffmann dort über alles her, was nach Fortschritt aussieht. Jeder, der Bildung und Aufklärung verbreiten will, ist ihm verhaßt. „Sie räsonniren euch noch todt, wenn ihr ihren Zähnen kein Gebiß anlegt", ruft er den Vertretern der Regierung zu und fordert die schärfste Zensur, da Strafandrohungen und Bücherverbrennungen ja doch nicht ausreichen würden. Fortwährend prophezeit er, daß, wenn man es so weitergehen lasse und das „Freiheitsgebell" nicht unterdrücke, in Deutschland eine noch viel schlimmere Revolution als die französische ausbrechen werde; ja, er weiß sogar zu berichten, daß in „Braunschweig bereits seit längerer Zeit von einem bekannten Revolutionär ein systematischer Plan zu einer Totalrevolution in Deutschland bearbeitet und an die Revolutionsbrüder deutscher Abkunft ganz still versandt worden ist". Er billigt deshalb auch alle Mittel, die gegen dieses Treiben ergriffen werden, und stellt das Aufbrechen von Briefen sogar als das Recht und eine Pflicht der Staatsregierung hin. In seiner maßlosen Sucht, überall „Jakobiner" und unheilvolle Geheimbündler aufzuspüren, geht er sogar so weit, das Libretto der „Zauberflöte" verdächtig zu finden, denn es scheine doch keineswegs bloß auf Auge und Ohr abgesehen, sondern in dem kostbaren, ehrwürdigen Gepräge solle offenbar so manches an das Publikum gebracht werden, womit es besser verschont bleibe. Seinen ganzen ungezügelten Haß schüttet er über die Freimaurer aus, die an allem Übel in der Welt schuld seien. Das ganze französische Volk, schrieb er im 5. Hefte des Jahrganges 1793 seiner Zeitschrift, wenigstens alle diejenigen, welche sich zur Revolution geschlagen hätten, müßten lauter Freimaurer sein, denn das ganze französische Revolutionssystem sei nichts anderes, als



das aus vielen schon sehr alten Büchern bekannte Freimaurer- und Logen-System — gedachtes System beruhe nämlich auf Freiheit und Gleichheit, auf den ursprünglichsten Natur- und Menschenrechten, auf allgemeiner Menschenbrüderschaft, auf Abstellung aller Obergewalt, auf Vertilgung aller sogenannten Tyrannen — und auf Abschaffung aller Königswürde und aller Könige selbst. Die Freimaurer haben daher auch kein Vaterland, sie kennen keinen Unterschied der Nationen, sie verwerfen allen Unterschied der Stände, allen Patriotismus und alles einseitige Interesse der Völker u. s. w. Daß dies wirklich so sei, beweise Frankreich zur Evidenz; die ganze Konstitution und die Erklärung der Menschenrechte beweise dies, und ebenso augenscheinlich alles dasjenige, was mit Ludwig XVI. geschehen sei — auch sei der Franzosenkrieg kein anderer, als jener der freimaurerischen Freiheit und Gleichheit, und man habe keine andre Absicht gehabt, als entweder alle Menschen der übrigen Länder gleichfalls zu Freimaurern zu machen, oder sie alle unter die Regierung der Freimaurerlogen zu bringen. Denn die Nationalversammlungen, Munizipalitäten, Klubs, Komitees u. s. w. seien durchaus und überall nichts als lauter Logen von Freimaurern und Illuminaten.

Der vollständige Mangel an Verständnis für die Ursachen der gewaltigen Tragödie in Frankreich kennzeichnet am klarsten das niedrige Niveau, auf dem die Zeitschrift und ihr Herausgeber standen.

Einen ähnlichen Standpunkt, wie die „Wiener Zeitschrift“, nahm das „Magazin der Kunst und Litteratur“ ein, das von 1793 bis 1797 in Wien erschien.

Eine von J. B. von Alxinger (geb. 1755, gest. 1797) 1793 gegründete, dann von Schreyvogel u. a. redigierte „Österreichische Monatsschrift“, die einen etwas freieren Ton anschlagen wollte, ging bereits 1794 wieder ein, und Schreyvogel mußte flüchten, um einer Verurteilung zu entgehen.

---

4. Versuche, gegenüber der alles beherrschenden Politik die litterarischen und künstlerischen Interessen wieder im großen Publikum zu wecken. Schillers „Horen“, das „Athenäum“ der Gebrüder Schlegel, Goethes „Propyläen“. Unterhaltungsjournale.

Bei der gewaltigen Erregung, die von den achtziger Jahren ab mehr und mehr alle Gemüter erfaßte, war es natürlich, daß die politische Diskussion bald alle anderen Erörterungen überwucherte und die litterarischen Interessen, die in der Mitte des Jahrhunderts das geistige Leben der Nation vorwiegend erfüllt hatten, außerordentlich zurückdrängte. „Die besten Gedichte bleiben ungelesen“, schrieb Archenholtz 1793 in seiner „Minerva“; „man greift nur noch nach Zeitungen und solchen Schriften, die den politischen Heißhunger stillen“. Infolgedessen gab denn auch Tiedge nur zögernd eine neue Sammlung seiner poetischen Episteln heraus. „Ich weiß es wohl“, sagte er dabei, „daß die Poesie jetzt kaum noch als ein Nebengericht in einem Journale genossen wird“. Und Voß verschob sogar die Drucklegung seiner Übersetzung Homers auf eine gelegenere Zeit, denn erst müssen die Deutschen weniger politisch, philosophisch und altklug werden, meinte er Gleim gegenüber, sonst komme er noch immer zu früh. Selbst Goethe und Schiller standen in diesem politischen Bann; alle gesellschaftlichen Unterhaltungen ihrer Kreise in Weimar und Jena waren von lebhaften Erörterungen über die Vorgänge in Frankreich beherrscht. „Sie streiten, daß sie alle zugleich schreien“, klagte Frau von Stein in einem Briefe.*)

In dieser politischen Hochflut überkam es Schiller schließlich wie eine Angst. Er fürchtete, daß über dem Lärm des Tages die idealen Güter des Lebens schwer geschädigt, ja wohl ganz mißachtet werden könnten, und fühlte sich gedrungen, dieser Gefahr durch eine geeignete Zeitschrift entgegenzutreten. Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten rief er die „Horen“ ins Leben und erklärte dabei in der Ankündigung des neuen Unternehmens Ende 1794 ausdrücklich, das Journal solle einem dringenden Bedürfnisse abhelfen; es sei zu dem Zwecke gegründet, die ein-

*) Ausführlicheres über diese politische Stimmung bei Wenck, II, S. 1 u. ff.

geengten Gemüter aus der starken Gewalt, mit der politische Begebenheiten und Meinungsverschiedenheiten jetzt alles gefangen genommen haben, „durch ein allgemeineres Interesse an allem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben, wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen“.

Von jeher hatte Schiller den Wunsch, in lebhaftere Beziehungen zum Publikum zu treten, direkter auf Geschmack und Stimmung der Menge einzuwirken, als dies durch seine Dichtungen geschehen konnte. Aus diesem Verlangen heraus, wenn auch immerhin zugleich mit dem Wunsche, seine bedrängte Lage zu verbessern, gründete er bereits 1785 die „Rheinische Thalia“. In dieser Monatsschrift wollte er anfangs zwar hauptsächlich nur die Interessen des Theaters vertreten, doch sollte das Journal auch „als ein von einem unabhängigen Weltbürger herausgegebenes Organ allem geöffnet sein, was den Menschen im allgemeinen interessiert und seine Glückseligkeit betrifft“. Allein das Unternehmen entwickelte sich nicht, die Zahl der Abonnenten blieb gering, obgleich Beiträge wie „Don Carlos“, „Der Geisterseher“ und das Lied „An die Freude“ geboten wurden; es gelang auch nicht, das Journal regelmäßig erscheinen zu lassen; gleich nach dem ersten Hefte trat eine Pause von zehn Monaten ein. Eine wiederholte Umbildung des Titels (von 1786 bis 1791 hieß er nur „Thalia“, von 1792 bis 1793 „Neue Thalia) blieb ganz wirkungslos, so daß schließlich gar nichts weiter übrig blieb, als das Unternehmen fallen zu lassen.*)

Mit den „Horen“ hoffte Schiller einen ganz anderen Erfolg zu erzielen. Schon daß sich der einflußreiche und thätige Cotta bereit erklärte, das Journal in Verlag zu nehmen, bot ja eine Gewähr für ein kräftiges Emporblühen; zudem war es Schiller jetzt vermöge seines bedeutenden litterarischen Ansehens möglich, einen großen Kreis hervorragender Mitarbeiter anzuwerben. Allerdings gaben viele berühmte Autoren vorläufig nur das Ver-

*) Minor, Schiller. Berlin 1890, Bd. 2, S. 252 u. ff. u. 455 u. ff., wo das Schicksal der „Thalia“ eingehend dargelegt wird.

sprechen, Einsendungen zu machen, und lösten dieses Versprechen nie ein, wie z. B. Kant, Klopstock, Lichtenberg u. a., so daß Schiller an Körner schrieb: „Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, doch nur wenige“. An Honorar gestattete Cotta den Mitarbeitern bis zu 6 Louisdor für den Bogen zu zahlen; für die Redaktionsarbeit wurde Schiller mit einem Jahrgehalt von 1000 Thalern honoriert.

In der Ankündigung der neuen Zeitschrift verbürgte sich der Herausgeber ausdrücklich dafür, daß diese einer heiteren Unterhaltung gewidmet sein würde, damit sie Geist und Herzen des Lesers eine fröhliche Zerstreuung gewähre. Daneben solle sie, indem sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befrage, zu dem Ideale der Menschheit einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten nach Vermögen geschäftig sein, um sich so ihrem einzigen Ziele, der Beförderung wahrer Humanität, zu nähern. Dadurch, daß einerseits die Resultate der Wissenschaft, von ihrer scholastischen Form befreit, soweit es thunlich sei, in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich gemacht würden, und andererseits, da nach Gesetzen geforscht würde, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheine, so wünsche der Herausgeber zur Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachteile beider trenne, und ebenso gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, wie Geschmack in die Wissenschaft einzuführen. Endlich versprach er, so weit kein edlerer Zweck darunter leide, Mannigfaltigkeit und Neuheit. Doch erklärte er dabei ausdrücklich, daß über das Lieblingsthema des Tages (die Politik) ein strenges Stillschweigen beobachtet werden solle.

Dieser Prospekt fand einen großen Widerhall in Deutschland. Das Publikum hoffte von dem allbeliebten Dichter ein Familienblatt vornehmster Art zu erhalten und abonnierte reichlich, so daß der erste Jahrgang, der mit Januar 1795 begann, alsbald über 1500 Abnehmer zählte. Die Erwartungen der Abonnenten erfüllten sich aber nicht. Wohl erschien alsbald

Goethe im Kreise der Mitarbeiter und bot die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" und einen Teil der „römischen Elegieen"; allein die Novellen sprachen nur wenig an, und die Elegieen verletzten die Leserinnen; sie gingen über die Grenzen dessen hinaus, was man an erotischer Poesie in einem Familienblatte bieten durfte. Und die weiteren Abhandlungen und Erzählungen befriedigten noch viel weniger. Schillers Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung und seine Briefe über ästhetische Erziehung waren den meisten Lesern zu philosophisch, zu gelehrt, und die auch herzlich unbedeutenden Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vinilleville zu wenig interessant. Nur die Schilderung der Belagerung von Antwerpen sprach einigermaßen an. Was sonst gebracht wurde, war oft von außerordentlich geringem Werte; der Herausgeber hatte es nehmen müssen, weil er nichts Besseres zur Verfügung gehabt hatte. Den verhältnismäßig meisten Beifall fand der Roman „Herr Lorenz Stark" von Engel; aber Schiller war davon gerade sehr wenig erbaut, denn die große Nüchternheit und spießbürgerliche Lebensanschauung in dem Charakterbilde hatte ihn durchaus nicht angemutet.

Statt aber nun alle Kräfte anzuspannen, um dem Prospekte gerecht zu werden und der abfälligen Kritik, die überall laut wurde, durch passendere Abhandlungen und Novellen zu begegnen, wandte sich Schiller alsbald noch einem anderen Unternehmen zu, der Gründung eines alljährlich herauszugebenden Musenalmanachs, womit er, allerdings ohne es zu wollen, den „Horen" eine gefährliche Konkurrenz schuf. Denn er dichtete eine ganze Reihe herrlicher Lieder und Balladen gleich für den ersten Jahrgang dieses Almanachs — es seien nur „Die Macht des Gesanges", „Pegasus in der Dienstbarkeit" (im Joch), „Der Tanz", „Das verschleierte Bild zu Sais", „Würde der Frauen" und die „Elegie" („Der Spaziergang") genannt —, die großen und ungeteilten Beifall fanden und sofort das Unternehmen sicherten, aber auch zugleich das Interesse für die „Horen" immer tiefer herabdrückten. Die Zahl der Abonnenten ging beständig zurück, und beim Schluß des Jahres 1797 blieb nichts anderes übrig,

als das mit so großen Hoffnungen in Szene gesetzte Journal aufzugeben.*)

Schiller war über diesen Mißerfolg sehr erbittert; er schalt über die Dumpfheit, Stumpfheit, Schwerfälligkeit und Flachheit des Publikums und schüttete seinen Groll rückhaltlos in den Xenien aus, die er mit Goethe in dem Musenalmanach für 1797 erscheinen ließ.

Der scharfblickende Kant hatte von vornherein an einem Erfolg der „Horen“ gezweifelt, schon allein, weil über die Politik Stillschweigen beobachtet werden sollte. Auf die Bitte Schillers, an dem Journale mitzuarbeiten, hatte er geantwortet: da in der Zeitschrift Staats- und Religionsmaterien einer gewissen Handelssperre unterworfen seien, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkte, andere die große Lesewelt interessierende Artikel gebe, so müsse er diesen Wetterwechsel noch eine zeitlang beobachten, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.

Doch konnte sich Schiller über die Enttäuschung, die ihm durch die „Horen“ bereitet worden war, sehr bald schon, wenigstens einigermaßen, damit trösten, daß er nicht der einzige bedeutende Dichter war, den das Publikum bei journalistischen Unternehmungen im Stich ließ; 1798 sollten es auch die Gebrüder Schlegel und unmittelbar darauf mußte es sogar Goethe erfahren.

Die Gebrüder Schlegel hatten die Gründung und das Schicksal der „Horen“ mit Aufmerksamkeit beobachtet. Das Journal entsprach insofern ihrem Geschmack, als es sich nur mit Philosophie und Kunst beschäftigte und die Politik ganz unberücksichtigt ließ, aber es mißfiel ihnen trotzdem, weil es sich in den nach ihrer Meinung höchst philiströsen Grundbegriffen Kants hielt. Sie hatten sich eine ganz andere, eine ganz neue Weltanschauung herausgebildet, und als sie nun sahen, daß es mit den „Horen“ zu Ende ging, beeilten sie sich, dem Publikum einen

---

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgeg. v. W. Volmer. Stuttg. 1880 u. O. Brosin, Schiller's Verhältniß zu dem Publikum seiner Zeit. Lpzg. 1875. Zudem die Briefwechsel Schillers mit Goethe und Körner.

Ersatz zu bieten und mit „höchstmöglicher Freiheit" und „erhabener Frechheit" das Höchste zu leisten, um dann „nach fünf bis 10 Jahren", so meinte Friedrich Schlegel, die „kritischen Diktatoren in Deutschland zu sein" und dabei zugleich die verhaßte „Allgemeine Litteratur-Zeitung" „zu Grunde zu richten". Die ersten Pläne hierzu baute Friedrich aus, der sich damals in Berlin aufhielt, doch war auch August Wilhelm alsbald eifrig für das Unternehmen thätig. Die erste Schwierigkeit machte der Titel. Friedrich schlug zunächst den Namen „Hercules" vor. „Man könnte da leicht so die Idee vom Hercules Musagetes heranziehen", schrieb er an den Bruder, „da so viele der jetzigen Musageten von der herculischen Arbeit, die doch auch in der Poesie und in der Kritik vorfällt, gar keinen Begriff haben". Aber August Wilhelm fand den Titel zu anmaßend und erklärte sich für „Dioskuren", da sie beide ja doch das Journal hauptsächlich allein schreiben wollten. Diese Bezeichnung fand jedoch Friedrich „ordentlich kindlich bescheiden" und teilte dem Bruder mit, daß Schleiermacher den Einfall gehabt habe, das Blatt die „Parzen" zu taufen, „weil doch mancher litterarische Lebensfaden würde abgeschnitten werden". Auch der Name „Schlegeleum" wurde erwogen, bis man sich endlich auf Friedrichs Vorschlag für den Titel „Athenäum" entschied. Einen Verleger gewann Friedrich in dem Buchhändler Fr. Vieweg in Berlin. Das Unternehmen wurde sodann so rasch gefördert, daß bald nach Ostern 1798 des ersten Bandes erstes Stück ausgegeben werden konnte. Es enthielt außer einer „Vorerinnerung" zwei Beiträge von August Wilhelm, eine Anzahl Aphorismen von Novalis und Bemerkungen über die griechische Elegie von Friedrich mit einigen von August Wilhelm übersetzten Proben. In der „Vorerinnerung" hieß es: „In Ansehung der Gegenstände streben wir nach möglichster Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt, im Vortrage nach der freiesten Mittheilung. Um uns jener näher zu bringen, hielten wir eine Verbrüderung der Kenntnisse und Fertigkeiten, um welche sich ein jeder von uns an seinem Theil bewirbt, nicht für unnütz. Bei dieser leitete uns der gemeinschaftliche Grundsatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals

aus Rücksichten nur halb zu sagen". Weiterhin wurde aufgezählt, in welcher Abwechselung man Abhandlungen aus allen Gebieten bringen wolle, doch heißt es dann, ganz wie bei den „Horen:" „Was in keiner Beziehung auf Kunst und Philosophie, beide in ihrem ganzen Umfange genommen, steht, bleibt ausgeschlossen". Endlich wurde versichert, daß die vollständige Unabhängigkeit des Geistes gewahrt werden solle, damit jeder seine Meinung frei bekennen könne. Die Abhandlungen August Wilhelms, „Die Sprache. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche" und „Beiträge zur Kritik der neuesten Litteratur", bleiben so ziemlich im hergebrachten Geleise, die erstgenannte Arbeit steht ganz im Banne Herders, in der letzteren bewegt sich der Verfasser etwas freier, er verspottet den damals beim großen Publikum sehr beliebten Romanschriftsteller August Lafontaine, witzelt über die Schreibseligkeit des „fröhlichen Mannes" mit der „ein wenig auf den Kauf gemachten Moral", um dann ein reiches Lob auf Ludwig Tieck und dessen Märchen zu ergießen, in denen ihn besonders der Goethesche Stil entzückte.

Etwas Außergewöhnliches, durchaus Neues, Reformatorisches boten diese Aufsätze also nicht; auch die weiteren Hefte wirkten nicht so revolutionär, so umstürzend und vernichtend, wie es Friedrich gehofft hatte, obwohl in den „Fragmenten" und in der Würdigung von „Wilhelm Meister", den beiden Beiträgen des zweiten Heftes, eine Fülle origineller Gedanken ausgestreut wurde. Die „Fragmente" stellten eine gemeinschaftliche Gabe August Wilhelms, Friedrichs und Schleiermachers dar, die Abhandlung über den Goetheschen Roman war eine wertvolle Studie Friedrichs.

Am rückhaltlosesten offenbarte sich der neue Geist der jungen empordrängenden Schriftsteller in den „Fragmenten"; hier traten bereits die Ideale klar zu Tage, von denen später der Kreis der Romantiker erfüllt war.

Alle Gebildeten, heißt es da, müßten sich zu einer unsichtbaren Kirche zusammenschließen. Eine große Symphonie verwandter Geister werde sich dann bilden. Doch nicht in die politische Welt solle man den Glauben und die Liebe „verschleudern",

sondern in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst sein Innerstes opfern. Die verschiedenen Künste aber solle man wieder einander nähern und Übergänge aus einer in die andere suchen. „Bildsäulen beleben sich dann vielleicht zu Gemälden, Gemälde werden Gedichte, Gedichte zu Musik, und wer weiß, so eine herrliche Kirchenmusik steigt auch einmal wieder als ein Tempel in die Luft“. Alle Kunst aber solle Wissenschaft und alle Wissenschaft Kunst werden, als das höchste Produkt dieser Verschmelzung werde die Universalpoesie hervorgehen, d. i. die romantische.

Also sich bilden, Künstler im weitesten Sinne des Wortes werden, müsse Ziel und Wille des Daseins sein. Und darum sei Gott der an Bildung unendlich Volle; jeder gute Mensch aber werde immer mehr und mehr Gott, je mehr er sich bilde. Die Religion sei infolgedessen nicht bloß ein Teil der Bildung, sondern ihr Zentrum, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.

Diesen weiten Gedankengängen des „Athenäums“ folgte aber das große Publikum nicht; viele fanden die Zeitschrift unverständlich und klagten über den Mystizismus des Ausdrucks; andere, wie Schiller, beschwerten sich über die „einseitige Manier“. Der Beifall war also gering und die Zahl der Abonnenten klein. In bitterm Humor fragte Friedrich seinen Bruder, ob es nicht gut sein würde, künftig mit jedem Hefte des „Athenäums“ auch noch ein Stück Honigkuchen gratis auszuteilen; zugleich aber tröstete er sich damit, daß dermaleinst im neunzehnten Jahrhunderte gewiß jeder die „Fragmente“ mit viel Behagen und Vergnügen genießen, und daß man dann auch bei den härtesten und unverdaulichsten keines Nußknackers bedürfen werde.

Vorläufig fand aber das große Publikum das „Athenäum“ ungenießbar, und das Blatt ging im Sommer 1800 ein.*)

Noch entschiedener, als das Schlegelsche „Athenäum“, wurden aber die „Propyläen“ abgelehnt, die Goethe mit dem

*) Haym, Die romantische Schule. Berl. 1870, S. 270 u. ff.

Maler und Kunsthistoriker Johann Heinrich Meyer von 1798 ab herausgab. Goethe wollte mit dieser Zeitschrift aus der unschönen Gegenwart in das hehre Reich der Kunst entfliehen und damit zugleich den durch Winckelmann neu erschlossenen Hellenismus einem größeren Kreise verständlich machen. Wenn das geschehen sei, so meinte er, werde auch wieder eine harmonische Bildung herrschen. Auf ernste Künstler, wie Rauch, machten denn auch die Abhandlungen Goethes über Kunstwahrheit und Idealismus einen nachhaltigen Eindruck, aber im großen Publikum blieben sie ungelesen, denn die hoheitsvolle hellenische Kunst stand mit dem Lärm der Zeit in viel zu grellem Widerspruch.

Den Verlag der Zeitschrift hatte Cotta übernommen, aber nicht in der Erwartung, mit dem Journale etwas zu verdienen, sondern in der Hoffnung, durch das Unternehmen nun mit Goethe in engere Verbindung zu kommen. Er geizte darum auch nicht mit dem Honorare und zahlte für das Heft „Propyläen“, 11 Bogen stark in Oktav, 60 Karolinen, d. i. Louisdor (den Louisdor damals zu 6 Thlr. 2 Gr. 9 Pf.). Da aber Mitte 1799 erst 450 Exemplare abgesetzt worden waren, so hatte Cotta um diese Zeit bereits einen Verlust von 2500 fl. zu verzeichnen.

Schiller war über diese Gleichgültigkeit des Publikums des Höchsten entrüstet. „Was Cotta von dem Absatz der ‚Propyläen‘ schreibt“, äußerte er gegen Goethe, „ist zum Erstaunen und zeigt das kunsttreibende und kunstliebende Publikum in Deutschland von einer noch viel kläglicheren Seite, als man bei noch so schlechten Erwartungen je hätte denken mögen . . . Zwar ist zu hoffen, daß das neueste Stück mehr Käufer anlocken wird, aber bei der Kälte des Publikums für das bisherige und bei der ganz unerhörten Erbärmlichkeit desselben, die sich bei dieser Gelegenheit manifestiert hat, läßt sich nicht erwarten, daß selbst dieses Stück das Ganze wird retten können“. Diese Vermutung traf auch ein; 1800 mußten die „Propyläen“ aus Mangel an Teilnahme ihr Erscheinen einstellen.

Die „Kälte“ und „unerhörte Erbärmlichkeit“ des Publikums,

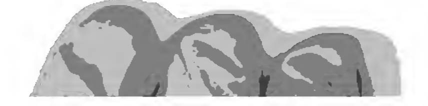
über die Schiller so laut klagte, konnte aber doch nicht so ohne weiteres und so ganz und gar auf den Mangel an Bildung und das geringe Interesse für das wirklich Schöne und Edle geschoben werden. Das hätte Schiller schon der große Beifall sagen müssen, den seine Balladen und sein „Wallenstein“ im ganzen deutschen Volke gefunden hatten. Wenn die „Horen“, das „Athenäum“ und die „Propyläen“ sich keinen größeren Leserkreis gewannen, so lag das hauptsächlich an den Mängeln der Redaktion, an der großen Einseitigkeit der Zeitschriften. Wären die Herausgeber dieser Blätter den Wünschen des Publikums nur einigermaßen entgegengekommen, so würden sie immerhin einen gewissen Erfolg erzielt haben; denn mit der erregten politischen Diskussion war auch das sonstige geistige Leben in allen Kreisen sehr energisch geweckt worden und äußerte sich — da sich eine andere Bethätigung nicht bot — in einer großen Leselust. Auch bei den Frauen zeigte sie sich und fand ihre Nahrung in einer Menge leichter Unterhaltungslektüre, den Romanen von August Lafontaine, A. v. Thümmel, K. G. Cramer u. a., sowie in allerlei Unterhaltungsjournalen. Diese standen aber alle auf einem so niedrigen Niveau, daß wir hier nur drei nennen wollen, das „Journal des Luxus und der Mode“, die „Erholungen“ und die „Straußfedern“.

Das „Journal des Luxus und der Mode“ wurde von Friedrich Justus Bertuch ins Leben gerufen. Bertuch war ein unternehmender und geschäftskluger Mann. Geboren 1747 zu Weimar, studierte er zunächst die Rechtswissenschaft, war dann eine Reihe von Jahren Hofmeister und trat 1775 als Kabinettssekretär in die Dienste des Herzogs Karl August. Hierauf stieg er 1785 zur Stelle eines Legationsrates empor, quittierte aber 1796 den Staatsdienst, um sich vollständig seiner Verlagsbuchhandlung, die er bereits Ende der siebziger Jahre gegründet hatte, und ganz besonders seinem „Journal des Luxus und der Mode“ zu widmen, das er seit 1787 herausgab. Die Zeitschrift erschien in groß Oktav und war mit vielen sehr hübschen bunten Modekupfern geziert. Der Herausgeber kam mit ihr einem allgemeinen Bedürfnis entgegen. Bei der Üppigkeit, die mehr

und mehr in der Tracht, im gesellschaftlichen Verkehr und bei allen Kunstbestrebungen überhand nahm, verlangte das Publikum, vor allem die Frauenwelt, nach einem Führer durch die Salons in Paris, London, Wien und Berlin, und Bertuch wußte für geschickte Korrespondenten zu sorgen, die über das Treiben der vornehmen Welt, die Haupthelden des Tages, über Theater, Konzerte und sonstige Amüsements angenehm zu plaudern vermochten. Der grimmige Ernst der Zeit wurde nur hie und da einmal leicht gestreift; es wurde vorausgesetzt, daß er genügend bekannt sei. Durch diese treuen und lebendigen Kultur- und Sittenschilderungen hat das „Journal des Luxus und der Mode“ einen gewissen Wert erhalten. Es ist eine Fundgrube für zahllose kleine Züge aus dem sittlichen und geselligen Leben jener großen Kulturperiode zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Bertuch redigierte die Zeitschrift über dreißig Jahre und übergab sie dann seinem Schwiegersohne Ritter von Froriep, worauf sie noch bis 1827 erschien. Mittlerweile war Bertuch 1822 gestorben.

Eine ziemlich oberflächliche Unterhaltung boten die „Erholungen“, welche W. G. Becker (geb. 1753, gest. 1813) von 1796 bis 1810 in Leipzig herausgab. Die Hauptmitarbeiter waren Gleim, Tiedge, Kotzebue, Langbein, Mahlmann u. a.

Die längere Zeit sehr beliebten „Straußfedern“, die im Nicolaischen Verlage in Berlin erschienen, waren kein wirkliches Journal, sondern nur eine Sammlung von Novellen, Märchen und Anekdoten meist französischen Ursprungs. Der alte Musäus, der Verfasser der vielgelesenen „Volksmärchen“, hatte das Unternehmen noch 1787, kurz vor seinem Tode, begonnen, dann hatte Joh. Gottwert Müller, bekannt durch seinen Roman „Siegfried von Lindenberg“, einige weitere Bände zusammengestellt, bis sich schließlich 1796 der junge Ludwig Tieck auf Nicolais Veranlassung bereit finden ließ, die Serie fortzusetzen, und bis 1798 rasch nach einander nicht weniger denn 13 Erzählungen lieferte, alle zwar im philiströsen Nicolaischen Geschmacke gehalten und, wie Haym sagt, „frevelhaft nachlässig hingesudelt“, aber trotzdem lebhaft und anmutig vorgetragen.



Die große Kulturepoche, in deren Mitte der König Friedrich II. von Preußen steht, schließt mithin für die Geschichte des deutschen Zeitungswesens keineswegs so glänzend ab, wie nach den vielversprechenden Anfängen hätte vermutet werden können. Wohl erhob sich der deutsche Geist aus seiner Gedrücktheit; die moralischen Wochenschriften zeigten den Weg, auf dem der Mensch aus der Verwahrlosung wieder zu gesitteten Zuständen gelangen konnte; die Thaten des großen Königs weckten wieder das Vaterlandsgefühl, das im Jammer des dreißigjährigen Krieges ganz erstorben war. Aber die harte Zensur der Regierungen, nicht zum mindesten die Friedrichs II., unterdrückte wieder alle patriotischen Äußerungen. Zwar suchte das neugeweckte geistige Leben jetzt seinen Ausdruck in der schönen Litteratur zu gewinnen, allein diese Ablenkung konnte doch nur kurze Zeit entschädigen und befriedigen. Bei der großen Erregung, die zunächst der Befreiungskampf der Nordamerikaner und dann ganz besonders die französische Revolution in allen Gemütern hervorrief, drängte sich aufs neue die Erörterung der politischen Tagesfragen hervor, und Männer wie Schubart, Weckherlin und Schlözer suchten die großartigen Umwälzungen zu beleuchten und ihre Wirkung — besonders inbezug auf Deutschland — abzuschätzen. Aber sie alle, und noch viele andere, wurden sehr bald zum Schweigen gebracht; die kurzsichtigen Regierungen beschränkten die politischen Erörterungen mehr und mehr und unterdrückten schließlich jedes offene Wort. Da war es denn ganz natürlich, daß es dem deutschen Volke, als die Wogen der französischen Revolution über die deutsche Grenze stürzten und die Franzosen Deutschland überfluteten, an jeder politischen Bildung gebrach, und daß während der Fremdherrschaft jene Verwirrung der politischen Anschauungen eintrat, die unsere Nation nach jeder Richtung hin so schwer schädigte. Zu Beginn des zweiten Bandes werden wir diesen traurigen Zustand, so weit er sich in den deutschen Zeitungen widerspiegelt, zu beleuchten haben; aber erfreulicherweise tritt diese dunkle Periode schnell zurück, und mit gewaltiger Kraft erhebt sich die Nation, um endlich die Stelle einzunehmen, die ihr gebührt. Nirgends tritt dieses Ringen und Streben klarer zu

Tage, als in der Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Der weitaus größte Teil des zweiten Bandes wird daher das Emporsteigen des deutschen Volkes zu schildern haben und mit diesem die Entwicklung der so lange vergeblich erstrebten nationalen Presse.



Verzeichnis der Zeitungen.



Namenregister.





Von Dr. **Ludwig Salomon** sind bereits nachstehende Werke erschienen:

Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.

2. Auflage.

(Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.)

Es existiert kein zweites Werk, aus welchem man sich selbst noch über die neuesten Erscheinungen unserer Litteratur so zu orientieren vermöchte, wie aus Salomons vorliegender Arbeit.

Stadtpfarrer Dr. Rud. Pfleiderer in Ulm im „Deutschen Litteraturblatt".

Das Werk verdient weiten Kreisen empfohlen zu werden.

Deutsche Rundschau.

Der Beifall eines großen Leserkreises wird dem Werke nicht fehlen.

Kölnische Zeitung.

Möchten alle, die Anteil an dem geistigen Leben der Nation nehmen, das schöne, warm-patriotische Buch sich zu eigen machen.

Berner Bund.

Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert.

(Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.)

Die populär-wissenschaftliche Litteratur über unsere nationale Geschichte im 19. Jahrhundert hat durch Ludwig Salomon eine neue Bereicherung in dieser frisch und anregend geschriebenen, zusammenfassenden Darstellung erhalten.

Dr. Georg Winter in den „Blättern für litterar. Unterhaltung".

Signora Francesca.

Eine Geschichte aus Paul Flemings Leben.

(Verlag von Fr. Andr. Perthes in Gotha.)

Zu dem spannenden Inhalt der Novelle gesellt sich eine musterhafte Darstellung, die besonders in den kultur-historischen Schilderungen von fesselndem Reiz ist und auch eines gewissen Humors nicht entbehrt.

Hamburger Nachrichten.



Spaziergänge in Süd-Italien.

Mit vielen Illustrationen.

(Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg.)

Mehr als der anspruchslose Titel erwarten läßt, bietet dieses Buch. Die persönlichen Erlebnisse des Verfassers treten zurück vor farbenreichen Naturschilderungen und belehrenden historischen Mitteilungen.

Deutsche Rundschau.

Gehaltvoller und lebendiger (als . . . .) erscheinen uns die „Spaziergänge in Süd-Italien", die in der That die Umgebung von Neapel und Palermo aus frischer Erinnerung schildern. (Folgt eine längere Besprechung.)

Die Grenzboten.

Ludwig Salomon hat einen scharfen Blick für treue und sachliche Beobachtung und weiß das Geschaute lebhaft und oft malerisch wiederzugeben. Seine Empfänglichkeit für die Naturschönheiten Süd-Italiens, sein Verständnis und seine Neigung für die Bevölkerung vereinigen sich mit seinem künstlerischen Interesse und seinem künstlerischen Wissen, um den Leser mannigfach zu unterhalten, zu bereichern und anzuregen.

Prof. Dr. Karl Frenzel in der „National-Zeitung".

Der Verfasser ist ein Mann, dessen Bildung und Wissen den geistigen Besitz der meisten Italien-Reisenden um vieles übertrifft. So kann er auf Dinge und Geschehnisse aufmerksam machen, die dem Leser neu und wertvoll sind. . . . Die Darstellung zeigt den gewandten Schriftsteller. . . .

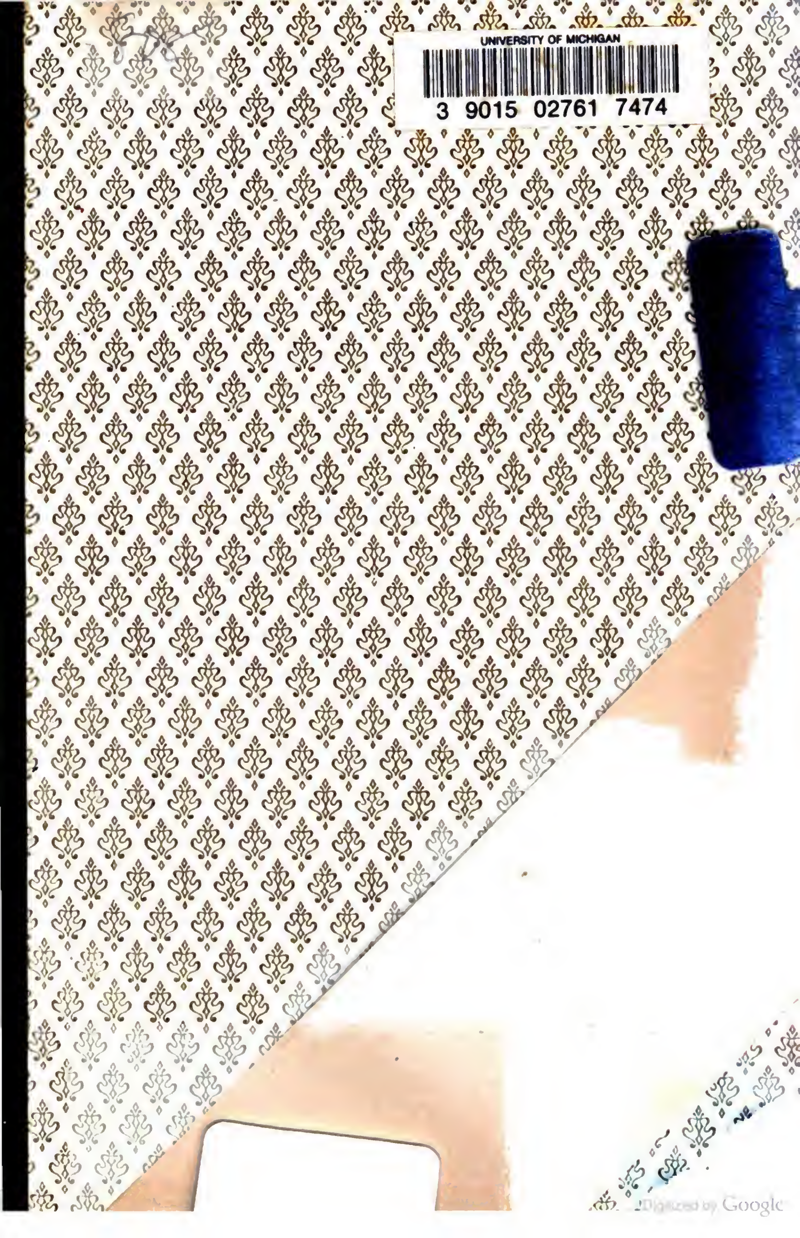
Otto von Leixner in der „Romanzeitung".

Wir folgen dem Verfasser gern, denn er ist nicht nur ein kundiger Führer, der das Charakteristische der Gegend erkannt hat und es überall zu betonen weiß, er ist nicht nur ein Gelehrter, der die Früchte seines Studiums in angenehmster Form unaufdringlich darzubieten weiß, er ist auch ein Dichter, ein Künstler, der schöner sieht als der gewöhnliche Sterbliche, und der es versteht, seinen Schilderungen Farbe und Leben einzuhauchen.

Schulte vom Brühl im „Wiesbadener Tageblatt".

Wir zählen diese „Spaziergänge in Süd-Italien" zu dem Anmutigsten und Unterhaltensten, was uns die vielen Italien-Schilderer bislang vorgesetzt.

Badische Presse.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02761 7474

